



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



*Gesammelte Schriften*  
*des Verfassers der Ostereier*  
Christoph von Schmid

Digitized by Google

33

538,12



BOUGHT WITH  
THE INCOME FROM  
THE BEQUEST OF  
CHARLES MINOT,  
OF SOMERVILLE,  
(Class of 1828,)

12 Jan. 1872.











*H. Dähling del.*

*F. Wagner sc.*

## FERDINAND.

Verlags-eigenthum von Louis Finstedin in München.

# Gesammelte

Reden und Aufsätze

von Dr. phil. h. c. h. Adolf Wagner

Leipzig, Verlag von C. F. W. Sittler

1891

Preis 1 Mark 50 Pfennig

Verlag

Leipzig, Verlag von C. F. W. Sittler



**Gesammelte**  
**Sch r i f t e n**

des

**Verfassers der Oesterreicher,**

**Christoph von Schmid.**

**Originalausgabe von letzter Hand.**

**Neuntes Bändchen.**

**Zweite unveränderte Auflage.**

**München,**  
**J. Neumann'sche Verlags-Buchhandlung.**  
**1860.**

49538, 1/2

1872, Jan. 12. (H) 2  
Minat Fund.

Verfasser des Buches

Dr. phil. von Schmid

Originalausgabe von letzter Hand

zweites Bändchen

zweite unversehrte Auflage

Leipzig  
Verlag von C. Neumann, Neudamm  
1880

Ferdinand.



\*1

## Erstes Kapitel.

### Ferdinands Welterne.

Zur Zeit, da der deutsche Kaiser zugleich König von Spanien war, lebte in diesem herrlichen Lande Graf Alvarez von Albalba. Er war Grand von Spanien, welcher Name eine Würde bezeichnet, zu der nur Herzoge und die ersten Grafen des Reiches erhoben wurden. Er besaß in Madrid, der Hauptstadt des Landes, einen prächtigen Pallast, hatte in den schönsten Gegenden Spaniens mehrere Schlösser und Landgüter, und überdies noch große Schätze an Gold, Silber und Kostbarkeiten aller Art. Was aber über dieses Alles ging, er war ein Mann von großem Verstande und dem edelsten Herzen; er bediente sich seiner Einkünfte, seines Ansehens und seines Reichthumes nur zum Besten seiner Mitmenschen.

Seine Gemahlin Isabella war eine der besten Frauen, die je gelebt haben. Obwohl sie nicht vollkommen gesund und fast immer sehr blaß von Angesicht war, so gaben ihre Sanftmuth und ihre wohlwollenden Gesinnungen ihr dennoch eine unbe-

schreibliche Anmuth. In ihrem ganzen Benehmen hatte sie, so wie in ihrer Gestalt und in ihrem ganzen Wesen, etwas ungemein Zartes. Sie glich einer lieblich blühenden Lilie.

Beide, der Graf und die Gräfin, lebten in der glücklichsten Ehe. Allein wie denn kein Erdenglück vollkommen ist, so hatten auch sie ein nicht geringes Leiden. Sie waren schon mehrere Jahre verheirathet, und hatten noch keine Kinder, die einst die Erben ihrer Güter — und ihrer Tugenden hätten werden können. Dies machte besonders der Gräfin einen tiefen Kummer. Sie fürchtete im Stillen, ihr Gemahl möchte sie deswegen weniger achten. Ihre schönen Landgüter und reichen Besitzungen freuten sie nur halb. Manche Freude verwandelte sich für sie in Wehmuth.

Einst hatte ihr Gemahl ihr ein kleines, liebliches Gemälde in goldenem Rahmen geschenkt, das die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde vorstellte. Die mütterliche Zärtlichkeit, mit der die Mutter auf das holde Kind niederblickte, war ganz unvergleichlich schön ausgedrückt. Indem aber die gute Gräfin das schöne Bild betrachtete, kamen ihr Thränen in die Augen. „Ach,“ seufzte sie, „Maria war wohl die seligste aller Mütter; möchte mir nur ein Schatten dieser Seligkeit zu Theil werden!“

Einmal an einem schönen Sommertage ging sie mit ihrem Gemahl hinaus in das Feld. „Eine

arme Tagelöhlerin schnitt an dem Rande eines Ackerb für ihre einzige Ruh mit der Stichel Gras ab. Nicht weit von ihr saß in dem Grase ihr Kind, ein zartes schwarzlockiges Knäblein, das wie eine Rose blühte. Die Mutter hatte Blumen gepflückt, und sie ihm zum Spielen in den Schooß geschüttet. Fast jeden Augenblick blickte sie bei ihrer Arbeit nach dem Kinde, lächelte ihm freundlich zu, und redete mit ihm. Die Gräfin ging zu dem Kinde hin, betrachtete es mit Wohlgefallen, und sagte zu der Mutter, halb im Scherze und halb im Ernste: „Wollt Ihr das schöne Kind nicht mit geben?“ Allein die arme Mutter rief: „Nein, nein, nicht um alle Reichthümer des Königs!“ Die Gräfin ging und sprach im Weitergehen zu ihrem Gemahl: „Wie reich ist diese Mutter bei ihrer Armuth; und wie arm bin ich bei allem Reichthume, da ich der Mutterfreuden entbehren muß!“

Eine Jugendfreundin der Gräfin, Dohna Blanka, eine sehr lobenswürdige Frau, die mit dem Bruder des Grafen verheiratet war, hatte bereits fünf Kinder, die sie vortrefflich erzog. Sie kam alle Jahre einmal zur Gräfin Isabella auf Besuch, brachte alle ihre Kinder mit, und blieb dann, auf die freundliche Bitten der Gräfin, immer einige Wochen länger, als sie im Sinne gehabt hatte. Die edle Isabella hatte an den Kindern ihrer Freundin eine so große Freude, daß sie ihres Leidens

darüber vergaß. Sie gab den Kindern allerlei Spiele an, und ergeßte sich an ihrer Lebhaftigkeit und ihren kindlichen Fragen und Einfällen. Eine Kleinigkeit aber konnte ihr Gemüth verletzen. „Du, Tante,“ fragte einmal einer der Knaben, ein Kind von sechs Jahren, in seiner kindlichen Einfalt, „warum hast denn du keine Kinder?“ Gräfin Isabella sagte: „Ihr alle seyd ja auch meine Kinder.“ „O,“ rief der Knabe, „dann sind wir glückliche Kinder, daß wir zwei so gute Mütter haben!“ und hüpfte vor Freude. Die Gräfin aber hatte Thränen in den Augen.

So gerne Donna Blanka mit ihren Kindern bei ihrer Freundin war, so mußte sie, um ihre häuslichen Angelegenheiten nicht zu versäumen, doch wieder abreisen. Gräfin Isabella nahm den zärtlichsten Abschied von ihr, und beschenkte noch alle Kinder überreichlich. Als sie abgereist waren, und der fröhliche Tumult der Kinder sich nirgends mehr hören ließ, so schienen der Gräfin die Zimmer des Schlosses und die Rasenplätze und Gänge des Gartens ganz öde und wie ausgestorben. Die Stille, die nun da herrschte, erfüllte sie mit Wehmuth, und der Schmerz, keine Kinder zu haben, ergriff sie mit erneuter Gewalt.

Da sie nicht so glücklich war, Kinder zu haben, denen sie ihr liebevolles Herz hätte zuwenden können, so verbreitete sich ihre Liebe über alle Kinder

ihrer Grafschaft. Es schmerzte sie sehr, in ihrem Wohnorte viele Kinder auf der Straße müßig und verwahrlost umher laufen zu sehen. Sie ließ daher ein entbehrliches Nebengebäude des Schlosses zu einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt einrichten, stellte Lehrer und Lehrerinnen auf, sorgte dafür, daß die Kinder Frühstück, Mittag- und Abendessen bekamen, und ließ sie für die kleinen Arbeiten, mit denen man sie zu beschäftigen wußte, reichlich bezahlen, um ihnen Lust zur Arbeit zu machen, und ihnen ein kleines Kapital für die Zukunft zu hinterlegen. Fast täglich besuchte sie dieses Haus, kannte alle Kinder, wußte sie mit Namen zu nennen, wohnte dem Unterrichte bei, fragte die Kinder, besah ihre Arbeiten, und beschenkte die Fleißigen. Sie verkostete ihre Speisen, und fand sich sogar bei ihren Spielfunden im Garten ein. Die Kinder gewöhnten sich bald an Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung, und wurden von Herzen fromm. Sie bekamen auch ein sehr heiteres, blühendes Aussehen. Sie waren in diesem Hause sehr gerne, und nannten die Gräfin, was ihr große Freude machte, nie anders, als Mutter. Die edle Gräfin machte auch eine Stiftung, damit diese Anstalt nach ihrem Tode noch fortbauern möge.

Indeß wurde der sehnlichste Wunsch und das heiße Gebet der Gräfin endlich doch noch erfüllt. Sie wurde Mutter eines Sohnes. Das Anbleiben

war frisch und gesund; allein die Mutter wurde gefährlich krank, und bald war alle Hoffnung des Lebens verschwunden. Ihre letzten Augenblicke waren über alle Beschreibung schön und rührend; an ihr zeigte sich recht die Kraft der Religion. Voll Glaubens und Vertrauens ergab sie sich in den göttlichen Willen, und ihre Hoffnung des ewigen Lebens benahm dem nahen Tode alle Schrecken. Sie tröstete ihren trauernden Gemahl, und dankte ihm für seine Liebe und Treue. Sie verlangte ihr Kind noch einmal zu sehen. Der tiefbetrübte Vater brachte es. Sie setzte sich in dem Bette noch einmal auf, schloß das Kind in die Arme, blickte das letzte Mal lächelnd — es noch einmal an, benetzte es dann mit ihren letzten Thränen, und sagte: „Armes, armes Kind! Du schaust mich wohl an, aber du kennst mich, deine Mutter, noch nicht; du weißt noch kaum etwas um dich selbst; du weißt nicht, wie voll Liebe mein Herz zu dir sey. Du kannst deine Mutter, bevor sie von dir scheidet, nicht einmal mit dem ersten Lächeln begrüßen, viel weniger den Mutternamen aussprechen. Du weißt nicht, wie schwer mir das Scheiden falle! Du wirst dich des mütterlichen Angesichtes, das nun bald in Staub zerfällt, niemals erinnern, und nicht einmal wissen, daß du deine Mutter gesehen! Ohne meine zärtliche Pflege wirst du aufwachsen, wenn du anders mir nicht bald in jene Welt nachfolgest!

Doch der Wille des Herrn geschehe!" Thränen unterdrücken sie. Sie küßte das Kind, segnete es; gab es dem Vater zurück, und sagte: „So lege ich es in Gottes und deines Arme! — Gott wird für das arme mütterlose Waislein sorgen, und auch du wirst ihm ein treuer Vater seyn.“ Der Schmerz und das Weiden hatten sie sehr angegriffen; sie schwieg lange Zeit; nur blinnte sie mehrmals stille betend zum Himmel.

Die Fieberhitze nahm immer mehr zu. Auf einmal verlangte sie ihr Schmuckkästchen. Der Graf glaubte, sie rede in der Fieberhitze irre. Allein sie sprach: „Ich weiß gar wohl, was ich vorhabe; bringt es mir!“ Die Kammerfrau brachte das Kästchen, und bot es ihr offen hin. Isabella sah nach, ob sich aller Schmuck darin befände, und sprach dann zu ihrem Gemahl: „Diesen Schmuck erhielt ich einst, da ich Braut war, von dir, liebster Gemahl, zum Brautgeschenke, nun möchte ich, wenn es dir auch recht ist, ihn der geliebtesten meiner Freundinnen, meiner theuern Blanca, als ein Vermächtniß hinterlassen.“ Der Graf gab dieses sehr gerne zu. Sie wollte das Schmuckkästchen mit dem Schlüsselchen wieder zuschließen; allein sie kam damit nicht mehr zurecht, und sagte: „Ach, mit diesem Schmucke schmückte die gütige Blanca meine Haare an dem Tage, da sie als Brautjungfrau mich zum Altare begleitete; sie empfangt diesen Schmuck nun



aus meinen bereits erstarrenden Händen. Schreib ihr das, meiner geliebten Freundin, und bitte sie, diese Steine und Perlen zum Andenken an eine Freundin zu tragen, die ihr treu blieb bis in den Tod."

Ermattet schwieg sie wieder eine Weile, und sagte dann: „Ich hätte wohl noch einen Wunsch; ich sehe aber nicht, wie er zu erfüllen ist. Die erste Erziehung der Kinder gehört den Müttern an; und da wünschte ich denn, daß meine liebe Blanka, diese vortreffliche Mutter, dieses mein Kind mit ihren Kindern erziehen möchte! Allein ich weiß wohl, liebster Gemahl, daß du dich von dem geliebten Kinde, dem theuren Pfande unserer Liebe, nicht wirst trennen wollen. Dieser mein Wunsch wird daher wohl unerfüllt bleiben."

„Seh ruhig, liebste Isabella," sprach der Graf; „Gott wird es so fügen, daß deine Freundin noch die Erzieherin unsers lieben Kindes werde." Es durchschauerte ihn die Ahnung, daß er selbst nicht mehr lange leben werde; allein in diesem Augenblicke wollte er seiner geliebten Gemahlin nichts davon sagen.

Die edle Gräfin ertrug ihre Schmerzen mit himmlischer Geduld; es war nichts Irdisches mehr in ihr. Sie kam dem Tode sichtbar näher. Tief betrübt saß der Graf an ihrem Sterbebette. Nach und nach versammelten sich alle Bewohner des

Schlösses, mit leisen Tritten, Augen voll Thränen und gefalteten Händen um das Sterbette ihrer innigst vereherten und geliebten Gebieterin. Traurige Stille herrschte in dem Zimmer; Alle waren voll banger Erwartung.

Die Fenster des Zimmers gingen in den Garten; es war der herrlichste Frühlingstag. Eine Kammerjungfer sagte leise, aber doch nicht leise genug, zu der Kammerfrau, die neben ihr stand: „Ach, es ist doch hart, von dieser schönen Welt zu scheiden und alle seine lieben Freunde zu verlassen.“ Die Gräfin, die das gehört hatte, wie denn das Gehör der Sterbenden gewöhnlich viel feiner ist, sagte mit schwacher Stimme: „Ich komme ja in eine schönere Welt, und mein liebes Kind, mein lieber Gemahl und Alle, die ich auf Erden liebe, folgen mir dereinst nach.“ Ihr Angesicht war, indem sie dieses sagte, von der Hoffnung, dem Himmel nahe zu seyn, und dort ihr Kind, ihren Gemahl, ihre lieben Freunde einst wieder zu sehen, wie verklärt. Wenige Augenblicke darauf verschied sie unter den Thränen und Seufzern des Grafen und aller Umstehenden, und unter dem lauten Gebete eines frommen Geistlichen aus einem benachbarten Kloster, der ihre letzte Beicht angehört, und aus dessen Hand sie das Brod des Lebens für die weite Reise in die Ewigkeit empfangen hatte.

Der Schmerz des Grafen über den unerseßlichen Verlust seiner geliebten Gemahlin war unaussprechlich. Nur der feste Glaube, daß es der Wille Gottes so sey, erhielt ihn aufrecht, daß er dem Schmerz nicht unterlag. Er fiel an dem Sterbette seiner Gemahlin auf die Knie, und rief, die Hände ringend unter heißen Thränen und mit herzerschütternder Stimme: „Herr, dein Wille geschehe!“ Hierauf betrachtete er das Angesicht seiner verbliebenen Gemahlin noch einmal und sagte: „So lebe denn wohl, du holder Engel, den mir Gott auf meiner Lebensbahn beigesellt hatte! Du warst mir in der That ein guter Engel, und besänftigtest oft meinen aufwallenden Zorn, hielst mich von manchem gewagten Schritte zurück, und machtest mich auf manches Gute aufmerksam, das zu thun sich Gelegenheit darbot, das ich aber ohne deine sanfte Erinnerung wohl nicht gethan hätte. Du warst mir, wie eine Erscheinung vom Himmel, die wohlthätig vorüber ging! Trauernd scheide ich von dir; Gott gebe, daß wir uns in Freude wiedersehen.“ Er ließ sich's nicht wehren, die geliebte Leiche zu Grabe zu begleiten, und stimmte, da sie wegen ihrer Kränklichkeit auf Erden Vieles zu leiden und manche trübe Stunde gehabt, von Herzen in die Gebete der Kirche mit ein: „Herr, gieb ihr die ewige Ruhe und ewiges Licht leuchte ihr.“ Die einzige Freude des Grafen auf Erde war

nun sein Kind, das in der heiligen Taufe den Namen Fernando, oder, wie wir Deutsche sagen, Ferdinand erhalten hatte. Wohl zehnmal des Tages kam er an die Wiege, das holde Kind zu betrachten. Er forderte die Kammerfrau, wiewohl sie sehr verständig und voll Liebe gegen das Kind war, fast jedes Mal auf, doch recht auf das Kind Acht zu haben. Er selbst trug es öfter an das Fenster oder in den Garten, und wer ihn in seinen schwarzen Trauerkleidern mit dem in die feinste weiße Leinwand gehüllten Kinde auf dem Arme erblickte, wurde wohl bis zu Thränen gerührt. Das Kind wuchs und gedieh, und wurde mit jedem Tage schöner und lieblicher. Er redete mit dem zarten Knäblein, als ob es ihn schon verstände. Er war entzückt, als das Kind ihm das erste Mal entgegen lächelte, die Aermchen ihm entgegen streckte, und er nun sah, daß es ihn erkenne. Das noch unverständliche Lallen des Kindes klang ihm lieblicher, als die lieblichste Musik. Er sehnte sich, wie nach dem größten Erdenglücke, nach dem Augenblicke, da das Knäblein ihn das erste Mal Vater nennen werde. Allein der edle Graf erlebte diesen Augenblick nicht mehr. Er hatte sich vor einiger Zeit durch einen Sturz mit dem Pferde eine Brustbeschwerde zugezogen, die durch den tiefsten Kummer um seine Gemahlin sehr verschlimmert wurde. Seine Gesundheit erlag dem zweifachen

Reiden; er verfiel in eine Auszehrung und fühlte es nur zu gut, daß er bald sterben werde. Er verfaßte sein Testament, und schrieb es mit eigener Hand. Er schrieb an seinen Bruder, den er zum Vormund des kleinen Ferdinand ernannte, einen ausführlichen Brief, den man nach seinem Tode dem Bruder übergeben sollte. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er mit zitternder Hand noch besonders an seine theure Schwägerin, Donna Blanka, und bat sie in den rührendsten Ausdrücken, den Wunsch seiner seligen Gemahlin, der auch der seinige sey, zu erfüllen und das verlassene Waislein, das weder Vater, noch Mutter mehr habe, mit ihren Kindern zu erziehen, indem er es keinen bessern Händen anvertrauen könne; in der Ueberzeugung, daß sein liebes Kind so auf das Beste versorgt seyn werde, sterbe er getrost.

Am Tage seines Todes hat er die Kammerfrau, das zarte Knäblein an sein Bett zu bringen, küßte und segnete es, und befahl ihr, sobald er verschieden seyn werde, das Kind unverzüglich zu Donna Blanka zu bringen, und ihr den Brief, der verschlossen auf dem Tischchen neben dem Bette zwischen den Arzneigläsern lag, zu überreichen. Eine Stunde nachher verschied er in der seligen Hoffnung, seine geliebte Gemahlin in dem Himmel wieder zu sehen. Die Kammerfrau aber machte sogleich Anstalten zur Abreise, um den letzten Auftrag des seligen Grafen zu vollziehen.

.....

## Zweites Kapitel.

### Das Waisenkind.

Donna Blanka lebte mehrere Meilen entfernt auf einem uralten Schlosse, das noch von den Arabern und Sarazenen erbaut war; es sah mit seinen vielen Erkern und Spizthürmchen gar seltsam aus, und wer hinein kam, und die engen, düstern Wendeltreppen hinauf stieg, und die schmalen Gänge und die hochgewölbten Zimmer durchwanderte, dem wurde ganz bange und schauerlich. Donna Blanka aber wohnte sehr gerne in diesem alterthümlichen Schlosse, aus dessen hohen Bogenfenstern man eine herrliche Aussicht in die dazu gehörigen schönen Gärten und in eine reiche Landschaft hatte. Sie fühlte sich, da ihr Gemahl Oberster eines Regiments war und sich meistens im Felde befand, in ihrer Abgeschiedenheit, wo sie nur von ihren Kindern umgeben war, sehr glücklich. Sie war einzig darauf bedacht, ihre Kinder zu guten Menschen zu erziehen, und sie sah wohl ein, daß ihr dieses in der Stille des Landlebens besser gelingen werde, als in den Zerstreuungen der Stadt.

Blanka hatte jene Nachricht, ihre Freundin Isabella, mit der sie von Jugend auf nur Ein Herz und Eine Seele war, sey mit einem gesunden Söhnchen erfreut worden, mit der aufrichtigsten Freude

vernommen. „O Gott Lob, Gott Lob,“ rief sie, „daß Gott ihren schönsten Wunsch, ein holdes Kind an ihr Mutterherz zu drücken, nun einmal erfüllt hat!“ Ihre Freude war so aufrichtig, so rein von allem Eigennutze, daß sie gar nicht daran dachte, durch die Geburt dieses Kindes gehe für sie und ihre Kinder der Besitz einer großen reichen Grafschaft verloren.

Wenige Tage nach der Freudenbotschaft von Ferdinands Geburt kam der Trauerbote, und brachte ein Schreiben mit schwarzem Rand und Siegel, das die ganz und gar unerwartete Nachricht von dem Tode der Mutter enthielt.

Blanka ward bei dieser Nachricht todtenbleich; es währte lange, bis sie weinen konnte; aber dann zerfloß sie in Thränen. Auch alle ihre Kinder weinten, da sie die Mutter so schmerzlich weinen sahen. „Ach,“ sagten die Kinder, „die gute, gute, liebe Tante! Nun können wir nicht mehr zu ihr reisen; nun kann sie uns keine so schöne Sachen mehr schenken!“

Ehe Blanka die Trauerkleider um ihre geliebte Freundin abgelegt hatte, erhielt sie durch einen reisenden Boten die Nachricht von dem Tode des edlen Gemahls ihrer Freundin. Diese Nachricht kam ihr wohl nicht so unerwartet, aber doch früher, als sie dachte. Sie war darüber sehr bestürzt, und brach in einen Strom von Thränen aus. Mit der

trübtem Herzen fertigte sie einen Reitenden an ihren Gemahl ab, der sich noch immer im Kriege befand.

Am Tage darauf, als sie eben mit ihren Kindern bei der Abendmahlzeit saß, meldete man ihr, die Kammerfrau sey angekommen, ihr den kleinen Fernando zu überbringen. Trauer und Freude erfüllten zugleich Blanka's Herz. — Trauer weil der Gedanke an die so früh verblichenen Aeltern sie mit neuer Gewalt ergriff; Freude, weil das geliebte Kind ihrer Freundin nun ihrer Muttersorgfalt anvertraut wurde. Bevor sie von ihrer Bestürzung sich erholen konnte, trat die Kammerfrau, schwarz gekleidet und mit zurückgeschlagenem Schleier von schwarzem Flor, in das Zimmer, und trug das zarte, schöne Knäblein, das ein langes weißes Kinderkleidchen mit schwarzen Bandschleifen an hatte, auf den Armen. Die Kammerfrau konnte vor Weinen lange nicht reden; endlich sagte sie mit wehmüthiger, öfter von Schluchzen unterbrochener Stimme, daß sie nach dem letzten Willen ihrer seligen Gräfin und des seligen Grafen diesen einzigen Abkömmling der erlauchten Aeltern überbringe. Sie überreichte den Brief, der die Bitte enthielt, daß Donna Blanka an dem armen verwaisten Kinde nun Mutterstelle, so wie ihr Gemahl Vaterstelle vertreten solle.

Blanka war bei dem Anblicke des lieblichen Knäbleins, des Kindes ihrer geliebtesten Freundin,



das sie das erste Mal sah, tiefgerührt, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. Sie stand auf, blickte das Kind mit der ihr eigenen unbeschreiblichen Freundlichkeit an, und sprach mit ihrer sanften, lieblichen Stimme: „Seh mir gegrüßt, du lieber kleiner Engel; du bist mir so lieb und theuer, wie deine geliebte, innigstverehrte Mutter!“ Das Kind, das zwar nicht ihre Worte, wohl aber ihre freundlichen Mienen verstand, streckte sogleich beide Ärmchen lächelnd nach ihr aus. „Ach,“ sagte Blanka, „du kannst noch nicht reden; allein du beantwortest meinen Gruß deutlich genug mit deinem heitern Lächeln; o komm, komm in meine Arme und an mein Herz!“ Sie schloß das Kind in ihre Arme, drückte es an ihre Brust, benezte es mit Thränen; und sprach: „O du liebes, liebes Kind! So ward dir denn deine Mutter genommen, ehe du sie kanntest! Du Erinnerst dich nie mehr, ihr liebliches Angesicht gesehen, und die süßen Namen, mit denen sie dich in dieses Leben willkommen hieß, gehört zu haben. Ach jenes milde Angesicht, jene holde Lippen modern jetzt im Grabe — ohne daß du es weißt, und darüber bekümmert seyn kannst. Ach niemals konntest du deine Mutter mit dem süßen Mutternamen begrüßen. Du bist wie eine zarte Rosenknospe, die von dem mütterlichen Stocke abgerissen worden; doch du sollst darum nicht verwelken. Ich will dir eine liebevolle Mutter und

Pflegerin, seyn. Auch deinen Vater konntest du, als er dir genommen wurde, noch nicht mit Namen nennen. Seine zärtliche Liebe zu dir, wenn du sie je fühltest, wird aus deinem Andenken verschwinden, und die Erinnerung an seine ehrwürdige Gestalt und sein väterliches Angesicht dir kaum mehr wie ein Traumbild vorkommen. Gott gebe, daß mein Gemahl dir den Verlust deines Vaters ersetze."

Blanka wandte sich nun an ihre Kinder, die weinend umher standen. „Nun, Kinder," sagte sie, „begreißt euer neues Brüderchen doch auch, und verspricht ihm, daß ihr es recht lieb haben und ihm Freude machen wollet!" Die Traurigkeit der Kinder war nun schneller vergangen, als die Thränen auf ihren Wangen vertrockneten.

„Ich will es an mir nicht fehlen lassen, ihm Unterhaltung zu machen," sagte Philipp, ein Knabe von etwa sieben Jahren; er holte eine Pseife, und fing an, so gut es gehen wollte, einen Marsch zu pfeifen. Karl, der andere Knabe, hing seine kleine, roth und weiß bemalte Trommel an, und trommelte dazu. Das Kind ergötzte sich an dem Lärm, und lachte vor Vergnügen laut auf. Endlich sagte die Mutter, damit der Lärm nicht gar zu groß werde: „Es ist genug!" und augenblicklich verstummten Trommel und Pseife; so gut waren die Knaben gewöhnt, zu gehoramen.

Eugenia, die größere der jungen Gräfinnen,

etwa acht Jahre alt, sagte: „Ich werde alle die kleinen Künste, die ich bereits erlernt habe, aufbleten, unser liebes Brüderchen zu bedienen. Ich werde für das liebe Kind Hemdchen nähen, wenn die Mutter sie zuschneidet, und werde ihm die niedrigsten Strümpfchen stricken. Auch denke ich, meine Kochkunst wird wohl so weit reichen, seine Köchin zu werden. Sag', liebe Mutter, was soll ich ihm sogleich kochen?“ „Das ist sehr gut erinnert,“ sagte die Mutter; „denn das Kleine wird von der Reise her Hunger haben!“ Da kam Klara, die kleinste junge Gräfin herbei, ein Fräulein von kaum vier Jahren, bot dem Kinde ein Paar Kastanien hin, und sagte: „Da, is!“ Sie beobachtete nicht, das Kind habe noch keine Zähne. Alle übrigen Kinder lachten; die Mutter aber lobte das beschämte Klärchen wegen seines guten Herzens, und belehrte es über seinen Irrthum. „Irrren,“ sagte sie zu den größern Kindern, „können wir Menschen sehr leicht. Allein wenn es nur nicht an gutem Willen fehlt, so hat dieses nicht so viel zu sagen. Der gute Wille ist die Perle, die unsern Gesinnungen und Handlungen den rechten Werth gibt.“

## Drittes Kapitel.

### Die Pflegemutter.

Der kleine Ferdinand wuchs und gedieh unter der Pflege seiner zweiten, liebevollen Mutter ganz vortrefflich. Er fing an, reden zu lernen, und das erste Wort, das er ganz deutlich aussprach, war der Name Mutter. Auch in der Folge nannte er, gleich den übrigen Kindern, Donna Blanca nie anders, als Mutter; ja er wußte gar nichts davon, daß er eine andere Mutter gehabt habe. Mit jedem Tage wurde er schöner und lebenswürdiger. Sein liebliches Gesichtchen, weiß wie die reinsten Lilien, seine rosenröthlichen Wangen, seine reichlichen dunkeln Locken, vor allem seine schönen, lebhaften schwarzen Augen gaben ihm eine ganz eigene Anmuth. Er zeigte einen sehr aufgeweckten Verstand und das wohlwollendste Herz — voll regen Gefühls für alles Gute und Schöne. Seine Pflegemutter liebte ihn so innig, wie ihre eigenen Kinder; eben so liebten ihn alle ihre Kinder, und dachten gar nicht mehr daran, daß er nicht ihr wirklicher Bruder sey.

Die treffliche Mutter wußte ihre Kinder, in deren Mitte sie sich immer am glücklichsten fühlte, sehr gut zu erziehen. In dem großen herrlichen Garten am Schlosse, unter dem freien blauen Him-

mel oder unter den laubreichen Bäumen voll köstlicher Früchte, zwischen duftenden Blumen und blühenden Gewächsen aller Art, sprach sie am liebsten von der Güte und Freundlichkeit Gottes, obwohl sie immer und überall, beim Aufstehen und zu Bette gehen, beim Mittagmahle und Abendessen, bei jeder großen oder kleinen Freude, die den Kindern zu Theil wurde, an Ihn erinnerte. Sie erzählte, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Deutlichkeit, den horchenden Kindern alle die lieblichen und wunderbaren Geschichten, wie Gott von Erschaffung der Welt an als ein guter Vater sich der Menschen angenommen, an den Guten Freude gehabt und sie glücklich gemacht, die Bösen aber bestraft habe. Sie hatte es gerne, wenn die Kinder sie fragten, und beantwortete ihre Fragen mit Weisheit und immer gleicher Freundlichkeit. Die Erzählungen gaben auf diese Art Anlaß zu Gesprächen, die für die Kinder eben so lehrreich als angenehm waren.

Eine besondere Freude hatte die Mutter, wenn die Kinder ihre eigenen Bemerkungen zu den Erzählungen machten, worin der kleine Ferdinand besonders glücklich war. So meinte er, das Paradies könne wohl nicht schöner gewesen seyn, als der Garten am Schlosse. „In diesem Garten da, den uns der liebe Gott einräumte,“ sagte er, „sind wir ja so glücklich, als die ersten Menschen im Paradiese!“ — „Das seyd ihr auch, meine lieben

Kinder," sprach die Mutter, „wenn ihr fromm und unschuldig bleibt, und euch vor der Sünde hütet." Ueber die Eva war Ferdinand sehr aufgebracht. „Wenn sie nicht so dumm gewesen wäre," sagte er, „und der bösen Schlange nicht mehr geglaubt hätte, als dem lieben Gott, so müßten die liebe Mutter, meine Geschwister und auch ich nicht sterben. Ich habe noch keine Schlange gesehen; ich kenne sie nur aus dem Bilderbuche. Wenn mir aber einmal eine käme und mich so betrügen wollte, ich würde ihr kein Gehör geben. Ich würde mir einen tüchtigen Stecken holen, und sie todt schlagen. Die Mutter lächelte und sprach: „Es wird wohl nie geschehen, daß eine Schlange mit dir rede; was uns jetzt zum Bösen verleitet, ist die Versuchung zur Sünde." Die Mutter erläuterte dieses durch Beispiele. „Ach," sagte der Knabe, „die Versuchung ist also für uns eine solche giftige Schlange; nun, ich will vor ihr schon recht auf der Hut sein."

Sehr wohl gefiel es ihm, daß die ersten zwei Brüder Gott ein junges zartes Lamm und Feldfrüchte zum Opfer darbrachten. „Das ist schön," sagte er, „das lobe ich. Aber warum errichten wir in unserm Garten Gott nicht auch einen Altar, und warum bringen wir Ihm nicht auch ein zartes weißes Lamm von unsern großen Schafheerden, oder einige goldene Garben von unsern Kornfeldern zum Opfer dar?" Die Mutter sagte: „Wir

haben einen Altar in unserer Kirche, auf dem ein unendlich herrlicheres Opfer entrichtet wird. Jenes erste Opferlamm und jene Opfergaben waren nur ein schwaches Vorbild davon. Doch, das verstehst du noch nicht; allein wann du älter und verständiger seyn wirst, so wirst du schon noch davon hören. Auch soll jedes Menschenherz ein Altar des Herrn seyn; wir sollen Gott in unsern Herzen Opfer darbringen.“ Ferdinand sagte: „Ich begreife nicht, wie das geschehen könne.“ Die Mutter erzählte weiter, wie Gott an dem Opfer des frommen, unschuldigen Abels Freude gehabt, wie Er aber das Opfer des feindseligen Kains verworfen habe. „Man verstehe ich, was die Mutter meint,“ sagte Ferdinand. „Die Frömmigkeit, die kindliche Liebe, die Unschuld im Herzen Abels waren eigentlich das Opfer, das Gott gefiel. Dem Kain aber halfen alle seine Opfergaben nichts, weil er kein kindliches Herz gegen Gott hatte. Ich weiß nun schon, wie ich dem lieben Gott ein verständiges Opfer darbringen kann, das Ihm wohlgefällt. Ich will immer recht fromm seyn, Ihn lieb haben und Ihn gehoramen.“

Ueber Kains That entsetzte Ferdinand sich, und sein ganzes Herz empörte sich von Unwillen gegen den Bösewicht. „Dieser,“ sagte er, „sah die Schlange nicht an einem Baume; sie hatte sich schon in sein Herz geschlichen.“ Die Abneigung gegen seinen Bruder war die Schlange, die ihn verführte!“ Mit dem

unschuldigen Abel hatte der gute Ferdinand das größte Mitleid, und als er sich den Jammer Evas und Adams dachte, da sie ihren geliebten Sohn todt in seinem Blute fanden, kamen ihm die Thränen in die Augen. „Das muß ein trauriger Anblick gewesen sehn,“ sagte er. „Aber wie konnte der liebe Gott den guten, frommen Abel auf eine so schreckliche Art umkommen lassen? Ich hätte dieses nicht geschehen lassen, wenn ich der liebe Gott gewesen wäre.“ Die Mutter sagte ihm, daß Gott den frommen Abel, eben weil Er ihn so lieb hatte, zu sich genommen habe — in viel schönere Gegenden, als ehemals das Paradies gewesen, in den Himmel!“ Ferdinand war mit dieser Bemerkung zufrieden. „Auf diese Art,“ sagte er, „ist das Sterben doch nicht so fürchterlich als man meint.“

Wie diese, so hörte er auch die folgenden Geschichten mit dem lebhaftesten Interesse, den er auch immer in Worten, Mienen und Geberden ausdrückte. Auch die übrigen Kinder hörten die Erzählungen der Mutter mit Lust, freuten sich immer darauf, und bestürmten die Mutter oft mit den vereinten Bitten: „O erzählen, erzählen!“ Diese Erzählungen der Mutter machten den Kindern die Religion lebenswürdig, legten den Grund zu einer richtigen Religionsbegriffnis, und waren ihnen eine gute Mitgabe für das ganze Leben.



## Viertes Kapitel.

### Der Vormund.

Don Alonso, Alankas Ehegemahl, war ganz das Gegentheil seines Bruders, des seligen Grafen. Er war stolz, herrschsüchtig, ehrbegierig, gebieterisch, prachtliebend und verschwenderisch. Sein schönes einträgliches Rittergut, das ihm, als dem zweitgebornen Sohne, zum Erbtheile zugefallen war, fand er zu Bestreitung seines übermäßigen Aufwandes bei weitem nicht hinreichend, und er nannte es schlecht und höchst unbedeutend. Er nahm deshalb Kriegsdienste, um das, was ihm, wie er sagte, durch das Erstgeburtsrecht seines Bruders entzogen worden, durch Tapferkeit zu erkämpfen. Sein Schloß war wegen der uralten Bauart ihm verhaßt, und er hätte es, so dauerhaft und fest es war, längst nieder gerissen und ein neues erbaut, wenn seine Vermögensumstände ihm das gestattet hätten. Es war ihm darin zu enge und altväterisch, und wenn er sich auch nicht bei dem Kriegsheere befand, so hielt er sich doch meistens in der Hauptstadt und bei Hofe auf. Nur selten kam er nach Hause, und brachte dann immer viele prächtig gekleidete Diener und eine Menge der theuersten Pferde mit. Sobald er angekommen war, versammelte sich der benachbarte Adel um ihn. Er gab dann große Mahlzei-

ten, und es ging in dem Schosse sehr geräuschvoll zu. Mit seinen Kindern gab er sich wenig ab, und auch die Mutter, die sonst nur für ihre Kinder lebte, konnte, wenn der Vater da war, ihnen nicht mehr so viel Acht geben, als sie gewohnt war. Die Kinder mußten dann immer prächtig gepüßt seyn, sich den fremden Herren und Frauen vorstellen lassen, auswendig gelernte Höflichkeitsbezeigungen hersagen, manche ängstliche Stunde in langer Welle zubringen, und alle ihre jugendliche Munterkeit auf eine Zeit aufgeben. Sie sehnten sich nach dem Tage, an dem der Vater wieder abreisen würde, und sie dann unter den Bäumen des Gartens sich wieder um die Mutter versammeln und ihre Erzählungen hören, oder auf dem grünen Rasenplätze ein fröhliches Spiel machen könnten. Sie fühlten es nur zu gut, daß der Vater weniger Liebe zu ihnen habe, als die Mutter.

Den kleinen Ferdinand aber, dessen Vormund er nunmehr war, konnte Alonso in der Seele nicht ausstehen, und der holde Knabe war ihm ein rechter Dorn im Auge. Schon die Nachricht von der Geburt des Knaben war ihm eine wahre Schreckensnachricht gewesen, und er war davon, wie vom Donner getroffen. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht, sein Bruder werde je noch eigene Kinder bekommen, und hatte dessen Güter bereits als sein und seiner Kinder Eigenthum betrachtet. Allein als

nunmehr ein anderer Erbe, der reichen Grafschaft, da war, so sprach Alonso: „Mir ist nicht anders zu Muth, als einem Landmanne, der seine reichliche Ernte vom Hagel vernichtet sieht, oder als einem Kaufmanne, dem man ankündigt, das Schiff, auf dem sich sein ganzes Vermögen befand, sey untergegangen.“ Er haßte den guten Knaben, ohne ihn noch gesehen zu haben, auf das Bitterste, und als er ihn sah, konnte er seine Abneigung gegen ihn kaum verhehlen. Niemals blickte er ihn mit aufrichtiger Freundlichkeit an, und immer fand er etwas an ihm zu tadeln. Dem kleinen Ferdinand war es deshalb auch in der Nähe des Onkels Alonso nie recht wohl, und er ward gegen ihn scheu und schüchtern. Wenn Blanka den Knaben lobte, so ward Alonso aufgebracht und machte ihr Vorwürfe, daß sie ein fremdes Kind mehr, als ihre eigenen Kinder liebe. „Dies ist nicht so,“ sagte Blanka; „ich liebe aber den guten Knaben in der That so sehr, als meine eigenen Kinder. Und warum sollte ich es nicht? Er ist ja doch der Sohn deines Bruders und meiner geliebten Freundin. Und wen hätte das arme Kind, das weder Vater noch Mutter mehr hat, wenn wir uns seiner nicht annehmen? Vergiß doch nicht der treuen Versicherung unsers göttlichen Erlösers: „Was ihr immer einem dieser Kleinen thut, das habt ihr Mir gethan.““ Alonso aber wandte sich unwillig von ihr ab, und gab ihr

keine Antwort mehr. Wann nun fremde Gäste da wären, die es gar nicht wußten, Ferdinand sey nun Alonso's angenommenes Kind, und wann dann ein Ritter oder eine adelige Dame etwa sagte: „Das muß doch wahr seyn, Don Alonso hat sehr liebenswürdige Kinder, aber das Liebenswürdigste aus allen ist der kleine Fernando!“ — da stieg der Unwillen des stolzen Alonso aufs Höchste, und er haßte den armen Knaben noch mehr als zuvor.

Eines Abends, da Alonso, wie gewöhnlich, sich nicht zu Hause befand, wurde der kleine Ferdinand, der nun in seinem sechsten Jahre war, plötzlich krank. Er bekam Hitze und heftige Kopfschmerzen; indeß war die Krankheit von keiner Bedeutung. Allein die gütlich bekümmerte Pflegemutter, hielt sie für sehr gefährlich und war in großen Angst. Es war zu weit in die Stadt, um so schnell, als sie wünschte, einen Doktor der Arzneikunst herbeischaffen zu können; sie ließ daher den nächsten Dorfarzt rufen; der Arzt, Namens Ambrosio, erschien unverzüglich. Gefällig, aber etwas seltsam, in grasgrüne und hochrothe Farben gekleidet, und mit einer wolkichten, weißgeputzten Perücke auf dem Kopfe, trat er mit vielen tiefen Verbeugungen in das Krankenzimmer. Er setzte seine große Brille auf, näherte sich dem Bette, betrachtete den kranken Knaben, fühlte ihm den Puls, suchte die Achseln, schüttelte den Kopf, machte ein sehr bedenkliches

Gesicht und sagte — nichts. Der kranke Ferdinand fürchtete sich vor ihm; die übrigen Kinder aber standen umher, richteten neugierige Blicke auf den fremden Mann, und ein muthwilliges Fräulein darunter flüsterte ihren Geschwistern heimlich zu: „Der Mann mit der großen Perücke, den Brillen-  
augen und der Spitznase gleicht einer Nachteule, wie ein Ei dem andern.“ Alle Kinder lachten; die Mutter aber verwies ihnen ihre Unart, und befahl ihnen, auf ihr Zimmer zu gehen.

Der angebliche Arzt war nicht viel mehr, als ein gemeiner Barbier; indeß nannten die Bauern ihn, wenn sie ihn guter Laune sehen wollten — Herrn Doktor Ambrosio. Als nun Herr Doktor Ambrosio noch immer mit der Sprache nicht herausging, was dem Kinde eigentlich fehle, vermuthete Gräfin Blanka, er wisse es selbst nicht, und sagte: „Ich denke, Ihr seyd doch ein geprüfter Arzt?“ „Das denke ich auch!“ sprach er stolz. „Unter zehn jungen Landärzten, die damals mit mir die Prüfung bestanden, bin ich der eilfte geworden.“ „Wenn ich das recht verstehe,“ sagte die Gräfin lächelnd, „so seyd Ihr unter elf Candidaten der letzte geworden. Habt ihr aber auch schon glückliche Curen gemacht?“ „Euer Gnaden unterthänigst aufzuwarten,“ sprach er; „ich habe einmal in einem einzigen Jahre sieben Beinbrüche glücklich kurirt; allein seit der Zeit wollten sie leider nie mehr recht gras-

stren!“ „Grafften?“ rief Gräfin Blanka; „nun in der That, davon habe ich noch nie gehört, daß die Beinbrüche ansteckend werden könnten; allein sagt mir kurz und gut, was fehlt dem Kinde?“ „Die Krankheit muß sich erst noch besser verwickeln,“ sagte Ambrosio; „zur Stunde könnte der erste Doctor von Europa noch nicht ausfindig machen, was für eine Krankheit der kleine erlauchte Patient eigentlich zu haben belieben.“ „Nun gut,“ sagte Gräfin Blanka, „so wollen wir denn zusehen, bis morgen.“ Sie winkte ihm zu gehen, und wünschte ihm gute Nacht.

Als sie eben einen Boten an einen Arzt in die Stadt abfertigen wollte, kam ein prächtig gekleideter Vorreiter im den Schloßhof gesprengt, und meldete ihr die ganz unerwartete Ankunft ihres Gemahls. Mutter und Kinder eilten ihm entgegen. Die Mutter bemerkte aber sogleich, daß der Vater sehr mißmuthig sei, und einen schweren Kummer auf dem Herzen haben müsse. „Nun,“ sagte er um sich blüend, „wo ist Fernando? Kann er seinem Pfleger Vater nicht entgegen kommen, ihm die schuldige Ehrfurcht zu erweisen? Fühlt er sich bereits als den künftigen Herrn einer großen Grafschaft?“ „Ach,“ seufzte die Gräfin, „daran dachte er noch nie. Der arme Kleine ist wirklich sehr krank. O kommt doch sogleich mit mir zu ihm!“ „Krank!“ rief Alonso, und sein finstereß Gesicht erheiterte sich plötzlich.

„Nun, du kannst ihm nicht helfen; du mußt du ihm den Arzt rufen lassen! Schick nur! sogleich hinaus in das Dorf.“ — „Der Dorfarzt war bereits da,“ sagte Grafen Blanka; „allein der Mensch ist so unwillig, daß ich ihm das Kind unmöglich anvertrauen kann.“ „Et,“ sagte der Graf, „er ist nicht so dumm, als er ausieht. Für den Anaben mag er immerhin gut genug sehn.“

Jetzt kam Alonso's Vertreter, und brachte ihm einen Pack Briefe, die indess angekommen waren! Alonso durchlief mit schnellen Blicken die Uberschriften. Er kannte von den meisten die Handschrift und ward über einige so unwillig, daß er mit dem Faße stampfte. „Die verwünschten, zehnjährigen Kerle!“ rief er; „ich weiß schon, was sie wollen!“

Indem er aber jetzt einen Brief mit einem großen Siegel erblickte, sprach er: „Dieser Brief ist für mich von großer Wichtigkeit; ich muß ihn nur sogleich lesen.“ Schick indess nach dem Barbier; ich will ihn selbst sprechen.“

Er eilte mit großen Schritten durch einen langen, düstern Gang in den alten Schlosshurm, in dem er seine Kammer aufgeschlagen hatte, und wohin er sich gewöhnlich zurückzog, wenn er dringende Geschäfte hatte, oder auch, was nicht selten geschah, böser Laune war. Er riß eilig den Brief auf, der ihm so wichtig war, las ihn begierig, gerath ihm ergrünt in Stöße, warf sich perzwei selbst in einen Sessel, und rief: „Ich bin verloren!“

Alonso's Lage war da der That höchst misslich und gefährlich. Er hatte, da sein Bruder so lange ohne Kinder geblieben, sich bereits als den eigentlichen Erben der reichen väterlichen Grafschaft und eines sehr großen Vermögens an Geld angesehen. Da die Gesundheit seines Bruders immer sehr wankend gewesen, und derselbe eine Anlage zur Ausgehrung zu haben schien, so hoffte Alonso recht bald in den Besitz sämtlicher Güter zu kommen. In dieser Hoffnung nahm er große Summen Geldes auf. Die Leute dachten, er werde bald ein großer reicher Herr seyn, und stredten ihm willig so viel Geld vor, als er von ihnen verlangte. Er aber stellte ihnen immer Schuldbriefe für größere Summen aus, als er von ihnen empfing, versprach ihnen hohe Zinse, und ließ die Zinse wieder zu verzinslichen Kapitalien anwachsen. Als gegen alle seine Erwartung und zu seinem großen Schrecken seinem Bruder ein Erbe geboren ward, fing er zwar an, sich einzuschränken; allein doch nicht so viel, als es nöthig gewesen wäre. Er hätte es sich zur Schande gerechnet, von seinen vielen Leuten einige abjudanken, oder seinen schönen Postzug zu verkaufen, von dem er oft rühmte, der König habe keinen schöneren. Durch den Tod seines Bruders war seine Lage noch schlimmer geworden. Der liebevolle Bruder hatte ihm öfter große Summen Geldes geschenkt; die Verschwendung derselben zwar getadelt, allein doch immer lieber der



fen Schulden bezahlte. Alonso machte nach dem  
 Tode seines Bruders, als Vormund des kleinen  
 Ferdinands, einige Male den Versuch, ein oder das  
 andere Kapital seines Pflege Sohnes einzuziehen, und  
 die dringendsten Gläubiger damit zu befriedigen.  
 Allein sein seliger Bruder hatte ihm sehr weislich  
 einen angesehenen Grafen, einen sehr klugen und  
 gewissenhaften Mann, zum Mitvormünder gegeben,  
 der dieses schlechtherrings nicht zugab. Indes war-  
 ren Alonso's Schulden zu einer ungeheueren Summe  
 angewachsen; die Gläubiger, die er nicht bezahlen  
 konnte, drohten gegen ihn zu klagen. Eben vor  
 seiner Abreise von Madrid hatte er von einem der  
 ungestraften mit vielen Demüthigungen kaum eine  
 Frist von vierzehn Tagen erhalten können. Auf  
 seinen Jahresgehalt als Oberst hatte er bereits ei-  
 nem Juden eine Anweisung gegeben, um ihn von  
 einer Klage abzuhalten. Ja, was das Allerschlimmste  
 war, er hatte aus der ihm anvertrauten Kasse des  
 Regiments Gelder genommen, die er zu gehöriger  
 Zeit wieder zu ersetzen hoffte. Allein in wenigen  
 Tagen sollte die Kasse eine große Zahlung leisten,  
 und er wußte kein Geld aufzutreiben, das Fehlende  
 zu ersetzen. Alle Briefe, die er eben erhalten hatte,  
 und die aufgeschlüsselt vor ihm auf dem Tische lagen,  
 waren entweder drohende Mahnbriefe von Wechsel-  
 bank und Bankleuten, denen er Geld schuldig war,  
 oder abfällige Antworten auf sein Ansuchen, ihm

Geld zu leihen. Auf dem Brief, der in Eile geschrieben zu seinen Füßen lag, hatte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Er hatte seinen Mitvormund ersucht, eine große Summe, die dem kleinen Ferdinand gehörte, und jede Stunde zu erheben war, als ein Antzehen übernehmen zu dürfen. Er hatte sein Schreiben so schmeichelhaft und listig verfaßt, daß er gar nicht zweifelte, das verlangte Kapital, das ihn aus der größten Bedrängtheit hätte retten können, zu erhalten. Allein der Mitvormund, ohne dessen Einwilligung, er von der schönen Summe keinen Heller erheben konnte, hatte ihm das Gesuch rath abge schlagen. Alonso ward fast rasend. Er knirschte mit den Zähnen, und raufte sich die Haare. Er strengte alle Kräfte seiner Seele an, einen Ausweg zu finden; allein er sah nichts vor sich, als wegen des Kassenrestes ohrlos kassirt und überdies noch zu Deckung seiner Schulden, aller seiner Güter beraubt zu werden.

In diesem Augenblicke trat mit tiefen Bücklingen und scharrenden Knöcheln Herr Doktor Ambrosio herein, der indessen in der Gesindestube bei einem Glase Wein sitzen geblieben. Er begrüßte mit freischender Stimme Ihre Excellenz, den Herrn Grafen, befolgte mit unendlicher Geschwätzigkeit seine Freude über die erfreuliche Ankunft, und erkundigte sich nach dem hohen Wohle des gnädigen Herrn. „Schweig,“ rief ihm Alonso mit einem

grümmigen Blide zu, „und antworte bloß auf das, was ich dich frage. Hier was hält dar: Jemand's Krankheit? Sag es mit Einem Worte!“ „Es ist,“ sagte der zitternde Arzt, „wenn es Eure Herrlichkeit gnädigst erlauben, ein Kathedral-Fieber.“ „Ein Katarthal-Fieber wolltest du sagen, du Dummkopf!“ sprach Alonso. „Allein da irrst du in einem großen Irrthume. Der Knabe bekommt die Kinderblattern, die gegenwärtig an vielen Orten gleich der Pest unter den Kindern wüthen. Rede einmal, Burtsche, ist es anders?“ „Es ist ganz so, wie Eure Herrlichkeit zu befehlen die Gnade haben!“ sagte Ambrosio. „Das junge Herrlein bekommt die Blattern, oder wenn Eure Herrlichkeit so befehlen, gar die Pest.“

Dem armen Manne war aber in diesem Augenblicke ein großes Licht aufgegangen. Da die Kinderblattern in der umliegenden Gegend wirklich große Verheerungen angerichtet hatten, so war es ihm nun ausgemacht, der junge Graf bekomme die Blattern. Es wunderte ihn selbst, daß dieses ihm nicht sogleich eingefallen war. So unwissend indess der alberne Mensch war, so war er doch schlau genug, seine Unwissenheit zu verbergen. Er sagte „Ich merkte es sogleich im ersten Augenblicke, die Blattern seyen im Anmarsche. Allein ich wollte es nur nicht sogleich sagen, aus Furcht, die gnädige Frau Gräfin und Eure Herrlichkeit zu erschrecken.

Die jungen Herrschaften sind in der größten Gefahr, angesteckt zu werden.“

Alonso merkte die List des vorgeblichen Doktors wohl; indes sagte er mit spöttischem Lächeln, bloß: „Du hättest du über meine Familie ein großes Unglück bringen können! Ich sollte wirklich recht böse über dich werden. Du mußt mit den Geheimnissen deiner Kunst nicht so zurückhaltend sein; du mußt die Leute doch auch warnen. Doch geh nur hin, und verordne dem Knaben eine solche Arznei, die du in deiner Weisheit für die wirksamste erkennen wirst.“ Ambrosio entfernte sich unter vielen Verbeugungen und lauten Verwunderungen, über die Einsichten Seiner Herrlichkeit in die Tiefen der Arzneikunst.

Der grausame Alonso machte sich nicht das geringste Bedenken daraus, das holde Kind dem elenden Pfuscher anzuvertrauen. In seiner verweifelten Lage kam ihm Ferdinands Krankheit sehr willkommen; so er wünschte nichts sehnlicher, als der unverständige Dorfarzt möchte ihn durch verkehrte Behandlung ums Leben bringen. Es war dem schlauen Alonso auch sehr lieb, daß der einfältige Mensch, der aus sich machen ließ, was man wollte, nun einen rechten Wurm anfingen, und mit seiner vermeinten Entdeckung das ganze Schloß in Schrecken setzen werde. Dadurch dachte er, erweise er mir einen großen Dienst, und befördert die Ausführung meines Anschlag.

In der That stürzte Ambrosio, nachdem er das kranke Kind noch einmal gesehen, wie außer sich in das Zimmer der Gräfin, erhob einen entsetzlichen Jammer, und behauptete fest und stess: „Der kleine Engel Fernando bekommt die allergräßlichsten Blattern, und diese verwandeln sich dann, wie ich fürchte, am Ende noch in einen wahren Blutz.“ Er hatte Typhus sagen wollen.

Die Gräfin eilte bleich und erschrocken in das Zimmer ihres Gemahls, und sagte: „Sollte wohl der unwissende Bartscheerer Recht haben — und sollte es wirklich an dem seyn, daß der gute Fernando die Blattern bekomme? Noch kann ich es nicht glauben!“ „Ich zweifle nicht, der Mann habe Recht!“ sagte Alonso; „zuweilen findet ja auch eine blinde Henne eine Erbse. Fernando ist leider sehr übel daran. Das Erste, was wir jetzt zu thun haben, ist unsere eigene Kinder von Ansteckung sicher zu stellen. Wir müssen entweder den Knaben aus unserm Schlosse entfernen, oder mit unsern Kindern das Schloß räumen. Es ist da kein anderer Ausweg. Das letzte wird wohl das Beste seyn. Darum mache nur sogleich Anstalt, daß eingepackt werde. Doch jetzt laß mich allein; ich habe da äußerst wichtige und verdrießliche Geschäfte, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.“ Die Gräfin ging sehr bekümmert, und begab sich in das Zimmer des kranken Ferdinands.

Alonso blieb allein in dem schauerlichen Thurm. Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, und es ward in dem alten Gewölbe, das ehemals ein Gefängniß gewesen, sehr düster. Allein in Alonsos Seele war es noch düstrier und dunkler. Denn Stolz und Eigennutz sind ein Abgrund des Bösen, und ersticken jede gute Empfindung, alles Gefühl für Gott und Menschen. In des verzweifeln den Alonsos Herzen krieg daher der gräßliche Gedanke auf, giftige Säfte unter die Armeisen des guten Ferdinand's mischen zu lassen. „Die große Schmach,“ dachte er, „die Arminth und Roth, die mir drohen, lassen mir keine andere Wahl; ich muß den Knaben der an all meinem Unglücke Schuld ist, mir vom Halse schaffen. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Die Krankheit des verhassten Kindes bietet mir eine gute Gelegenheit dar, es auf eine unmerkliche Weise zu thun.“ Es fiel ihm wohl ein, den Barbier Ambrosio dazu zu bereden. Allein er fand es zu gefährlich, einen so albernem, schwachen Menschen an einem so furchtbaren Geheimnisse Theil nehmen zu lassen. Er richtete sein Augenmerk auf einen jungen Menschen aus seinem Gefolge, Ramons Pedro, in den er ein unbegrenztes Zutrauen setzte. Dieser Pedro war ein junger Mann von vielen Talenten und großer Gewandtheit, fest und verwegend. Er bildete sich auf seine Vorzüge sehr viel ein, wollte sehr hoch hinaus,

und hatte sich sogar in den Kopf gesetzt, ein adeliches Fräulein, das ihm gefiel, zu heirathen. Alonso dachte, Pedro's unglückliche Leidenschaft zu bändigen, um ihn desto leichter zu bereben. Indes fühlte er einiges Entsetzen, dem Pedro einen solchen Antrag zu machen. Die That kam ihm noch gräßlicher vor, da er sie nun aussprechen und einem Menschen offenbaren sollte. Es schauderte ihm mehrmalen; er kämpfte mit sich selbst und sein Innerstes war wie in einem Aufruhr begriffen.

Indem Alonso in solche schauerliche Gedanken vertieft war, kam der Kammerdiener, und war nicht wenig erstaunt, seinen Herrn mit der Wiener und Geberde eines Verzweiflenden, den Kopf auf die Hand gestützt, an dem Schreibtische zu erblicken. Da Alonso die Gegenwart seines Dieners nicht wahr nahm, wagte es endlich dieser, leise zu fragen, ob es ihm nicht gefällig sey, zu speisen; indem die Frau Gräfin und die Kinder schon eine Stunde auf ihn warteten. Alonso fuhr auf, gleich einem Verbrecher, der darüber erschrickt, daß man ihn heimlich beobachte, und sagte zornig: „Ich esse heute nicht zu Nacht. Ich will durchaus allein seyn, bringe Lichter, einige Flaschen Malaga und zwei Gläser hieher.“ „Zwei Gläser?“ fragte der Kammerdiener verwundert, weil sein Herr zu gleicher Zeit erklärt hatte, er wolle allein seyn. „Zwei Gläser“ sagte ich,“ antwortete der Graf mit einem Blick

der von Born funkelte; „hörs du nicht mehr wohl?  
Nach geschwind und bringe, was ich forberte; und  
dann pack dich, und laß dich diese Nacht nicht mehr  
vor mir sehen.“

Der treue Diener entfernte sich, und schüttelte,  
als er zur Thüre hinaus war, öfter den Kopf.  
Er fürchtete, sein Herr sey nicht recht bei Sinnen.  
Indeß brachte er ihm das Verlangte, und wünschte  
ihm mit besügelter Miene wehmüthig gute Nacht.

## Fünftes Kapitel.

### Der Lautenspieler.

Pedro, den Alonso sich zu Vollbringung seines  
furchtbaren Anschlages anzuwenden hatte, war ein  
vortrefflicher Lautenspieler und ein so ausgezeichnet  
guter Sänger, daß er nicht leicht seines Gleichen  
fand. Alonso, der bei seiner Prachtliebe keinen  
Kostenaufwand scheute und die Künstler liebte, hatte  
ihn deshalb in seine Dienste genommen. Der treff-  
liche Sänger mußte sich gewöhnlich hören lassen,  
wenn Alonso große Tafel gab und er sang dann  
am liebsten die Helbenthaten und wundersamen  
Geschichten alter spanischer Ritter, die sich in dem  
Kriege gegen die Araber und Sardanen hervorge-



ihm hatten. Er hatte in seinem Gesange das Eigene, daß er unnöthige Zierathen vermied, und mit seiner reinen, volltönenden Stimme jedes Wort so deutlich sprach, daß man keinen Buchstaben überhörte. Besonders wußte er die Leidenschaften, die in seinen Liedern vorkamen — Freude und Trauer, Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe — so glücklich auszudrücken, daß man sie mitfühlte. Alle Gäste wurden von seinem Gesange und dem begleitenden Lautenspiele oft so ergriffen, daß sie Essen und Trinken vergaßen, und in dem Speisesaale feierliche Stille herrschte.

Uebrigens war Pedro immer heiter und fröhlich, schön von Gestalt und blühend von Angesicht, und sein ganzes Betragen war ungemein artig und gefällig. Auch wußte er sich sehr nett und zierlich, gewöhnlich Grün mit Silber, zu kleiden, und die knapp anliegende, spanische Tracht mit geschlitzten Bauschärmeln und purpurfarbener Schärpe, so wie der kurze Mantel und der kleine, runde, schwarze Hut mit den weißen Straußenfedern, den er immer etwas schief auf dem blonden, lockigen Kopfe trug, standen ihm sehr gut.

Er hatte studirt und bereits ein Jahr die Theologie gehört. Allein sein Talent zur Musik, das allgemeine Bewunderung erregte, machte ihn mit vielen Menschen, Vornehmen und Eeringen, bekannt, und bald war keine fröhliche Gesellschaft mehr, bei

der er fehlen durfte. Da er nun selbst sehr abentheuerlich war, so gab er die ernstesten Studien auf, und lebte ganz der Kunst und der Freude. Man konnte ihm übrigens keinen bedeutenden Fehler vorwerfen, als daß er sehr leichtsinnig war, und sein Vergnügen darin fand, die Menschen zu täuschen und zum Besten zu haben, wozu er auch ein besonderes Talent hatte.

Dieser Lautenspieler Pedro hatte Monso's ganzes Vertrauen gewonnen. Er wußte sich in alle Raunen seines Herrn zu fügen, und ihm auf die feinste Art zu schmeicheln. Er galt bei ihm Alles, und war ihm unentbehrlich geworden. Auch Monso's Kindern war er ein sehr lieber Mann. Er kam nie, ohne ihnen kleine Geschenke zu bringen; er brachte den jungen Gräfinnen bunte Bänder und künstliche Blumen, den jungen Grafen aber kleine sterbliche Waffen, mit denen sie übrigens, da die Hälften und Säbel bloß von Holz wären, sehr sonderliches Unglück anrichten konnten. Auch jene Trommel und Pfeife, die bei Ferdinands Ankunft erschossen, waren sein Geschenk. Er lehrte die Fräulein das Fädelsticken, das damals die neueste Mode war; er verfertigte den jungen Herren Pfeile und Bögen, und lehrte sie damit nach einem Rühbisse schießen, denn er, freilich etwas unschuldig, die Gestalt eines Dürrenbypses gegeben hatte. Er war unerschöpflich, sie zu unterhalten. Am liebsten aber

vernahmen, die Kinder die alten Heldenlieder, die er ihnen vorklang, und für sie sehr gut ausgewählt wußte; sie hörten ihm allemal mit schauerlichem Vergnügen zu. Sie freuten sich deshalb jedesmal über die Ankunft des fröhlichen Sängers Pedro noch mehr, als über die Ankunft ihres Vaters.

Auch dieses Mal hatte der Graf seinen Pedro mitgebracht; allein Pedro war gar nicht mehr der fröhliche Sänger, wie ehedem. Er war noch trauriger als sein Herr. Er sah sehr blaß und verflört aus, redete wenig, und hatte alle seine vorige Munterkeit verloren. Er hatte sogar vergessen, den Kindern irgend ein Geschenk mitzubringen. Er vermied die Gesellschaft der Menschen, und wandelte mit verschlungenen Armen in den dunkelsten Laubgängen des Gartens umher. Die Kinder suchten ihn dort auf, und baten ihn, eines seiner schönen Lieder zu singen. Er aber, sagte kurz, er sey zum Singen gar nicht aufgelegt, und bat sie, ihn zu verschonen und allein zu lassen.

Von dem Garten zog sich ein grüner Rasen zwischen hohe, schauerliche Felsen hin. Das alte Denkmahl eines Helden aus der gräflichen Familie, der vor Jahrhunderten in dem Kriege gegen die Sarazenen hier gefallen war, stand auf diesem Blage errichtet. Pedro begab sich, als es bereits Mitternacht war, hieher. Der Vollmond erleuchtete das menschenähnliche, halb verwitterte Denkmahl von

grauem Steine, und einen Haufen des blaßgrünen Kalkenplastes. Alles, was sonst noch hier zu sehen war, bedeckten die bußhigen Felsen mit schwarzen Schatten. Pedro setzte sich in die tiefsten Schatten, und sang dem Wiederhaller traurige Lieder vor.

Ohne daß Pedro Jemand gehen gehört, stand auf einmal Don Alonso vor ihm. „Bist du so spät noch hier, Pedro?“ sagte er, „und klagest diesen unempfindlichen Felsen deine geheimen Leiden? Komm mit mir; hier ist es so schauerlich, wie auf einem Kirchhofe! Ich habe dir angenehmere Dinge zu sagen, und werde dir fröhlichere Aussichten eröffnen.“ Er wandte sich und schritt voran, und Pedro folgte ihm stillschweigend und mit gesenktem Haupte.

## Sechstes Kapitel.

### Der arglistige Verführer.

Don Alonso ging durch den finstern Gang in den alten, furchtbaren Thurm, und verschloß und verriegelte sorgfältig alle die eisernen Thüren, durch die er mit Pedro kam. Sie traten in das Arbeitszimmer des Grafen. Zwei brennende Wachskerzen standen auf dem Tische, und erleuchteten das schwarze

genau mit den Abwälsen und Waffen aller Mitter ausgezierter Gewölbe. Zu Pedro's großem Erstaunen lag zwischen den Weinflaschen und Gläsern auf dem Tische ein großes entblößtes Schlachtschwert.

„Setze dich zu mir, lieber Pedro,“ sprach Alonso, „Ich habe mit dir zu reden, und diese mitternächtliche Stunde dazu aussetzen. Sieh doch nach, ob ich das Schloß des Vorgimmers auch wirklich abgeschlossen habe. Ich bin so gerührt. Ringle auch die Zimmerthüre — mit sieben Riegeln möchte ich sagen, wenn sie so viel hätte.“

Pedro that es, und setzte sich voll Erwartung der Dinge, die sein Herr ihm zu sagen habe, zu ihm an den Tisch.

Alonso schenkte Wein ein und sprach: „Erst erst; wir Beide haben es nothwendig, unsern trüben Geist zu erheitern. Wie, stoß einmal an, lieber, lieber Pedro, du der treueste meiner Freunde!“ Pedro stieß verwundert an, denn so vertraulich hatte sein Herr noch nie mit ihm gesprochen.

Sie tranken, Alonso schenkte, mehrmal ein, schwieg aber noch immer. Diese Stille hatte für Pedro etwas Angstliches und erregte ihm Schauer. Endlich fing Alonso an: „Ich befinde mich in einer schrecklichen Lage! Du, lieber Pedro, bist der erste Mensch, dem ich davon sage. Ich stehe in der drohendsten Gefahr zu Schanden zu werden vor der ganzen Welt. Die Schwach, die mich gleich

einem über mich herfallenden Berge zu bedecken droht, überlebe ich nicht. Liebster Pedro, ich bin ein Bettler. Von diesem Schlosse gehört kein Ziegel auf dem Dache mehr mein; von allen meinen Gütern bleibt mir nicht so viel, als ein Pferd mit dem Hufe bedecken kann."

Pedro war über diese unerwartete Nachricht so erstaunt, daß er kein Wort darüber zu sagen wußte; es war ihm gar nie eingefallen, nachzudenken, woher Alonso das viele Geld nehme, seinen ungeheuren Aufwand zu bestreiten.

„Du siehst mich betroffen und mit starren Augen an, lieber Junge!“ sagte Alonso. „Mich wundert das nicht; denn bis zu dieser Stunde hast du um mich her nichts, als Glanz und Ueberfluß gesehen. Ach, liebster Pedro, nicht Alles was glänzt, ist Gold. Glaube mir, ich bin keine acht Tage mehr sicher, mit Weib und Kindern aus diesem Schlosse vertrieben zu werden. Wovon soll ich dann leben? Es ist zum verzweifeln. Meine Knaben wachsen heran; ich sollte sie an öffentliche Lehranstalten und auf die theure hohe Schule schicken, und kann keinen Heller für sie bezahlen. Die Mädchen sollten, wenn auch kein Heirathgut, doch wenigstens eine standesmäßige Ausfertigung haben, und ich kann ihnen nicht eine Stednadel mitgeben. Denke, wie es da einem Vater um's Herz seyn muß!“

Pedro war sehr betrübt, und die Thränen standen ihm in den Augen.

„Du weinest, treue Seele!“ sprach Alonso; „nun denke dir erst, welchen herzerreißenden Jammer Mutter und Kinder erheben werden, wenn wir dieses Schloß für immer räumen müssen! Ach die gute Mutter! Die arme Frau weiß nicht, wie schlecht ich stehe. Sie merkt wohl so etwas davon, daß meine Finanzen nicht die besten seyen. Sie ermahnt mich oft, sanft und schüchtern, zu sparen. Sie selbst lebt hier auf dem Schlosse, wenn ich nicht da bin, so schlecht und recht, wie eine Bürgersfrau, und meint Wunder, was das sey, wenn sie des Jahres ein oder zwei hundert Gulden erspart, die ich manchmal an einem Abende am Spieltsche verliere. Wie wird sie sich entsetzen, wenn sie von meiner ungeheuren Schuldenlast hört! Das wird ihr Tod seyn. Und doch ist mir all der Jammer noch nichts gegen die Schmach, die meiner wartet. Diese ertrage ich nicht; ich überlebe sie nicht. Lieber todt, als so beschimpft. In dieser äußersten Noth nehme ich nun meine Zuflucht zu dir, liebster, bester Pedro! Du bist der Mann, auf den ich mein ganzes Vertrauen setze! Du mußt mein Retter seyn!“

„Ich?“ rief Pedro höchst erstaunt; „träumet Ihr, lieber Herr, oder verwirren Eure mißlichen Umstände Euch die Sinne? Ich habe von der Welt

nichts, als mein Lautenspiel. Was kann ich Aermster für Euch thun?"

„Viel, sehr viel, Alles!“ sagte Alonso; „Du sollst nicht nur mir helfen, sondern auch dir selbst. Du sollst ein ausgemachter Mann, ein Mann, von Rang und Vermögen, ein Edelmann werden. — Was schauest du mich so seltsam und bedenklich an? Ich scherze nicht; in diesen meinen traurigen Umständen am allerwenigsten. Es ist mein Ernst. Wir wollen einmal recht vertraulich mit einander sprechen, mein theuerster Pedro! Höre mich an! Ich weiß die Geheimnisse deines Herzens sehr gut, obwohl du sie sorgfältig vor mir verheimlichst. Umsonst bist du nicht so blaß und abgemagert, und singst anstatt lustiger Lieder den tauben Felsen deine Qualen vor. Jenes wunderschöne Fräulein, dem du zu Madrid Unterricht im Gesang und Lautenspiel gegeben, ist die Urheberin deiner Leiden. Du erröthest? Du fürchtest, ich werde dich tadeln, daß du deine Gedanken zu einem adeligen Fräulein erhebest, und wohl gar den Gedanken hegest, sie zu heirathen? Nein, ich tadel dich nicht; die Vortrefflichkeit des Fräuleins entschuldigt deine Wünsche. Ja, ich weiß nicht nur dein Geheimniß; ich weiß noch mehr! Fräulein Laura theilt deine Empfindungen. Sie ist von deiner Lebenswürdigkeit entzückt; sie ist sehr geneigt, dir am Altare die Hand zu reichen. Heute noch würde sie mit dir ziehen, und



wenn es seyn müßte, mit dir vor den Thüren ihre liebliche Stimme ertönen lassen, um das tägliche Brod zu erwerben. Sie würde dabei sich so glücklich dünken, wie eine Königin. Allein den Aeltern ist die Neigung ihrer Tochter zu einem Lautenspieler ein Grauel. Sie wissen, wie ihr gegen einander gesinnt seyd, und daß euer Wunsch, einander zu heirathen, fast bis zum Wahnsinne gehe. Der Vater wollte dich aufgreifen lassen und dich nach Amerika senden. Allein die Mutter, diese kluge Frau, will sich keiner gewaltsamen Mittel bedienen. Sie thut, als wüßte sie von Allem nichts. Sie schrieb an eine Freundin, die fünfzig Meilen von hier entfernt lebt, und diese Freundin lud in einem sehr verbindlichen Schreiben und wie aus eigenem Antrieb das Fräulein zu sich auf ihr Schloß ein. Diese Freundin wird dort das arme Fräulein bewachen, wie in deinen Ritterbüchern die Drachen eine bezauberte Prinzessin bewachten. Entfernung und Zeit, hofft die Mutter, werde ihrer Tochter diese Neigung vergessen machen. So wird es auch gehen. Wenigstens wirst du das geliebte Fräulein in deinem Leben nicht mehr sehen. Du seufzest, guter Junge? Seufze nicht! Ich will dir einen leichten Weg zeigen, dir ein Rittergut und einen Adelsbrief zu verschaffen, und alsdann deine holde Laura mit Einwilligung der Aeltern als deine Braut in dein Schloß heimzuführen. Obwohl die Aeltern

arm sind, und ihrer Tochter keine Aussteuer geben können, so würden sie dennoch lieber Hungers sterben, als sie an einen Bürgerlichen verheirathen, und wenn er auch alles Gold beider Indien hätte. Allein sobald du geadelt bist und überdies noch der Braut ein schönes Rittergut zubringest, werden sie gegen die Heirath eben nichts Sonderliches einzuwenden haben. Ich forschte sie aus, und kenne diese ihre Gesinnungen genau. Nun, liebster Pedro, hängt es nur von dir ab, Herr eines Schlosses, Edelmann und Bräutigam zu werden."

"Ihr sprecht heute in lauter Räthseln," sagte Pedro, „und ich begreife Euch nicht. Was Ihr mir da vorspiegelt, sind freilich lauter schöne goldene Träume — aber nichts weiter als Träume. Ich bin und bleibe der Unglücklichste aller Sterblichen."

"Das sollst du aber weder seyn noch bleiben," sprach Alonso. „Höre mich nur an, liebster Pedro." Er rückte mit dem Sessel näher, und sagte ihm mit hohler, gedämpfter Stimme in das Ohr: „Der kleine Knabe, der jetzt eben krank darnieder liegt, ist die Ursache meines Elends, meiner Verzweiflung — er darf nicht mehr gesund werden. Das ist Alles! Hast du mich verstanden?"

Pedro schüttelte mit dem Kopfe; Alonso fuhr mit leiser Stimme fort: „Du gibst ihm ein Säftchen als Arznei, von dem er nicht mehr gesund

wird. Ist das Unglückskind todt, so bin ich regierender Graf von Alvaiba, und überlasse dir dieses Schloß. Bald kannst du dann hier mit deiner Gemahlin Laura an eben diesem Tische sitzen, an dem wir jetzt sitzen. Wenn du, ohne Verdacht zu erregen, dir kein Gift zu verschaffen weißt, so greife zum Dolch."

Pedro sprang vom Sessel auf und rief: „Was? Wie? Ich? Ich sollte den holden Knaben, der mir nie ein Leid gethan, durch Gift oder Dolch hinrichten! Nein, nein! Das ist zu gräßlich! Mir schauert! Nie, nie werde ich es thun! Ewig nicht!"

„Um Gottes Willen," sprach Alonso, „schreie nicht so und höre mich nur erst an! Höre mich erst ganz, ohne mich zu unterbrechen und dann entscheide."

Alonso suchte nun listig alle Scheingründe auf, das Gräßliche einer solchen That zu beschönigen, und den widerstrebenden Pedro dazu zu bereben.

„Siehst du das Schwert hier auf dem Tische, Pedro!" sagte er vertraulich. „Ich habe es im Kriege mit Macht geführt. Das Blut vieler Menschen, die mir kein Leid gethan haben, klebte daran. Ja, auf meine Befehle stürzten Freund und Feind, blühende Jünglinge und kraftvolle Männer, wie jener elende Knabe nie einer werden wird, zu Hunderten, ja zu Tausenden hinein in einen blutigen Tod. Ob der Krieg gerecht war? Ich weiß es

nicht; ich zweifle daran. Allein, ich hatte das nicht zu untersuchen. Ich überließ das Denen, die den Krieg unternommen. Ich war ein blindes Werkzeug meines Herrn, tödtete so Viele, als ich konnte, und hatte Ruhm und Ehre davon, ohne mein Gewissen zu verletzen. Auch ich bin dein Herr und Gebieter; sey du mein blindes Werkzeug. Vollziehe die Befehle deines Herrn. Ich, dein Herr gebiete Dir die That. Ob sie recht oder unrecht sey, das geht dich gar nichts an; das ist meine Sache. Ich will sie auf mich nehmen; so bleibt dein Gewissen rein. Du handelst gar nicht aus dir selbst; du gehorchst nur; und Gehorsam ist eine Tugend, kein Verbrechen."

Pedro sagte: „Gebt mir dieses Euer Schwert; ich will es mit meiner Laute vertauschen. In einem ehrlichen Kriege, Stirn gegen Stirn, will ich zeigen, daß es mir nicht an Tapferkeit fehle. Allein Dessen, wozu Ihr mich gebrauchen wollet, bin ich nicht fähig. Dazu habe ich nicht Muth; so wie kein ehrlicher Mann ihn haben wird. Es schaubert mir davor! Mordmord ist das Schrecklichste, das ich mir denken kann; er ist schwarz wie die Hölle."

„Nochmal, lieber Pedro," sprach Alonso, „die Sache ist nicht so schlimm, als du sie dir vorstellst. Der Knabe ist gleich seinen frühe verstorbenen Aeltern schwächlich, und brachte den Keim eines fr-

hen Todes schon mit zur Welt. Wenn er sich auch von dieser Krankheit, was gar nicht wahrscheinlich ist, wieder erholen sollte, wie lange wird er noch leben? Ein Jährchen höchstens; vielleicht kein halbes, vielleicht kein Viertel-Jährchen."

Pedro sagte schüchtern: „Ferdinand ist wohl ein sehr zarter Knabe; allein daß er so schwach seyn sollte, als Ihr ihn schildert, kann ich nicht glauben."

„Mir ist das ganz ausgemacht und gewiß!" sprach Alonso. „Zwar könnte er wegen meiner hundert Jahre alt werden; ich würde es ihm nicht mißgönnen. Seine Erbschaft wäre mir gleichgültig, wenn meine Umstände nicht so schrecklich wären. Allein die Noth ist dringend, der Augenblick ist entscheidend. Wenn ich zwarte, bin ich verloren. Zeit und Gelegenheit sind eben jetzt günstig, und kehren nicht so leicht wieder. Kein Mensch wird sich wundern, daß ein schon seit Lebens kränkliches Kind an einem heftigen Fieber sterbe. Es kann nicht der geringste Verdacht auf uns fallen. Lebt er aber nur noch acht Tage, so ist mein Unglück vollendet. Meine Ehre steht auf dem Spiele, das Wohl meiner Familie, Alles, Alles. Was ist nun besser, daß ein schwindstüchtiges Kind sein armseliges Leben noch einige Wochen hinschleppe, oder daß meine Ehre unwiderbringlich verloren gehe, und mein Weib und meine Kinder in unabsehbliches Elend gestürzt werden? Warte nur noch zu und

du wirst bald mit Augen sehen, wie dein Herr mit allen den Seinigen aus diesem Schlosse verstoßen wird, und als ein Spott und Hohn der Menschen, in irgend einer Bauernhütte vergebens ein Unterkommen suche. Und das Alles, damit das vom Siechthum gequälte Kind sich noch länger quäle. O wahrhaftig, einem Leidenden seine Leiden abzukürzen, ist eine Wohlthat für ihn. Das mußt du doch wohl einsehen?"

„Ich sehe wohl ein,“ sprach Pedro, „daß man einer bösen Sache mit schönen Worten einen guten Schein geben kann. Manchem, der Euch so reden hörte, dürfte es fast so vorkommen, Ihr hättet Recht. Allein es ist nicht so; eine untrüglliche Stimme in meinem Innersten spricht anders. — Mein liebster Herr und Gebieter! Der Himmel weiß es, Eure gegenwärtige Noth zerreißt mir das Herz. Wenn ich Euch mit meinem Blute, mit meinem Leben aus dieser Noth retten könnte — ich würde es mit Freuden thun. Aber, daß ich mein Gewissen so schrecklich beschwere, daß ich Euch das Heil meiner Seele aufopfere — ach verlangt das nicht! Ich kann es nicht.“

„Run denn,“ sprach Alonso, sprang auf, und griff mit einem grimmigsten Blicke nach dem Schwerte; „da du mir nicht zu Willen seyn willst, so will ich es kurz machen. Einer von Beiden, der Knabe oder ich — muß sterben. Da du mir deine Hülfe

versagt; du, auf den ich zu sehr vertraute, und ohne den ich die That nicht ausführen kann — da du willst, der Knabe soll leben, so will ich sterben. Hier vor deinen Augen stürze ich mich in dieses Schwert!" Er stellte den Griff des Schwertes auf den Boden, und kehrte die Spitze gegen seine Brust.

Alein Pedro hielt ihn zurück. Er war überzeugt, daß Alonso, der ganz außer sich schien, keine leeren Drohungen vorbringe, sondern, daß er bei seiner heftigen Gemüthsart sicher auf der Stelle sich ermorden würde. „Um des Himmels willen, thut doch das nicht," sagte Pedro, den eine wahre Todesangst ergriff. „Ach, wenn es denn so seyn muß, und es nicht zu ändern ist, so ist es doch besser, der Knabe sterbe, als Ihr. Ich will Euch gehorchen."

„Schwöre mir," sprach Alonso, „daß du mich nicht betrügen, sondern meine Befehle genau vollziehen wollest."

Pedro schwor, zitternd und bebend; er war so blaß wie eine Leiche, und kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne. Noch nie in seinem ganzen Leben war es ihm so bang und unheimlich gewesen, wie bei diesem Eide. Nachdem er den furchtbaren Eid, so wie Alonso befahl, ihm nachgesprochen hatte, eine Hand auf das Schwert legend, die andere zum Himmel erhebend, sagte Alonso: „Nun gut! Wenn

du aber dich anders bedenken, wenn du diesen betnen Eid brechen und mir treulos werden solltest, so zittre — zittre vor meiner Rache!" Zugleich schwang er sein Schwert über Pedro's Haupt, daß dieser erschrocken zurück wich.

Alonso legte das Schwert bei Seite, setzte sich wieder an den Tisch, und bot dem Pedro die Hand. „Seh nur gutes Muthes," sagte er, „und mache aus der Sache nicht so viel Wesens. Es wird Alles gut gehen. — Nun höre, was ich dir noch weiter zu sagen habe. Morgen mit Anbruch des Tages, reise ich mit allen den Meinigen in die Residenz. Denn Weiber und Kinder dürfen bei der Geschichte, die hier vorgehen wird, nicht zugegen seyn. Meine Frau wird zwar Schwierigkeiten machen, das liebe Mutteröhnlein zu verlassen. Allein der alberne Bartscheerer hat uns mit seinem Lärmen schon vorgearbeitet. Da sie weiß, wie böseartig dieses Jahr die Blattern seyen, so ist sie schon lange her sehr in Angst und Schrecken, ihre Kinder möchten in diesem Jahre von dieser garstigen Krankheit befallen werden. Ich denke, sie wird deshalb eilen, mit ihren Kindern aus dem Schlosse weiter zu kommen. Sollte sie aber bei dem kranken Knaben bleiben wollen, und Miene machen, die Kinder allein mit mir ziehen zu lassen, so weiß ich zu befehlen, und sie wird zu gehorchen wissen. Zu ihrer Beruhigung werde ich aber dann sagen, daß



ich dich, den der Knabe wohl leiden kann, als Krankenwärter zurücklassen werde. Auch werde ich dir zum Scheine befehlen, du sollest einen Arzt aus Salamanka rufen lassen, was du aber wohl wirst bleiben lassen; denn Der würde uns den ganzen Handel verderben."

"Noch Eins muß ich dir sagen," sprach Alonso, "damit ich morgen bei Zeiten weiter reisen kann. Heute Nacht, ungefähr bis ein oder zwei Uhr, kommt eine Ordonanz, ein Kürassier zu Pferd, und bringt mir in andern Geschäften einen Brief mit großem, königlichem Siegel. Bleib bis dahin auf, und nimm den Brief in Empfang. Vor Anbruch des Tages weckst du mich dann, und sagst, den Brief mit dem großen Siegel habe in der Nacht ein reitender Bote aus Madrid gebracht, und ich gebe vor, daß ich eilends zum Könige müsse. Das gibt mir einen Grund meine Leute zu treiben sogleich abzureisen. Niemand bleibt hier zurück, als die alte Beschließerin, die du, so wie den einfältigen Barbier, leicht hintergehen kannst. Nach drei Tagen schickst du mir einen schwarz gestiegelten Brief voll Ach und Weh, mit der Nachricht, der junge Graf sey an seinem Fieber gestorben. Der Brief muß so geschrieben seyn, daß ihn Jedermann lesen darf. Was du mir sonst noch etwa wirst zu sagen haben, das schreibe auf einen besondern Zettel, den du beischließest. Der Reitende darf den

Brief nur in meine Hand übergeben. Niemand ahnet dann, was vorgegangen. Ich lasse dem jungen Herrn ein prächtiges Leichenbegängniß halten — und werde Grand von Spanien; du aber wirst Herr dieses Schlosses und Gemahl des lebenswürdigsten Fräuleins von der Welt. — So, nun geh! Gute Nacht!”

Pedro ging mit wankenden Schritten, wie ein Mensch im Traume. Er war von Schrecken, Furcht und Hoffnung wie betäubt. Wiewohl ihm die Hoffnungen, die ihm Alonso machte, sehr angenehm waren, so hatte ihn doch nur die Furcht vor den Drohungen dieses seines Herrn dahin gebracht, den Eid zu leisten, und er glaubte nun, er müsse die beschworene Mordthat vollbringen.

---

## Siebentes Kapitel.

### Die scheidende Mutter.

Lange vor Anbruch des Tages pochte Pedro an der Thüre Alonso's, und übergab gemäß der Abrede den Brief, den er durch den Reitenden erhalten hatte. Alonso sagte zu seiner Gemahlin, die durch den Lärm aufgeweckt worden: „Ich muß eilends nach Madrid reisen; das kommt mir eben

nicht ungelegen. So können wir sogleich mit einander abreisen. Alles, was mir zur Reise nöthig haben, hast du sicher schon einpacken lassen?"

Donna Blanka antwortete: „Sollte der gute Fernando denn wirklich die Blattern bekommen, und sollte ich es nicht wagen dürfen, mit den Kindern hier zu bleiben?"

„Wie!" rief Alonso auffahrend, „wilst du alle deine Kinder dem fremden Knaben opfern? Wilst du sie blind, lahm, von Blatternarben entstellt, als Krüppel oder gar als Leichen um dich sehen?"

„Nun denn," sagte Gräfin Blanka, „so reise mit den Kindern in Gottes Namen in die Stadt. Ich kann das kranke Kind nicht allein und ohne Pflege zurück lassen?"

„Wie aber?" sagte Alonso, „wenn unsere Kinder von dem Blatterngifte auch schon angesteckt seyn sollten, und es dann in der Stadt zum Ausbruch kommen würde? Sollten sie dann ohne mütterliche Pflege dahin sterben?"

„Dann werde ich auf die erste Nachricht in die Stadt eilen!" sagte die Gräfin.

Don Alonso rief mit Troß: „Nun habe ich der Einwendungen satt. In einer Stunde müssen wir in dem Wagen sitzen. Das muß seyn; so will ichs. — Mein getreuer Pedro, den der Knabe liebt, mag indeß, so hart ich ihn entbehre, bei dem kranken Knaben zurück bleiben. Ich habe ihm schon

die nöthigen Befehle und zugleich den Auftrag gegeben, den besten Arzt aus Salamanca rufen zu lassen. Du kannst daher ganz ruhig seyn. Nach also Anstalt zur Abreise."

Die Gräfin wußte aus langer Erfahrung, daß man dem heftigen Manne nicht widersprechen dürfe, ohne Uebel ärger zu machen. Sie ging und machte sich mit den Kindern reisefertig.

Völlig zur Reise angekleidet kam sie mit ihren Kindern in das Krankenzimmer des armen Kleinen. Die Kinder blieben jedoch in einiger Entfernung von dem Krankenbette stehen. „Ach, mein Gott!" seufzte der kranke Ferdinand; „so willst du mich denn verlassen, liebste Mutter? Und auch ihr, meine lieben Geschwister, wollet alle gehen, und euren kranken Bruder allein in seinen Schmerzen liegen lassen. Ach bleib doch, liebste Mutter, sonst sterbe ich gewiß!"

„Es muß so seyn," sagte die Gräfin, „ich darf nicht bleiben, liebster Fernando!" Sie hatte Thränen in den Augen. Ferdinand fing an zu schluchzen; alle Kinder weinten. Die Gräfin küßte den bestürzten Knaben, und segnete ihn. Sie ahnete nicht, daß sein lockiges Haupt schon auf eine schrecklichere Art, als sie es sich denken konnte, dem Tode gewidmet sey. „Sey getrost, liebster Fernando," sagte sie, „Gott bleibt bei dir; Er wird dich retten. Wir alle beten für dich!"

Die Kinder nahmen nun, unter vielen Thränen auch Abschied von ihm, jedoch ohne sich dem Bette ganz zu nähern.

„Ach,“ sagte Ferdinand wehmüthig, „ist denn meine Krankheit so böß, daß ihr euch scheuet, mir näher zu kommen? Doch bleibt nur dort, wo ihr steht,“ rief er, als sie ihm näher kommen wollten, und wehrte ihnen mit der kleinen Hand ab. „Ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß ihr solche Schmerzen leiden müßtet, wie ich.“

Die Gräfin weinte, von dieser liebevollen Sorgfalt für seine Geschwister gerührt, heftiger, und sagte: „Wir sehen uns alle bald wieder!“ und wandte sich mit einem wehmüthigen Blicke von ihm.

„O,“ rief Ferdinand mit schmerzlicher Stimme „o nie, nie mehr, in dieser Welt nie mehr!“

Sie wandte sich noch einmal zu ihm. Allein Don Alonso rief mit donnernder Stimme zur Thüre herein: „Wird's bald? Der Wagen ist längst vor-  
gefahren.“ Er wagte es nicht, zu dem kranken Kinde hinein zu gehen, und ihm Lebewohl zu sagen. Denn so grausam und gefühllos er gegen den armen schuldlosen Knaben war, und so muthig er in den Schlachten dem Tod in's Auge gesehen hatte, so hatte er jetzt doch nicht den Muth, einem Kinde, das er zu morden dachte, unter die Augen zu treten. Er fühlte wider Willen die Macht des Gewissens.

daß die Götter, die sich nicht durch den Tod  
 dem Heiligen Erblinge ihrer Willen losgerissen, sich mit  
 ihnen in den Wagen, und der Wagen rollte über  
 die stürmende Brücke zum Dargthor hinan. Und  
 in dem Augenblicke, als die Wagenrollen, die  
 die Götter in der Hand hatten, die Götter, die  
 die Götter in der Hand hatten, die Götter, die  
 die Götter in der Hand hatten, die Götter, die

### Achtes Kapitel.

Der Betrüger, der sich selbst am meisten betrügt.

Nachdem Don Alonso mit seiner Gemahlin,  
 seinen Rindern und sämmtlichem Gefolge das Schloß  
 verlassen hatte, ward es Pedro in diesen alten  
 thümlichen Mauern, in denen er allein zutiefst über  
 und eine sonderbare That vollbringen sollte, ganz  
 unbeschreiblich bange. Die Stille, die rings um  
 ihn herrschte, hatten für ihn etwas Schauerliches;  
 der Wiederhall seiner Schritte in den gewölbten  
 Gängen schreckte ihn. Mit hebelndem Herzen betrat  
 er das Zimmer, in dem Ferdinand einst lag.  
 „Wo ist der Heide Pedro!“ rief der kalte Anath,  
 dessen Augen vom Weinen roth und aufgeschwollen  
 waren. Ihm entgegen: „du bist doch recht gut, daß  
 du bei dir bleibst. Ich achte dich, wäre ja sonst  
 ganz verlassen. Aber doch ist dich. Du stehst ganz  
 fest, und entsetzt dich! Ist da über die Reise  
 meiner Aeltern und Geschwister so barmherzig. Doch

geht dir meine Krankheit so zu Herzen? Ach, ich sehe es an deinen Blicken; ich würde wohl sterben müssen. Allein habe du kein zu großes Mitleid mit mir. Ich bekomme es ja besser; ich werde dann, wie die Mutter sagt, ein schöner Engel in dem Himmel. Hier auf Erden ist unser Bleiben doch nicht; wir wollen ja Alle einmal in den Himmel kommen, zu dem lieben Gott, und wir freuen uns darauf! Du freiest dich doch auch darauf! Nicht wahr, lieber Pedro?"

Pedro schwieg; die Reden des unschuldigen Kindes schnitten ihm durch's Herz. Er konnte jetzt nicht mit Freude an den Himmel denken; er dachte mit Schrecken an die Hölle. Der Gedanke, dieses schuldlose, engelgleiche Kind zu morden, erfüllte ihn mit Entsetzen und sträubte ihm die Haare empor. Aber auch die Furcht vor dem Boten Alonso's machte ihn zagen, noch mehr, als die Furcht vor der Hölle. Es ward ihm sehr unglücklich er stand auf, und ging in das nächste Zimmer „Alonso," dachte er, wird mich erwidern, wenn ich das Kind leben lasse; und das Kind wird dem Tode doch nicht entgehen. Er findet leicht andere Hände, es aus der Welt zu schaffen. Ich will einmal versuchen, ob ich Gift austreiben kann; ich kann ja dann noch allemal thun, was ich will. Pedro ging von dem Schlosse hinaus in das Dorf, und sann unterwegs auf irgend einen Born

wurde, von dem Barbier Gift zu kaufen. Denn er mußte wohl, es sey verboten, Gift zu verkaufen! Ambrosio, welcher Doctor und Apotheker zugleich war, sah durch das Gitter am Fenster ihn kommen, stellte sich schnell an seinen Mörser, und rief darauf los, daß man das Mingen schon von Weitem höre. Er wollte sich das Ansehen geben, als habe er alle Hände voll Arbeit. Doch jetzt kam er aus dem Hause hervor, und rief schon von Weitem dem Pedro entgegen: „Ah, guten Morgen, guten Morgen, Herr Pedro, schon so früh auf? Nun, wie steht's mit unsern kleinen Patienten? Doch, was ist Euch? Müd, dünkt, Ihr selbst habt meine Hülfe nöthig. Ihr seht ganz blaß aus! Kommt, laßt mich Euern Puls fühlen! — Er geht sehr fieberhaft! Sagt doch, einmal, was fehlt Euch?“

„Ach nichts!“ sagte Pedro, „ich habe bloß die vergangene Nacht sehr schlecht geschlafen. Es gibt so viel Mäuse und Ratten in diesem alten Schlosse. Könnet ihr mir kein Gift für diese beschwerlichen Gaste geben?“

„Gut!“ sagte der Barbier, „ich hatte herrliches Mäusegift und ein prächtiges Mittel zum Vertreiben der Ratten; allein wirklich bin ich nicht mehr damit versehen.“

„Nun!“ sagte Pedro, „Ihr werdet doch sonst irgend ein Gift in Eurer Apotheke haben?“

„Nein!“ sprach der Barbier verdrießlich. „Der



Doktor von Salamonika, der meine Apotheke gewar-  
fittet, hat mir alle Gifte weggenommen; ja sogar  
alle heftig angreifenden Arzneimittel; er hat mir  
nur ganz unschuldige Mittel gelassen, mit denen ich  
kein zu großes Unheil anrichten könnte.

„Wißt Ihr mir nicht, sonst Gift, zu verschaffen?“  
fragte Pedro. „Ich hätte es wirklich sehr nötig.“

Aleix Ambrosio sagte höchst bedenktlich: „Ihr  
werdet es ja doch nicht selbst einnehmen wollen?“  
Ihr kommt mir heute so gern vor, daß Ihr ja  
für etwas wohl Lust haben könntet.“

„Liebverheißener Herr Doktor Ambrosio,“ sprach  
der betrügerische Pedro, „ich sehe nun wohl, daß  
ich ganz aufrichtig mit Euch seyn muß. Gehört  
gibt schließlich eine Wette. Ein junger Herr von  
Nobele behauptete neulich in einer Gesellschaft, man  
denn so beim Weine allerlei Gespräche vorfallen,  
einem Menschen wie mir, der nicht vom Stand und  
Rang sey, werde man niemals Gift zu kaufen geben,  
so viel ich mich auch bemühen wollte. Das  
verdroß mich, und ich wettete sechs Goldstücke  
hinterhalb sechs Tagen mir eine gute Portion Gift, in  
einem Pulverchen oder Pflaster, wie man es oft  
lange zu verschaffen. Darnach Ihr aber seht, daß  
ich es redlich mit Euch meine und Euch die Wahr-  
heit sage, so will ich dem Gehirne der Wette mit  
Euch theilen. Seht, da habe ich die sechs Gold-  
stücke, um die ich wettete, in Bereitschaft, und gebe

Euch hier drei davon. Nur muß ich das Pflückerchen über Etsichen sogleich haben, sonst verliere ich die Bette. Es sind an den sechs Tagen schon viere verfloffen."

Ambrosio blinnte mit freudigen Augen auf das Gold. Allein so arm er wäre, so war er doch, wie die Bauern im Dorfe sich ausdrückten, eine recht eheliche Hand. Wenn er gekohrt hätte, wozu Bedro das Gift verlange, er hätte um alle Schätze der Welt ihm keines gegeben. Er sagte in seiner Einsamkeit: „Hi, da es nur eine Bette gilt, so ist das etwas Anderes. Obwohl ich kein Gift habe, und die Herren Apotheker mit keinem verabsorgen lassen, so will ich Euch von dieser verbotenen Waare denn noch so viel verschaffen, als Ihr nur immer wollt. Gönge Weilen von hier in dem Gäßgen lebt ein alter Einkebler, der, wie ich glaube, aus dem Morgenlande gekommen und ein großer Magnus ist. Ein Magnus, wolle Ihr sagen, sprach Bedro, und versteht darunter wohl gar einen Zauberer. Allein woher wißt Ihr, daß er das ist?" „Na,“ sagte Ambrosio, „das ist gut merken, daß er so etwas von seinem Zauberer ist, weil er oft ganze Tage hindurch auf den Bergen im Helle fliehet, um Adler und Störche zu suchen; halbe Nächte bei seinem Schmelzkegel am Blatzen sitzt, eine Himmelskugel in seiner Zelle stehen hat, und oft ganze Nächte hindurch nach den Sternen guht.“

Zu diesem will ich gehen. Da er alle Pflanzen und Kräutlein auf dem Erdboden, sowohl heilsam als giftige, genau kennt, so bereitet er mir sicher ein Tränklein, das ich nicht zum Schlaftrünke nehmen möchte; denn ich würde dann nicht mehr erwachen, bis an den jüngsten Tag. Ich will nur noch zuvor, in Kraft meiner aufhabenden Amtspflicht, noch meinem lieben, kleinen Patienten sehen.“

„Geht lieber sogleich zu dem Einsiedler,“ sprach Pedro; „Euren kleinen Patienten habt Ihr ja gestern so reichlich mit Arznei versehen, daß er wohl acht Tage genug daran hat. Ich werde ihm jede Stunde fleißig davon eingegeben.“

„Thut aber das gewiß,“ sagte Ambrosio, und drohte ihm mit dem Finger; „sonst könnte es übel gehen. Denn eine Krankheit gebietet nie besser, als wenn meine hilfreiche Hand sie unterstützt.“ Er setzte seine etwas geräuschte Staatsperücke auf, nahm seinen bordinierten dreispitzigen Hut unter den Arm und seinen mit Messing beschlagenen und einer großen Quaste gezierten Stod in die Hand, und sagte noch: „Ich werde eilen, so gut ich kann. Dängstens bis die untergehende Sonne den Rand jenes Berges dort berührt, bin ich wieder da.“

Pedro war froh, daß es ihm gelang, Ambrosio zu betrügen. Er hätte nun gerne auch selbst betrogen, und sich überredet, die That, bis er von

habe, sey nicht so böse. In solche finstere Gedanken vertieft, wanderte er dem Schlosse zu. Es war ein herrlicher Sommermorgen; allein Pedro achtete nicht darauf; er ging durch den Garten, ohne dessen Schönheit zu bemerken. Als er in das düstere Schloßthor trat, überfiel ihn ein Schauder. „Es wäre doch besser gewesen,“ dachte er, „ich hätte die Schwelle dieses Schlosses gar nie betreten.“ Wenn ich dem Don Alonso den furchtbaren Eid nicht geschworen hätte, ich würde mein Vorhaben aufgeben, und entfliehen. Allein jetzt kann ich nicht mehr anders; ich muß meinen Eid halten.“ So suchte Pedro sein böses Vorhaben unter Gewissenhaftigkeit zu verdecken. Allein wenn er recht in sein Herz hinein geblickt hätte, so würde er entdeckt haben, daß die Begierde, Herr dieses Schlosses zu werden und die schöne Braut heim zu führen, tief darin verborgen stecke, und ihn fast so sehr als die Furcht vor Alonso antreibe, das Verbrechen zu begehen.

Pedro suchte noch andere Vorwände auf, sein böses Vorhaben zu rechtfertigen; er sagte bei sich selbst: „Wenn ich die That unterlasse, so entsteht ein noch ohne Vergleich größeres Unglück daraus. Don Alonso ermordet dann nicht nur mich, sondern auch sich selbst; seine Familie wird in einen großen Jammer versetzt, und geräth in Armuth und unermessliches Elend.“ Allein Pedro bedachte nicht, daß

man nie, auch nicht das geringste offenbar Böse thun dürfe, um größeres Böses zu verhüten. Seine Behälter an der hohen Schule hatten ihm diese Wahrheit treulich gesagt, und ihm unüberlegbar bewiesen: „Man muß die Gebote Gottes genau erfüllen, und darf kein Haars breit davon abweichen, wenn auch dem Anscheine nach allerlei Uebel daraus erfolgen könnten.“ Auch sein Gewissen sagte ihm: „Thun, was recht ist, und überlaß dem Erfolg Gott.“

## Neuntes Kapitel.

Ein Weibchen im Kampfe mit sich selbst. Der kleine Pedro in das Krankenzimmer trat, grüßte der kleine Ferdinand ihn freundlich, und fragte ihn wehmüthig: „Wo bist du denn so lange gewesen, lieber Pedro? Es ist schon mehr, als eine Stunde, daß ich dich nicht mehr gesehen!“

„Ich bin wegen deiner bei dem Arzte gewesen!“ sprach Pedro.

„Du guter Pedro!“ sagte der Knabe; „du bist doch recht besorgt um mich. Was sagt der Arzt?“

„Er hofft!“ sprach Pedro, „du werdest bald wieder gesund werden; er läßt dir sagen, du sollst nur fleißig einnehmen.“

„Nun,“ sagte Ferdinand, „so geh mir nur so gleich Arznei. Ich soll jede Stunde einnehmen, und jetzt sind schon fast anderthalb Stunden vorbei.“

Pedro gab ihm Arznei. Ferdinand nahm sie sehr muthig an, und dankte dem Pedro auf das Freundlichste. Pedro setzte sich neben das Bett. Die Freundlichkeit des holden Knaben, an der er sonst so große Freude gehabt, machte ihn traurig; der Blick aus Ferdinands arglosen Augen, mit dem er so zutraulich zu ihm herporsah, drang Pedro tief in's Herz. Er konnte ihn nicht ertragen, stand eilends auf, und ging hinaus. Scheu und unsichtete er in allen Gängen und Zimmern des Schlosses, im Schloßhofe und im Garten umher. Er kam dann wieder auf einige Augenblicke in das Krankenzimmer, stand es aber da am allerwenigsten auszuhalten. Nigends hatte er weder Rast noch Ruhe; es war ihm, als verfolgte ihn ein Gespenst. Er mochte weder essen noch trinken. Sein sehrwilliges Vorhaben verschächte allen Frieden aus seinem Herzen. Der Tag war ihm unbeschreiblich lange. Ein solches qualvollen Tag seufzte er öfter, „habe ich noch nie erlebt.“ Je mehr sich aber der Abend näherte, je länger wurde es ihm. Er empfand eine Angst, als wollte man ihn stricken. Er trat öfter an das Fenster, um nach der Sonne zu sehen. Endlich berührte er das Gellüß, er schaute hinaus auf den Weg, auf

dem der Barbier kommen sollte. Er sah noch nichts von ihm, und es war ihm fast Heß, weil ihm denn doch vor dem Verbrechen, das er begehen sollte, schauerte.

Er ging wieder zu Ferdinand, und setzte sich an das Krankenbett. „Aber warum gibst du mir so lange keine Medizin, lieber Pedro?“ fragte Ferdinand; „es sind schon wieder zehn Minuten über eine Stunde verfloßen.“

Pedro stand auf, die Arznei zu holen. Er hatte sie in das Nebenzimmer gestellt, unter dem Bortwande, daß es dort kühler sey. Allein er hatte das Arzneiglas nur dahin getragen, um das Gift, ohne daß Ferdinand etwas davon merke, damit verschütten zu können. Er brachte die Arznei, und gab davon in ein zierliches Schälchen von vergoldetem Porzellan. Der Gedanke an das Gift, das er dem schuldlosen Knaben in eben dieser Schale reichen wollte, sobald die nächste Stunde schlagen würde, erschütterte ihn so, daß er zitterte. Ferdinand trank die Arznei, gab ihm die leere Schale zurück, und sagte: „Gott wird dir Alles vergelten, was du an mir thust!“

Diese Worte trafen Pedro, wie ein Blitzstrahl. „Ja wohl Alles,“ dachte er, „also auch den Tod.“ Er schauerte zusammen, und ließ wider Willen einen Seufzer aus. „Was ist dir doch heute, lieber Pedro?“ sagte

Ferdinand. „Den ganzen Tag hindurch kommt du mir sehr seltsam vor; und oben sieht fleißt du ganz erschrecklich aus. Ach, wenn ich dich so ansehe, ist es mir als sähe ich ein Gespenst, aber gar den Tod an meinem Bette stehen. Du bist nicht mehr da. Ich fürchte du bist sehr krank, und schlimmer daran, als ich!“

„Das mag wohl seyn!“ sagte Pedro, wandte sich, und gieng schnell zur Thüre hinaus. „Ach!“ sagte er, „es mag wohl wahr seyn, was ich einmal hörte: „Kein Gift kann in dem Leibe des Menschen eine solche furchtbare Zerstörung anrichten, als eine böse That in der Seele des Menschen.“ Wenn der, der sie bloß vorhat, eine solche Hölle in seinem Innern fühlt, wie muß es erst Dem seyn, der sie wirklich begangen hat?“

Pedro wuschte sich den Schwelz ab, und trat draußen auf dem Gänge an ein offenes Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Da erblickte er den Barbier, der auf die Gartenthüre zuging, durch die ein kürzerer Weg in das Schloß führte. Pedro eilte sogleich die nächste Wendeltreppe hinab in den Garten, winkte dem Ambrosio in eine dunkle Laube, und sagte leise zu ihm: „Nun gib mir, was du mir bringst!“ „Ich komme leer,“ sagte Ambrosio, „der ehrenwürdige Mann gab mir kein Gift.“ „Nicht?“ sagte Pedro erschrocken; er fürchtete, der Barbier möchte Beobachtungen angestellt haben. „Und warum denn



nicht?!" fuhr er fort, "was sagte der Eremit?"  
 „Ja,“ sprach Ambrosio, „der Eremit sagte, er müsse  
 das Gift erst bereiten; morgen werde er selbst  
 kommen.“ Pedro mußte nicht, sollte er gähnen oder  
 sich freuen. „Nun,“ sagte er, „so ist es auch recht.  
 Ich danke dir für deine Mühe, und wünsche dir  
 gute Nacht.“

„Aber,“ rief Ambrosio, „was denkt Ihr von  
 meinem Amtseifer, dem Eifer eines kunsterfahrenen  
 Arztes? Meint Ihr, ich werde gehen, ohne den  
 mir vom hohen Handelsantrittenen Patienten zu  
 sehen? Nicht doch, ich eile zu ihm!“

Er ging mit Pedro und trat an das Bett des  
 Kranken. Ferdinand war von der Betrübniß über  
 die Abreise seiner Pflegemutter und seiner Geschwie-  
 ster, und über Pedro's selbstames Betragen äußerst  
 erschöpft. Ambrosio sah ihm lange süßte, mit  
 seinem gewöhnlichen Kopfschütteln und Achselzucken  
 ihm den Puls, — und ging. Pedro begleitete ihn,  
 und fragte draußen: „Nun, wie sieht's?"

„Schlimm, äußerst schlimm,“ sagte Ambrosio,  
 „seht Ihr's denn nicht selbst? Der kleine Kranke  
 von gestern, wie eine Rose abblühte und glühte, ist  
 leichenblau; der Puls ist so äußerst schwach, wie  
 ein Schwammfädchen; große Mattigkeit und Schlaf-  
 sucht stellt sich ein. Das sind die Vorboten des  
 Todes.“ Da nun, es liegt nicht länger am Arzte,  
 daß der Kranke gesund werde; für den Tod ist kein

Kräutlein gewachsen. Das arme Kind erlebt den kommenden Winter nicht.

Bei diesen Worten fiel dem Pedro ein schwerer Stein vom Herzen. „Wenn der Knabe ohne mein Bathum stirbt,“ dachte er, „wer ist dann glücklicher, als ich! Ich erspare mir eine That, von der ich mich entsetze; und der erwünschte Lohn entgeht mir doch nicht. Denn ich werde damit meinem Herrn in der Meinung bestärken; ich sehe, der das Kind aus der Welt geschafft, ihm aber zu der reichen Grafschaft verholfen. — und er hält dann sein grüßliches Wort und macht mich zum Herrn dieses Schlosses!“ Er ging wieder hinein und setzte sich etwas ruhiger an Ferdinands Krankenbett. Ferdinand blinnte ihn freundlich lächelnd an, und sagte: „Kannst du nicht mehr so fürchterlich aus? Lieber Pedro, du hast jetzt wieder mein menschliches Angesicht. Nicht wahr, jetzt ist es dir wieder besser? — Allein ich fühle mich sehr matt und abgegriffen.“ Pedro wünschte ihm gute Nacht, zündete ein kleines Nachtlampchen an, das in dem Zimmer eine schwache Dämmerung verbreitete, ging in das Nebenzimmer, und warf sich angekleidet auf sein Bett. Da er die verfloßene Nacht schlaflos zugebracht, und der fürchterliche Mittag ihn den Tag hindurch sehr abgemattet hatte, so übermüdete ihn sogleich der Schlaf. —

## 78 Zehntes Kapitel.

### Der Menehelnmörder.

Pedro wurde die Nacht hindurch von furchtbaren Träumen gequält. Es träumte ihm, er sehe Ferdinand an den Folgen des Giftes unter den schmerzvollsten Zuckungen sterben; er selbst aber werde, von einer unermesslichen Menge Volkes umgeben, zum Hochgerichte hinaus geführt. Nachdem hatte er aber wieder Träume von angenehmen Dingen, mit denen er sich in seinen Gedanken am liebsten beschäftigt hatte. Bald träumte ihm, er fahre in einer prächtigen Kutsche mit vier Pferden, und eine Menge Volkes schaue ihm an, und neige sich tief vor ihm; bald kam ihm vor, er sitze reich gelagert mit vielen Gästen an einer prächtigen Tafel voll köstlicher Speisen in silbernen Schüsseln, und auslesener Weine in goldenen Bechern; bald träumte ihm, seine Braut trete, mit Blumen bekränzt und mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, zur Thüre herein. Als er erwachte, schien bereits die Morgenröthe in das Fenster. Pedro stand auf, und sah nach Ferdinand. Der gute Knabe lag mit geschlossenen Augen und halbgeöffnetem Munde da, und sein blaßes Angesicht war mit Schweiß bedeckt. „Das ist Todesschweiß,“ dachte Pedro, „und die Art, wie das sterbende Kind athmet, ist wahres

Röcheln des Todes; das Ath wird aus diesem schweren Schlafe wohl nicht mehr erwachen!"

Petro fühlte, da er am gestrigen Tage fast keinen Bissen gegessen hatte, starken Hunger; holte sich ein großes Brod und eine Flasche vom besten Weine, setzte sich damit an das offene Fenster seines Zimmers, schnitt von dem Brode große Stücke herab, und ließ sich den Wein sehr wohl schmecken. Er blickte mehrmal durch das Fenster hinaus in die herrliche Gegend; die maligen Berge, die Rebhügel und die reichen Getreidefelder waren von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, an dem grünen Ufer des nahen Flusses weideten Kühe, und eine ferne Anhöhe war mit einer zahlreichen Schafheerde bedeckt. „Dieses Alles ist nun bald mein!“ sprach Petro freudig; „ja, ich bin nunmehr ein reicher Mann und ein ausgemachter Herr! Welches Fräulein im Lande sollte sich weigern, sich von mir zum Altare führen zu lassen?“ Er schenkte noch einmal ein, trank auf das Wohl seiner Braut, bückte sich schon einen adeligen Herrn, stellte den Arm in die Seite und blickte stolzer um sich, als jeder stolze spanische Edelmann.

Allein Pedro hatte sich in Ferdinands Krankheit sehr geirrt, und dem unwissenden Dorfärzte zu viel geglaubt. Es war gar nichts daran, daß Ferdinand die Blattern bekommen werde. Das Fieber hatte ihn gestern Abends bereits verlassen;

Verdamm hatte er so blaß ausgesehen und sich so kalt gefühlt! Der Schweiß, den Pedro für Todesangst hielt, war sehr wohlthätig und vollendete die Genesung; das Schnarchen, das Pedro für Todesröcheln hielt, war bloß die Folge eines sehr gesunden Schlafes.

Als Pedro eben das letzte Glas ausgetrunken hatte und aufstehen wollte, um noch einmal nach dem Knaben zu sehen, und dann Dinte, Feder und Papier zu holen, und den Trauerbrief an seinen Herrn über Ferdinands Tod aufzusetzen, — trat Ferdinand vollkommen angekleidet gar Thüre herein, und rief: „Guten Morgen, lieber Pedro! Du freust dich mit mir! Ich bin munter wieder frisch und gesund, und lebe wieder ganz neu auf.“  
 „Das sollst du aber nicht, Knabe,“ schrie Pedro, höchst ergrimmt, „alle seine Hoffnungen mit einmal so vereitelt zu sehen! Glühend vom Weine, voll dem er zu viel und zu schnell getrunken hatte, griff er nach dem Messer, das auf dem Tische lag, sprang auf, und ging auf den armen Knaben los, ihn zu erstechen.

„Um des Himmels willen, lieber Pedro,“ rief Ferdinand; „du wirst mich ja nicht ermorden wollen?“

„Das will ich!“ sprach Pedro, und hob mit der erhobenen Hand das Messer gegen ihn. Ferdinand, der sehr stark und behend war, und den der Angst noch behender machte, schloß sich schnell durch das

Seitenthür in ein anderes Zimmer, und aus diesem wieder in ein anderes. Pedro verfolgte ihn von Zimmer zu Zimmer bis in den großen Saal, und schloß die Thüre hinter sich zu. Ferdinand wollte durch den Haupteingang des Saales, der zwei Flügeltüren hatte, entinnen. Allein der Arm des Kleinen reichte nicht bis zu dem obern Riegel hinauf, der vorgeschoben war.

In Mitte des Saales stand eine große Tafel, mit einem bunten Teppiche bedeckt, der bis an den Boden reichte. Ferdinand floh, immer von Pedro verfolgt, um die Tafel herum, und wendete sich bald rechts bald links, so daß die Tafel immer zwischen ihm und seinem Verfolger war. Dabei rief er beständig mit jammernder Stimme: „Ach Pedro! Laß mich leben! Bringe mich nicht um! Was habe ich dir denn gethan, daß du so ausgebracht gegen mich bist? Ach, bist du denn ganz von Sinnen? Ach, vergieß doch nicht unschuldiges Blut! Erbarme dich meiner, so wird Gott sich deiner auch erbarmen, wenn du in Noth kommst! Glaubst du denn nicht, daß Gott Alles sieht, und das Böse bestraft? Bedenke, was Don Alonso dazu sagen wird, wenn du mich ermordest?“

„Eben der will, daß ich dich ermorde!“ rief Pedro und strengte, von dem Namen des ihm so fürchterlichen Alonso noch mehr aufgeregt, aufs Neue alle seine Kräfte an, den Knaben zu ergreifen,

Näher war es dem Pedro, der vom Bethe taumelte und sich mehrmal an der Tafel halten mußte, nicht gelungen, den flehenden Knaben zu erreichen; allein Ferdinand, der von seinem Uebel befinden sich doch noch nicht ganz erholt hatte, wurde bald müde, und seine Kräfte verließen ihn. Pedro erhaschte ihn bei den Locken. Als der erschrockene Knabe keine Möglichkeit mehr sah, dem Mörder zu entkommen, fiel er auf die Knie, streckte seine kleinen Arme zum Himmel, und schrie mit herz durchdringender Stimme: „O Gott, da kein Erbarmen auf Erden mehr ist, so erbarme Du Dich meiner! O all' ihr Mächte des Himmels steht mir bei!“

Pedro, der fast noch mehr zitterte, als der geängstete Knabe — floss mit abgewandtem Gesichte und bebender Hand mehrmal auf ihn zu. „O Jesu, Marie,“ rief jetzt das bedauernswerthe Kind, „ich bin getroffen! Ich blute! Ach fleh, dieses Blut schreit zum Himmel um Rache gegen dich, Pedro, wie das Blut Abels gegen Cain!“

Pedro sah hin. Das tödtendbleiche Angesicht des holden Knaben, seine flehenden Blicke zum Himmel, das Blut, das ihm aus Brust und Schulter hervorquoll und sein weißes Gewand rüth färbte, erschütterten Pedro. Er ließ den aufgehobenen Arm sinken, dem blutigen Messer sinken, und sagte mit bebender Stimme: „Schweig, Uebel Fernando! Ich

thut dir kein Leid mehr. Betheil mir! Ich war von Sinnen. Wenn deine Wunden nicht tödtlich sind, und du noch zu retten bist, so will ich dich retten."

„Jedermann aber stüzte, noch immer kniend, sich mit einer Hand auf den Boden, und streckte die andere gegen Pedro aus, als wollte er neue Messerschnitte abwehren. Sein Angesicht war das Angesicht eines Sterbenden, und sein Blut aus drei Wunden benetzte sein Gewand! — — —

## Fünftes Kapitel.

### Der unbekannte Ritter.

Als nun Pedro bleich und ohne Bewegung, wie eine Bildsäule, so da stand, und überlegen wollte, was er mit dem verwundeten Kinde anfangen solle, aber nicht recht zur Besinnung kommen konnte, und sich weder zu rathen noch zu helfen wußte — horch! da war es ihm, als höre er donnern. Er blickte gegen die hohen Saalfenster hin. Die Sonne, die zwischen Gewitterwolken aufgegangen war, schoss feurige Strahlen herein, Pedro hegte vor Gottes strafender Gerechtigkeit, Jetzt dünkte ihn, noch mächtigeres Donnern zu



vernehmen. Allein das Getöse, das er hörte, gleich bloß dem Donner. Man polterte heftig an die große Saalthüre, und eine tiefe, furchtbare Stimme rief: „Auf, auf! Mörder, mach auf!“

Pedro zitterte an allen Gliedern, und wagte es nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Allein plötzlich geschah ein furchtbarer Stoß an die Thüre, und sie sprang mit mächtigem Krachen auf. Ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt und in schwarzer, ritterlicher Kleidung nach spanischer Tracht; mit kurzem, rothem Mantel, weißem Halsgekröse von feinen Spitzen, und mit überhängenden schwarzen Federn auf dem Hute, trat herein; in der Rechten schwang er ein großes, blankes Schwert und rief, indem er Pedro's Kopf zu spalten drohte, mit mächtiger Stimme: „Stirb, Mörder!“

Pedro entsetzte sich über diese Erscheinung, die in vollem Glanze der Morgensonne vor ihm stand. Es war ihm, als sähe er den Engel des Gerichts vor sich stehen; das Schwert schien ihm zu brennen, und Blitze von sich zu werfen. Der bestürzte Pedro bebt zurück, sprang seitwärts, und suchte durch die offene Saalthüre zu entfliehen. Allein ein bewaffneter Krieger, der Diener des Ritters, trat ihm mit gezücktem Schwerte entgegen. Pedro zog sich in eine Ecke des Saales zurück, fiel auf die Knie nieder und flehte um Gnade. Der fremde Ritter sprach: „Du wirst deiner Strafe nicht ent-

gehen; doch zuerst muß ich mich des unglücklichen Kindes annehmen!" Er winkte seinem Diener, und dieser stellte sich, das Schwert in der Hand, neben Pedro.

Der Ritter betrachtete nun das blutende Kind, und rief voll des innigsten Mitleides: „O Gott, sollte ich zu spät gekommen seyn!" Er lehnte sein Schwert an die Wand, hob den kleinen Ferdinand, der Kopf und Arme sinken ließ und die Augen geschlossen hatte, vom Boden auf, setzte ihn auf den Tisch, und untersuchte dessen Wunden. „Gott Lob," sprach er, „sie sind nicht tödtlich! Das Messer war zu stumpf, durch die Kleidung tiefer einzudringen." Er befahl Pedro, ihm Ferdinands Krankenbett zu zeigen, legte den Knaben auf das Bett, zerriß einiges Leinenzeug von dem Bette, verband damit eilig, um nur vorerst das Blut zu stillen, die Wunden, und that Alles, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Ueber eine Weile kam Ferdinand aus seiner tiefen Ohnmacht wieder zu sich, schlug die Augen auf, und blickte den fremden Mann lange starr an. Der Ritter, dessen Angesicht vorhin, als er mit Pedro geredet, höchst furchtbar gewesen, lächelte nun mit himmlischer Freundlichkeit gegen Ferdinand, und sagte: „Sey getrost, liebes Kind, mit Gottes Hülfe werde ich dich heilen!"

Der Ritter befahl hierauf seinem Diener, mit Pedro's Hülfe, Alles, was zu ordentlicher Verpfle-

gang des verwundeten Knaben in dem Schlosse vorfindlich sey, herbei zu schaffen, aber von dem, was hier vorgehe, zu schweigen. Beide gingen; er aber setzte sich gleich einer zärtlichen, fürsamen Pflegemutter an Ferdinands Bett.

Das bedauernswerthe Kind, das kaum von einer Krankheit aufgestanden war, und sogleich darauf so grausam mißhandelt und verwundet worden, war von Schrecken und Blutverlust so entkräftet, matt und müde, daß es bald einschlief.

Als die zwei Männer mit dem Verlangten zurück kamen, stand der Ritter leise, um das schlafende Kind nicht zu wecken, auf, winkte seinem Diener, seinen Platz am Krankenbette einzunehmen, saßte den Pedro kräftig beim Arme, führte ihn an ein Fenster, und sagte mit gedämpfter Stimme, die über dennoch den Pedro zittern machte: „Ich durchschaue das ganze Gewebe von Bosheit, in das du dich hast verwickeln lassen. Don Alonso hat dich betedet, dem kranken Kinde anstatt der Arznei Gift zu geben, um es aus der Welt zu schaffen; und dann der Welt wohl zu machen, es sey natürlichen Todes gestorben. Er befahl dir, im äußersten Fallo, wenn du kein Gift zu erhalten wüßtest, zum Dolche zu greifen. Damit das ruchlose Verbrechen desto leichter verheimlicht werden, ersand er die Lüge, die Krankheit des guten Kindes sey ansteckend, und gab sich den Anschein,

als flüchte er aus Furcht vor Ansteckung mit Frau und Kindern in die Stadt. Jetzt wartet der Bösewicht, der zugleich Mörder und Erbe seyn will, auf einen Boten von dir — mit der erwünschten Todesnachricht, um die Grafschaft in Besitz zu nehmen, und seine verschwenderische Lebensart, die wegen seiner Schulden zu Ende geht, von Neuem anzufangen."

Pedro war hoch erstaunt, und es war ihm unbegreiflich, wie dieser furchtbare Unbekannte einen Anschlag, der um Mitternacht und bei verschlossenen Thüren, als das größte Geheimniß verabredet worden, so klar und genau wissen könne. Er gestand, daß Don Alonso ihm durch Drohungen einen schrecklichen Eid abgenöthigt habe, den jungen Grafen Fernando durch Gift oder Dolch aus der Welt zu schaffen. Er bekannte reumüthig, er habe das kranke Kind vergiften wollen, aber nicht so gleich Gift bekommen können. Er behauptete hingegen standhaft, daß er, wie wohl er nach dem Messer gegriffen und Fernando verwundet habe, dennoch von dem Anblick des blutenden Knaben und der Macht seines Gewissens erschüttert, die That nicht habe vollenden können, sondern bevor der Herr Ritter noch an der Thüre gerufen, des Kindes verschont habe! Er brach in Thränen aus, und dankte Gott, der ihn abgehalten habe, die gräßliche That zu vollenden.

Der Ritter sagte kein Wort, ob er die Reue des Verbrechers für aufrichtig oder für erheuchelt halte; er sprach bloß: „O ihr grausamen, blutigen Töge! In euren Klauen werde ich das arme, schuldlose Lamm nicht mehr lassen! Ich weiche nicht mehr von seiner Seite, und werde es vor euch zu beschützen wissen.“

Er machte nun Anstalt, Ferdinands Wunden sorgfältiger zu verbinden, als es im ersten Augenblicke geschehen konnte. Sein treuer Diener sagte: „Ich will Euch dabei Hülfe leisten, lieber Herr! Allein damit ich dies ungestört thun kann, muß ich zuvor noch ein anderes Geschäft vornehmen. Ich habe da einige Stricke in dem Schlosse vorgefunden; mit diesen will ich dem Bösewicht Hände und Füße binden, damit er uns indeß nicht entrinne.“

Pedro fiel vor dem Ritter auf die Knie, und flehte laut jammernnd um Gnade und Erbarmen. Der kleine Ferdinand erwachte von Pedro's Jammergegeschrei, und rief: „Was habt ihr mit Pedro vor?“

„Binden wollen wir ihn, den Meuchelmörder,“ sagte der Diener des Ritters, „und ihn dem Gerichte überliefern, damit man ihm den Kopf abschlage.“

„Ach, thut doch das nicht!“ sprach der gut-herzige Knabe mit schwacher, wehmüthiger Stimme. „Pedro war immer gut und freundlich gegen mich!“

So oft er hieher kam, brachte er mir schöne Sachen mit; auch lehrte er uns Kinder allerlei lustige Spiele. Nie sonst hat er mir ein Leid gethan! Nur als er dieses Mal hieher kam, war er ganz trübselig und verwirrt. Wir Kinder merkten es ihm sogleich an. Endlich wurde er ganz wahnsinnig, und wollte mich im Wahnsinne umbringen. Allein so rasend er war, so erhörte er doch mein Flehen und erbarmte sich meiner! Ach, erbarmt Euch nun auch seiner, weil er sich zuletzt meiner doch noch erbarmt hat!"

"Du lieber guter Fernando," sprach der Ritter; „das that er nur, weil er mich an der Thüre heftig rufen und klopfen hörte."

"O nein, nein," sprach Ferdinand, „schon ehe Ihr an der Thüre so fürchterlich gelärm't habt, kannte er mich wieder seinen lieben Fernando und versprach, mir kein Leid mehr zu thun. O glaubt mir, ich rede die Wahrheit. Er kann ja nichts dafür, daß er wahnsinnig wurde. Und so groß auch sein Wahnsinn gewesen, so war sein Mitleid mit mir doch noch viel größer. Ach, bringt ihn deshalb nicht in Unglück; sorgt lieber dafür, daß der arme Mensch wieder zur Vernunft gebracht werde. Ich müßte weinen, wenn man ihm ein Leid anthäte. Mein Leben lang würde es mir Kummer machen, wenn man ihm wegen meiner den Kopf abgehauen hätte. Wegen meines soll kein Blut vergossen werden!"

Der Ritter war über die eben Gesagungen des Kindes entzückt. „Du bist ein sehr gutes Kind, lieber Fernando!“ sprach er, und wandte sich hierauf zu Pedro, und sagte: „Pedro, auf das Zeugniß dieses unschuldigen Kindes und auf seine Fürbitte will ich dich verschonen.“

Der Ritter wusch nun die Wunden des Knaben, legte lindernde Ueberschläge darauf, und verband sie mit der größten Sorgfalt. Als er damit fertig war, sprach er zu seinem Diener: „Nun wollen wir den kleinen Engel eine Weile ruhen lassen, und ihn dann dieser Mörderhöhle entreißen und mit uns nehmen.“

Pedro nahte sich dem Ritter sehr demüthig und sagte: „Es sey mir, Eurem geringsten Diener, erlaubt, ein Wort vorzubringen, das wenigstens aus einem aufrichtigen Herzen kommt. Don Alonso erwartet jede Stunde Nachricht von dem Tode des Kindes. Wird er nun vernehmen, ich habe seine Aufträge nicht vollzogen, sondern, wie er glauben muß, ihn an Euch verrathen, und das Kind leben lassen, so wird er wüthend vor Zorn. Er wird mich zu verderben suchen, und ich werde seiner Wuth nicht entrinnen. Doch von mir will ich gar nicht reden; ich verdiene den Tod! Aber er wird suchen, das Kind wieder in seine Gewalt zu bekommen; und werdet Ihr es ihm dann vorenthalten können? Könnet Ihr das Kind und Euch selbst

gegen seine Wuth sicher stellen? Ich kenne Euch zwar nicht, und weiß Eure Verhältnisse nicht. Allein Ihr dürft Euch wohl vorsehen! Don Alonso ist schlau und mächtig, aller Ränke voll und aller Bösen fähig. Obwohl er in Schulden steht, so hat er doch noch viele mächtige Freunde. Mit einer gerichtlichen Klage gegen ihn würdet Ihr kaum auskommen. Sein Ansehen würde mein Zeugniß gegen ihn, für das ich keine Beweise vorbringen kann, niederschlagen, und das gute Kind würde wieder in seine Gewalt kommen. Es wäre daher wohl das Beste, wenn ich dem Herrn schriebe, Fernando sei gestorben, und wenn ich dann bloß zum Scheine, was sich leicht machen läßt, ein Leichenbegängniß veranstaltete. Ihr könnt dann den jungen Grafen ganz ungehört bei Euch behalten, und würdet Zeit gewinnen, seine Rechte auf die Grafschaft geltend zu machen. Glaubt mir, das Leben und Glück dieses Kindes, dessen edles Herz ich jetzt erst recht kennen gelernt, ist mir so lieb, als mein eigenes Leben."

Der Ritter fand Pedro's Vorschlag sehr klug; doch wollte er einen solchen Betrug nicht geradezu gut heißen. „Nach' das, wie es dir gut dünkt,“ sagte er; „das ist deine Sache. Darcin mische ich mich nicht! Uebrigens erkläre ich dich hiemit für frei und du kannst nun thun, was du willst.“

Pedro war dessen sehr froh, dankte dem Ritter,



und eilte in die Küche, bei der Beschleüßerin, die zugleich eine gute Köchin war, ein Mittagsmahl zu bestellen. Er sah den Barbier in der Küche stehen und dachte: „Den überlästigen Menschen muß ich augenblicklich entfernen; der würde es überall ausplaudern, daß ich Fernando verwundet habe.“

Ambrosio fragte neugierig: „Wer ist denn der fremde Herr mit rothem Mantel und dem großen Degen an der Seite, der heute Morgens, von einem Diener begleitet, auf das Schloß kam?“

„Der ist der Doktor von Salamanca,“ sagte der listige Pedro ganz gleichgültig.

„O weh!“ rief der erschrockene Barbier; „zu diesem gehe ich nicht hinauf! Der könnte mich wieder examiniren oder mir gar meine herrliche Apotheke wegnehmen, was er sich schon einmal erlaubt hat. Nein, nein, da mache ich mich eilends aus dem Staube, gleich dem Esel in der Fabel bei dem Anblick des griesgrämigen Löwen.“ Er lief fort und ließ sich mehrere Tage nicht mehr in dem Schlosse sehen.

Pedro bediente den Ritter mit vieler Gewandtheit bei Tische, und schaffte Alles herbei, was für den verwundeten Knaben noch weiter dienlich seyn konnte. Als die Nacht angebrochen war, nahm der Ritter den kleinen Ferdinand sanft auf seine Arme, umhüllte ihn mit seinem Mantel, und trug ihn mit sich fort; und sein Diener begleitete ihn:

Niemand im Schlosse und in der Gegend sah ihn gehen, als Pedro, und auch dieser wußte nicht, woher der Ritter gekommen, oder wohin er gegangen. Der Ritter war, wie vom Himmel gefallen, erschienen, und nun eben so schnell wieder verschwunden.

Noch in der Nacht setzte Pedro sich hin, und schrieb an Don. Alonso einen ausführlichen Brief über Ferdinands vorgeblichen Tod. In einem besondern Zettel, den er beilegte, sagte er, daß es ihm sehr schwer geworden, den gnädigsten Befehl zu vollziehen. Er habe kein Gift bekommen können, deswegen zum Dolche greifen müssen, und das Kind mit drei Dolchstichen getödtet. Er pries diese vorgebliche That, als ein belohnenswerthes Verdienst an; denn die Hoffnung, ein vornehmer Herr zu werden und das adelige Fräulein zu heirathen, regte sich auf's Neue mächtig in seinem Herzen.

Am folgenden Morgen machte Pedro bekannt, der junge Graf sey gestorben. Da die Leute auf Versicherung des geschwägigen Barbiers die Krankheit des Kindes für eine Art von Pest hielten, so scheuten sich Alle, auch die Neugierigsten, den Leichnam sehen zu wollen. Pedro warf ganze Hände voll Wachholderbeeren in aufgestellte Glutpfannen, und goß so viel Weinessig auf glühende eiserne Platten, daß die Leute von den aufsteigenden Rauchwolken und dem fast erstickenden Dampfe schon am Eingange des Schlosses zurückgeschreckt wurden.

Noch die Mitternacht, die sich mit der Bestellung der Leichen abgab, wußten es dem Pedro Dank, daß er für dieses Geschäftes überhob und sie dennoch reichlich bezahlte. Pedro legte indes, um noch sicher zu sehn, ein Gypsbild, das er irgendwo im Schlosse aufgefunden, in den kleinen Sarg, und verhüllte es mit einem weißen Schleier von feinem, nur wenig durchsichtigen Flor. Mit einbrechender Nacht wurde der Sarg unter Begleitung einiger Geistlichen und vieler in schwarzen Flor gehüllter Fackelträger, in die Familiengruft beigesetzt. Wie so leichtsinniger Mensch übrigens Pedro war, so verdamnte ihn doch sein Gewissen, daß er, kaum dem Tode entronnen, die frommen, ehrwürdigen Gebräuche der Kirche betrügerischer Weise entweihete, und er fürchtete sich sehr, die Strafe Gottes für einen solchen Frevel werde ihm nicht anbleiben.

## Zwölftes Kapitel.

### Der Einsiedler.

Der unbekannte Ritter, der so plötzlich sich in dem Schlosse eingefunden und den jungen Grafen Ferdinand mit sich fort genommen hatte, war ein seltnes, außerordentlicher Mann, der große Eigen-

schaften, aber auch große Eigenheiten hatte. Nach seine Schicksale waren sehr beachtend. Als ein noch sehr junger Mann hatte er bei Hofe großen Beifall gefunden, und eine der ansehnlichsten Hofstellen erhalten; die ersten adeligen Familien der Hauptstadt wünschten mit ihm verwandt zu werden; wirklich ward er auch mit einem Fräulein von ausgezeichneter Schönheit und Tugend verlobt. Das Hochzeitfest sollte, auf dem viele Meilen weit entfernten, väterlichen Schlosse des Fräuleins gefeiert werden. Er reiste, von vielen adeligen jungen Herren umgeben, dahin; alle waren aufs prächtigste, in Sammet und Gold, gekleidet; alle voll Jubel und Freude.

Alein, da er voll froher Hoffnungen an der Schlosspforte abstieg, kamen Aeltern und Verwandte ihm in schwarzen Trauerkleidern laut jammern entgegen — denn Theodolinde, seine lebenswürdige Braut, lag bereits im Sarge. Ein heftiges Jodel hatte sie schnell hinweggerafft. Er wollte wenigstens die Leiche der geliebten Braut noch einmal sehen. Der Sarg wurde geöffnet. Ihre Schönheit war von der Krankheit und der beginnenden Verwesung furchtbar entstellt. Der schauerliche Anblick geriß ihm das Herz. Der tief erschütterte Bräutigam stand mit todtähnlichem Angesichte und gerungenen Händen lange unbeweglich da, und betrachtete die Leiche. „Dies, dies also,“ rief er

enthalt, war jene liebliche Theodelinde! O, wo sind nun jene hellen Augen, die schöner als die Sterne glänzten! Jene Wangen, die mit ihrer sanften Röthe die Rosen beschämten! Jene purpurrothen Lippen, lebhafter als Granatblüthen! Ach Alles, Alles ist für immer dahin!“

Nie in seinem Leben hatte er die Vergänglichkeit aller Dinge und die Hinfälligkeit der Jugend und Schönheit so gefühlt. Wo er nur hinblickte, glaubte er nichts als Tod zu sehen. Jedes weisse Blatt erinnerte ihn an das Sterben; die ganze Erde erschien ihm als ein großer Kirchhof. Die Vergnügungen des Hoflebens waren ihm zuwider; sein eigenes Leben hatte in seinen Augen keinen Werth mehr. Er nahm Kriegsdienste, und machte mehrere Feldzüge mit. Des Lebens überdrüssig suchte er den Tod. Allein auch hier schwang er sich durch Einsicht, Geistesgegenwart, und Tapferkeit bald empor, und erwarb sich großen Ruhm. Seine Verdienste wurden allgemein anerkannt, und er stand, wie bisher bei Hofe, so auch jetzt bei dem Kriegsheere in großem Ansehen. Man sagte sogar, der König werde ihn zu einem Herzoge erheben.

Allein seine Verdienste, die von seinen Feinden blindes Glück genannt wurden, zogen ihm viele Feinde zu, unter denen Alonso der heftigste, und wegen seiner List und Verschlagenheit der gefährlichste war. Sie suchten ihn zu stützen. Die Freb-

müthigkeit des kühnen Felden; mit der er Alles; was schlecht war, unverhohlen schlecht nannte; gab ihnen Gelegenheit dazu. Sie beschuldigten ihn; obwohl er ein Mann von den edelsten Gesinnungen war, gefährlicher Grundsätze. Er wurde von ihnen fälschlich angeklagt, und stand, wie es damals in Spanien bestellt war, in großer Gefahr, auf Lebenslang eingekerkert, oder gar heimlich in dem Gefängnisse hingerichtet zu werden. Seine Freunde wagten es nicht, sich seiner anzunehmen, und verließen ihn. Es blieb ihm, obwohl er sich seiner Unschuld bewußt war, kein anderes Rettungsmittel übrig, als eine schnelle Flucht. Er flüchtete sich in das Gebirg. Ein einziger Diener, der ihm treu geblieben, begleitete ihn.

Auf dieser mühseligen Wanderschaft über hohe Berge und durch tiefe Abgründe kam er in ein geräumiges Thal, das nicht schöner hätte sehn können. Hohe Felsen und niedrige Hügel, mit Gebäuschen und Bäumen vom lieblichsten Grün bewachsen, umgaben die blumige Ebene. Ein Bach, der von einem Felsen stürzte, floss hell wie Kristall mitten hindurch. Seitwärts in dem Thale stand eine schöne, große Kapelle, die aus röthlich grauem Steine erbaut und ein Meisterstück der Kunst war. Der schlanke Thurm, von vielfach durchbrochener Arbeit, ragte hoch empor; das Portal war, nach alterthümlicher Art, sehr kunstreich

in Stein ausgehauen, und mit vielen Bildnissen der Heiligen und manniglei Laubwerk reichlich verziert. Man sagte, ein Herzog, der vor uralter Zeit in einem Treffen gegen die Sarazenen hier in Lebensgefahr gerathen und wunderbar errettet worden, habe zufolge eines Gelübdes diese schöne Kapelle erbaut. Da aber die Familie des Stifters längst ausgestorben war, so wurde der herrliche Bau nicht mehr gehörig unterhalten, und es war zu fürchten, daß er in wenigen Jahren den Einsturz drohen werde.

Unser bedrängter Ritter ging in die Kapelle hinein. Die hohen Fenster prangten mit Glasmalereien von den lebhaftesten Farben, der Altar aber mit reich vergoldetem Schnitzwerk. Ehrfurcht erregende Dämmerung und feierliche Stille herrschte an diesem Gott geweihten Orte. Der Ritter näherte sich dem Altare, warf sich auf dem marmornen Pflaster auf die Knie nieder, neigte sich tief, und betete voll Inbrunst und mit heißen Thränen, Gott wolle ihn, bei den vielen Lebensgefahren, die ihm überall drohten, in seinen heiligen Schutz nehmen, und ihn behüten und bewahren.

Nachdem er lange gebetet, stand er auf, und betrachtete das Altargemälde. Anfangs, als er aus dem vollen Sonnenshine in die dämmernde Kapelle getreten war, dünkte es ihm kaum bemerkenswerth; jetzt aber erschien es ihm von wunder-

ferner Schönheit. Es sollte die Himmelfahrt Mariä war, die auf goldenen Wolken und vom jubelnden Engeln umgeben, mit unbeschreiblich frommen, aufwärts gerichteten Blicken, zum Himmel empor schwebte. Das Gemüth des Ritters wurde mit zum Himmel erhoben. „Ach,“ sagte er, „was können wir in diesem Thale der Böhren, wo Alles so gar eitel und vergänglich ist, uns Besseres wünschen, als in jene Wohnungen dort oben aufgenommen zu werden!“ Der fromme Eponier batete: „O Du milde, gütige, süße Jungfrau Maria, wende Deine barmherzigen Augen zu uns, und sey unsere Fürsprecherin, damit wir nach dieser Glende in unser himmlisches Vaterland aufgenommen, und dort bei Dir und Deinem gebenedeiten Sohne ewig selig werden.“

Indem er aus der Kapelle trat, blätterte er zum Himmel und seufzte: „Nun, lieber Gott, leite fernher meine Schritte, und laß mich irgend ein Blüthenfeld finden, wo ich abgesehen von der Welt nur Dir leben kann.“

Es war kaum einige Schritte gegangen, so sah er seitwärts eine Klause, die zu der Kapelle zu gehören schien. Er klopfte wiederholt an der niedrigen Thüre. Er hoffte, weil er sehr hungrig war, wenigstens ein Stück trocknes Brod zu erhalten. Ein alter, eisgrauer Hirt aus dem Gebirge kam mit wankenden Schritten, in einer Hand



den nächsten Stab und in der andern den Rosenkranz haltend, des Weges, um in der Kapelle zu beten, und rief ihm zu: „Ihr klopfet vergebens, lieber Herr, der Einsiedler, der hier wohnte, ist schon lange gestorben, und selber werden wir nicht so bald einen Andern bekommen.“ Da kam dem Ritter plötzlich der Gedanke sich in dieser Einsiedelei vor seinen Feinden zu verbergen, und hier sein Leben ganz Gott zu widmen. Für jetzt reiste er zwar mit seinem Diener weiter, allein nach einiger Zeit kamen Beide in Einsiedlertracht wieder zurück. Er suchte am Erlaubniß an, nebst seinem Mitsbruder die ziemlich zerfallene Klause bewohnen zu dürfen. Alle Bewohner der Gegend zeigten darüber große Freude, überließen ihm die Klause, und baten ihn, die Sorge über die Kapelle zu übernehmen. Er versprach es, und hielt sein Wort über all ihre Erwartung. Obwohl es seine Feinde dahin gebracht hatten, daß sein Vermögen eingezogen worden, so waren ihm, ohne daß sie davon wußten, doch noch bedeutende Summen Geldes geblieben. Er ließ daher die Kapelle wieder herstellen; anstatt der engen, zerfallenen Klausenhütte aber ein geräumiges festes Gebäude aus Quadersteinen aufzuführen, das mit seinem dunkelblauen Schieferdache, den spitzen Fensterbögen, und dem schönen Portale, zu dem hinauf mehrere Stufen von gehauenen Steinen führten, ein sehr ehrwürdiges, köstliches Aussehen hatte.

Im Innern des Hauses hatte er zum Wohnen, Studiren, Speffen und Schlafen, je ein besonderes Zimmer, nebst zwei Kuchenzimmern, erbaut. Die ganze Einrichtung des Hauses war so beschaffen, wie es einem Manne von Stande, der sich dem ehelichen Leben widmen wollte, geziemte. Alles war sehr einfach und ohne Prunk, jedoch waren die Zimmer mit einigen sehr schönen christlichen Gemälden und kunstreichen Bildhauerarbeiten aus Elfenbein geziert, die er schon früherhin besaß, und heimlich hatte hieher bringen lassen; auch fehlte es nicht an einer kleinen, aber auserlesenen Büchersammlung.

Hinter dieser freundlichen Einfriedelung erhob sich ein Wald von Kastanienbäumen, die groß wie die Eichen waren, und lauter süße Früchte trugen. Vor der Wohnung breitete sich ein großer Raum aus, der angebaut, aber sehr fruchtbar war. Der neue Einsiedler schuf ihn in einen herrlichen Garten um, der nach kurzer Zeit seinen Fleiß reichlich belohnte. Auf den zahlreichen Bäumen erblickte man, zwischen dunkelgrüner Laube, purpurgestreifte Äpfel und blaßgrüne Birnen, sanftrothe Pfirsiche, dunkelrothe und vellchenfarbige Feigen, hellgelbe Zitronen und goldrothe Pomerangen. Die Gartenmauer war mit Reben bekleidet, ja sogar an den Ulmenbäumen, die den Garten umgaben, wanden sich Reben mit großen blauen und gelben Trauben em-

por, blüht schlangen- und furchen-schweren: Ranken  
den eltern Baume zum andern. Maierhol nütz-  
liche Gewächse und blühende Blumen grüntem sich  
blühten auf dem Gartenböden. Die nahen, wald-  
bewachsenen Hügel und die entfernteren hohen Gebirgs-  
selbberge, auf denen man eine übermässige Aussicht  
hatte, erhöhten die bezaubernde Schönheit dieses  
glücklichen Aufenthalts noch mehr.

12) Hier lebte nun der edle Mann, der sich, klag-  
end seinem Vornamen, Bernardo nannte, in stiller  
Einsamkeit nur Gott und sich selbst. Er las täg-  
lich in der heiligen Schrift, und studierte die Schrift-  
ten, die von den Kirchenlehrern und andern großen  
Männern der Vorzeit auf uns gekommen sind.  
Am liebsten las er in den vier heiligen Evangelien,  
und sein Gemüth ward von dem lebendigen Glau-  
ben an Jesus Christus erfüllt, und sein Herz glühte  
von Liebe zu Ihm. „Ich habe einen sichern Post  
des Heils gefunden,“ sagte er öfter, „die Stämme  
der Welt können mir nichts mehr anhaben.“

Er sammelte Kräuter und Steinarten, machte  
chemische Versuche, und beobachtete die Sterne.  
Er arbeitete den Tag über manche Stunde im Gar-  
ten. An heitern Morgen, wenn die Morgenröthe  
hinter den Bergen emporkam, sang er heilige Lieder  
zum Lobe Gottes, die er mit der in Spanien  
so allgemein beliebten Harfe begleitete.

13) Manchmal ging er in stiller Nacht, wenn der

Mont am wolkenlosen Himmel glänzte, in dem dunklen Wäldchen von Myrthen und Zypressen, wo er einen einfachen Stein errichtet und mit eigener Hand die Worte hinein gegraben hatte: „Dem Studenten Theodor Lindens.“ Oben auf dem Steine glänzte ein vergoldetes Kreuz. Hier stellte er ernste Betrachtungen an über Tod und Unsterblichkeit, und tröstete sich über Grab und Verwesung mit freudigen Hoffnungen des Wiedersehens und des ewigen Lebens im Himmel.

Sein einziger, treuer Diener, Namens Friedrich, ein geborner Deutscher, der neben ihm ehemals in heißer Schlacht gefochten, ihm einst das Leben gerettet, und ihn in diese Einsamkeit begleitet hatte, bediente seinen Herrn mit der liebevollsten Sorgfalt, übernahm den schwerern Theil der Gartenarbeit, und besorgte die kleine Hauswirthschaft. Er legte auch ein Ackerfeld an, das er anstatt des Pfluges mit einer Hacke bearbeitete und mit einer dichten Hecke von Rosmarin umgab, der in diesem warmen Lande zu einem hohen, ansehnlichen Strauche gedeiht und in solcher Menge wächst, daß man ganze Gebüsche davon findet. Friedrich kaufte auch einige Ziegen, angelte in dem nahen Flusse, und fing in den waldigen Bergen Gebirgshühner und Schnepfen. So nährten sich Beide von Brod und Milch, Fischen und Vögeln und von den trefflichen Gemüsen, und köstlichen Baumfrüchten, die ihnen der Garten darbot. Was

ihnen sonst noch abging, wußte der ehrliche Diener aus der Nachbarschaft herbei zu schaffen.

Uebrigens hatte Bernardo, obwohl er, so wie sein Diener den einfachen Habit eines Einsiedlers trug, seine ritterliche Kleidung und Waffen in einem besondern Kasten aufbewahrt; noch sorgfältiger bewahrte Friedrich seine Waffen und kriegerische Kleidung in einer wohlverschlossenen Kiste auf, weil er hoffte, noch einmal Gebrauch davon zu machen.

Die Bewohner des umliegenden Gebirges waren redliche, fromme Hirten, deren zahlreiche Schafheerden auf den Bergen voll gewürzhafter, wohlriechender Kräuter reichliche Nahrung fanden, und die weltberühmte spanische Wolle lieferten. Dieses gutmüthige Hirtenvolf, das noch jene Einfalt der Sitten hatte, die man an den Schäfern der Vorwelt preist, gewannen Bernardo bald so lieb, daß sie ihn ihren Vater nannten, ihn öfter besuchten, und in allen ihren Nothen ihre Zuflucht zu ihm nahmen. Seinen Diener nannten sie Bruder Friedrich, waren gegen ihn noch vertraulicher, und hatten auch zu ihm große Liebe. Sie wußten Bernardo's frühere Geschichte nicht; indessen vermutheten sie, daß er von hohem Stande sey. Er redete aber nie davon; er hatte aller ehemaligen Herrlichkeit wie eines leichten Morgentraumes vergessen, und fühlte sich in seiner Einsiedelei so glücklich, als es ein Mensch hier auf Erden nur immer werden kann.

Der ehrwürdige Vater Bernardo war nun eben der Einflöcker, zu dem jener unverständige Barbier gekommen war, Gift von ihm zu begehren. Es war für Bernardo ein Leichtes, ihn auszuforschen, was man mit dem Gifte vorhabe. Der geschwätzige Barbier erzählte bei einem Glase Wein, das Bernardo ihm vorsetzte, mit großer Ausführlichkeit und vieler Selbstpöbe, Alles, was er wußte, oder sich zu wissen einbildete. Er sagte, daß der kleine Graf Ferdinand die Kinderblattern bekomme, oder doch ein sehr ansteckendes Fieber habe; daß die Ehren erlauchten Sprößling zu kuriren, ihm, dem gräßlichen Chirurg, überlassen worden; daß die hohen Herrschaften sich ellends, sammt und sonders, entfernt hätten, um vor Ansteckung sicher zu seyn; daß Niemand bei dem kranken Kinde zurückgeblieben, als der artige Herr Lautenspieler Pedro, der jetzt, bloß um eine Wette zu gewinnen, das Gift verlange. Bernardo fand aus diesem Geplauder sogleich das Wahre heraus, und entdeckte das Geheimniß, das der kurzschichtige Barbier selbst nicht wußte; es war ihm ausgemacht, man wolle den jungen Grafen vergiften. Bernardo wußte, wie verhaßt der kleine Erbe der herrlichen Grafschaft dem feindselligen Alonzo sey, und zweifelte nicht im Geringsten an dessen fürchtbarem Anschlag. Er sagte aber bloß, daß er gegenwärtig kein zubereitetes Gift habe, jedoch morgen wolle es selbst kom-

men, und dann werde Alles recht werden. Allein sobald der einsättige Mensch fort war, warf Bernardo sich in seine ritterliche Kleidung, befahl auch seinem Diener sich zu waffnen, machte sich auf den Weg, reiste die Nacht hindurch, um so schnell, als sein Alter ihm gestattete, auf dem Schlosse einzutreffen, und den jungen Grafen den Händen des grausamen Vormundes und seines Mitschuldigen zu entreißen — was ihm denn auch, wiewohl nicht so gut, als er es wünschte, gelungen war.

## Dreizehntes Kapitel.

### Der Erzieher.

Bernardo kam mit dem kleinen Grafen glücklich in seiner Einsiedelei an. Er verpflegte das gute Kind mit der Sorgfalt einer zärtlichen Mutter, verband täglich dessen Wunden, reichte ihm Speise, saß Anfangs Tage lang neben dem Bette, und wachte, abwechselnd mit dem Diener, Nächte hindurch bei dem holden Knaben. Die Wunden waren bald geheilt; Ferdinand wurde wieder frisch und gesund. Er fragte wohl sehr oft nach seiner Mutter und seinen Geschwistern, wie er seine Tante und ihre Kinder nannte. „Ach,“ sprach er öfter

mit Bechmuth, „warum kommt sie denn nicht, meine liebe Mutter? Und warum läßt sie keines von meinen Geschwistern sehen?“ Bernardo sagte ihm, daß es der guten Mutter, die ihr jätlich liebe, jetzt noch unmöglich sey. Sobald es ihr möglich seyn werde, werde sie mit all ihren Kindern hierher kommen, und ihm viel Schönes mitbringen. „In-  
 daß, lieber Fernando,“ sprach er lieblich, „will ich Vater- und Mutterstalle an die vertreten.“ Auch nach Pedro fragte der Kleine öfter. „Der ist sicher wieder wahnsinnig geworden,“ sagte er; „sonst würde er mich nicht so vergessen. O wenn er wieder zur Vernunft gekommen, so soll er mich doch sogleich besuchen. Früher aber ja nicht!“ Bernardo ließ den Kleinen auf dieser Vermuthung, und sagte: „Allerdings war Pedro wahnsinnig; sonst würde er dich nicht so grausam behandelt haben. Doch fängt er bereits an zur Vernunft zu kommen.“ Bernardo lenkte den Kleinen aber immer von diesen Gesprächen ab, und verschwieg es ihr ganz und gar, daß es ein Kind von hoher, gräßlicher Abkunft und der einzige Erbe großer Reichthümer und weit ausgebreiteter Ländereien sey. Er wollte ihr ganz einfach ergehen, und dachte, die Hoffnung ein großer Herr zu werden, könnte das Kind eitel und hochmüthig machen, und alle Gräfte einer guten Erziehung verwiteln. Der Knabe gedachte nach und nach seines vorigen Aufenthaltes immer schwerer,



und erinnerte sich seiner Pflegemutter und Geschwister zuletzt nur mehr dunkel. Sein gegenwärtiger Pflegevater, an dem er mit der vollen zärtlichsten Liebe eines kindlichen Herzens hing, war ihm Alles. Wie Bernardo ihn nur immer Sohn nannte, so nannte der Kleine ihn nie anders, als lieber Vater, und es fiel ihm gar nicht ein zu fragen, ob er einen andern Vater habe. Die Leute in der Gegend wußten lange nichts von dem garten Knaben, den der Einsiedler in seine Einsiedelei aufgenommen hatte, und es verging beinahe ein Jahr, bis es bekannt wurde. Da die Leute aber der Meinung waren, Bernardo, der ehemals ein vornehmer Herr gewesen, habe sich aus Betrübnis über den frühen Tod seiner Gemahlin in diese Einsiedelei begeben, was das Denkmahl in dem Myrthenwäldchen klar beweiße — so hielten sie es für ganz gewis, der holde, schöne Knabe sey wirklich sein Sohn, den er jetzt erst zu sich genommen habe.

Bernardo machte sich die wichtigste Angelegenheit daraus, den Knaben gut zu erziehen. Er unterrichtete ihn in der Religion und redete mit ihm von Gott. Er fing damit an, ihm Begebenheiten aus der heiligen Geschichte zu erzählen, die seinem Alter angemessen waren. Welche Freude hatte aber der fromme alte Mann, als Ferdinand die Geschichte von Erschaffung der Welt und der ersten Menschen, die Geschichte der Patriarchen und viele

der folgenden Begebenheiten bereits wußte; und sie mit großer Lebhaftigkeit, leuchtenden Augen und bereedtem Munde erzählte. Bernardo durfte also nur da fortfahren, wo der Unterricht der verständigen Pflegemutter unterbrochen worden. Mit ebenso großem Wohlgefallen bemerkte Bernardo, daß der Kleine an Gewächsen und Bäumen Freude habe; und die Weisheit und Güte des Schöpfers daran zu bewundern wisse. Bernardo lehrte ihn die Pflanzen und Kräuter und ihre wohlthätigen Eigenschaften noch mehr kennen. Er lehrte ihm die Namen der Sterne, und machte ihn auf ihren Lauf aufmerksam. Die ganze Schöpfung, Himmel und Erde, stellte er ihm als das Werk einer unendlichen Weisheit und Güte dar, ja die ganze sichtbare Natur gleichsam als eine Leiter, auf der wir zu Gott, den wir jetzt noch nicht sehen können, aufsteigen sollen.

Bernardo war der Lehrmeister des Kleinen im Lesen und Schreiben, und erweiterte, so wie der Knabe im Alter vorrückte, auch den Unterricht. Da Bernardo vollkommen Deutsch verstand, und die deutsche Sprache damals, weil der König von Spanien ein Deutscher war, in Spanien sehr geschätzt wurde, so lehrte er ihm auch diese Sprache sprechen und schreiben. Da er an Ferdinand ganz ausgezeichnete Talente wahrnahm, so unterrichtete er ihn ferner im Latein, las mit ihm die Schrift

ten, der alten Diener, und versetzt sich wieder in seine eigenen Jugendjahre, die er auf Schulen zugebracht hatte. Er lebte mit dem Knaben mit dem lebhaften, aufgeweckten Knaben, der voll Zernbegierde war, neu auf und ward nie verjüngt. Er arbeitete mit ihm im Garten, unternahm kleine Wanderungen mit ihm in das Gebirg, und machte ihn auf alle Schönheiten der Natur, an denen es so reich war, aufmerksam. Auch gewöhnte er Ferdinand an das Schicksliche und Wohlstandige in Sprache, Gang, Stellung und ganzem Betragen, und ließ ihn so kleiden, wie es damals bei jüngeren Spaniern edler Herkunft gebräuchlich war. Fernand wuchs so zu einem sehr gebildeten, verständigen Jünglinge heran, der das wohlwollendste Herz hatte, auch hübsch von Gestalt war, und in seinem ganzen Betragen einen edlen Anstand hatte.

So erreichte Ferdinand sein vierzehntes Jahr. Da ereignete sich eine Begebenheit, die für ihn und seinen gefühlvollen Pflegenvater sehr traurig war. Friedrich, Bernardo's alter treuer Diener und Freund, der auch den jungen Ferdinand sehr lieb hatte, ihm viele Freude machte, und zu dessen Erziehung nach Kräften beitrug, wurde gefährlich krank. Bernardo kam nicht mehr von dessen Bette, und hatte, da es mit ihm sichtbar schlimmer wurde, die Augen immer voll Thränen. Ferdinand saß dann unten am Bette, und auch über seine blühenden Wangen

gen, flossen, die hellen Thränen. Der Kranke war aber sehr getrost, und freute sich auf das bessere Leben. „Wir haben zusammen Vieles gelitten, lieber Herr,“ sagte er unter Anderm; „wir haben es einschen gelernt, wie nichtig die Güter dieser Welt, und wie eitel und vergänglich alle ihre Freuden seyn. Gott Lob, daß wir nach diesem flüchtigen Traume von Leben einst das rechte Leben zu erwarten haben. Da Gott sich hier auf Erden schon so schön und herrlich offenbart, o wie unendlich schöner und herrlicher muß es dort seyn! Wie freue ich mich darauf!“

Bernardo ließ durch einen der benachbarten Hirten einen Priester rufen, zu dem man mehrere Stunden weit zu gehen hatte. Er kam, und der Kranke empfing mit großer Andacht die heiligen Sacramente der Sterbenden. Der gute Kranke Mann wurde von Tag zu Tag schwächer, und ehe man es dachte, griff er in die letzten Züge. Bernardo kniete neben seinem Sterbebette nieder und betete mit gefalteten Händen und unter reichlichen Thränen laut, und Ferdinand kniete neben ihm, und weinte und betete mit ihm. Beide blieben, nachdem der gute, treue Diener verschieden war, die Nacht hindurch in der stillen Todtenkammer, und machten bei der Leiche. Ferdinand hatte noch nie einen Todten gesehen. „Ach,“ sagte er, „wie bleich er ausieht, wie stumm und ohne Bewegung

er da liegt? Es ist etwas Schauerliches um einen Todten.“

Bernardo benutzte diese Veranlassung, mit ihm vom dem ewigen Leben zu sprechen. „Diese Leiche hier,“ sagte er unter Anderm, „ist nicht mehr unser guter, alter Freund, den du so lieb hattest. Was du da siehst, ist nur das Kleid seiner Seele, das er jetzt abgelegt hat. Seine Seele, er selbst, ist jetzt, da er fromm gelebt und nichts als Gutes gethan hat, bei Gott, in einer unaussprechlichen Seligkeit. Auch sein Leib, diese seine sterbliche Hülle, die wir jetzt der Erde anvertrauen werden, wird einst von Gott neugeschaffen, und wieder mit dem Geiste vereinigt werden. Wie Jesus Christus herrlich vom Tode auferstand, so wird auch unser Freund Friedrich wieder auferstehen. Auch wir werden unsern Leib, dieses Kleid von Erde, das uns umgibt, einst ablegen; denn wir haben dahier keine bleibende Stätte. Auch wir müssen fort von dieser Welt. O laß uns so leben, liebster Fernando, daß wir dann auch zu Gott kommen. Nur was uns dann, wann wir auf das Sterbebett kommen, noch freuen kann, ist wahrhaft gut; was uns dann gereuen würde, ist böß und verwerflich. Nur jene Güter, die dann, wann unsere Leiche blaß und stumm, kalt und starr im Sarge liegen wird, uns noch in jene Welt begleiten, sind wahre Güter; Alles, was wir zurück lassen müssen, Geld und

Gut, ist der vielen Sorgen, die sich die Menschen oft darum machen, nicht werth. Wir wollen es uns an der Leiche unsers Freundes vor Gott angeloben, immer gut und rechtschaffen zu seyn. Dann werden wir unsern Freund dort im Himmel wieder sehen; dann haben auch wir eine fröhliche Auferstehung zu erwarten."

Nachdem die Leiche des guten Greises zur Erde bestattet war, fühlte sich Bernardo in seiner Zelle sehr verlassen. Hundertmal des Tages vermißte er den treuen Freund und Diener, sein vertrauliches Gespräch, seine willigen Dienste. Der Verlust war für ihn unerseßlich, und er war überzeugt, daß er nie mehr eine solche treue Seele in seinen Diensten bekommen werde, und seine einsame Lebensart nicht mehr, wie bisher, werde fortsetzen können. Auch glaubte er, daß nun die Zeit da sey, seinen lieben Fernando in die öffentlichen Schulen und das Leben der Menschen einzuführen. Er beschloß daher, ihn auf eine hohe Schule zu begleiten, und als Freund und Führer, oder wie man zu sagen pflegt, als sein Mentor, bei ihm zu bleiben. Er legte das Einsiedlergewand ab, und kleidete sich nun wieder seinem Stande gemäß; auch ließ er Ferdinand mit standesmäßigen Kleidern reichlich versehen, und stattete ihn mit Allem aus, was er nöthig hatte, um als ein junger Spanier von Adel zu erscheinen.

Bernardo seine Einkünfte verließ, machte er noch eine sehr schöne Stiftung, die er schon damals heimlich im Sinne gehabt, als er die schöne große Kapelle wieder herstellen, und das Wohnhaus dabei erbauen ließ. Die Hirten im Gebirge umher hatten keinen Geistlichen in ihrer Mitte, der ihnen das Wort des Herrn verkündet, das Heil ihrer Seelen besorgt, und sie in ihren Leiden getröstet hätte. Ihre Pfarrkirche war so weit entfernt, daß sie nur mit großen Beschwerden dahin kommen konnten; Kinder und alte Leute aber kaum einmal des Jahres dahin kamen. Bernardo stiftete daher für sie eine eigene Pfarrei. Die Kapelle wurde die Pfarrkirche, seine Wohnung das Pfarrhaus, und er wies dem künftigen Pfarrer so viel Einkünfte an, daß er über zeitliche Sorgen erhoben, einzig seinem heiligen Berufe leben konnte, und noch so viel übrig behielt, Nothleidende davon zu unterstützen. Bernardo blieb noch so lange, bis der erste Pfarrer in dieser Gegend in sein Amt eingesetzt, und dem Volke vorgestellt worden. Bei dieser Veranlassung gab er der neuen Pfarrgemeinde ein Fest, und sorgte dafür, daß nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes Älter, Jüngern und Kinder, Knechte und Mägde, reichlich mit Speis und Trank versehen wurden. Die Freude des Volkes war sehr groß und viele Freudenthränen flossen. Eben so groß war aber die Trauer, und wohl noch

nicht Schmerzensschreien floßen, als Bernardo, ihr Vater, Freund und Wohlthäter, wenige Tage darauf Abschied von ihnen nahm, und auf immer hinwegzog.

## Bierzehntes Kapitel.

### Der junge Kaufmann.

Bernardo bogab sich mit seinem Pflegesohne an die berühmte hohe Schule zu Salamanka. Er hatte von seinen Feinden nichts mehr zu fürchten, weil man bereits einsah, daß ihm Unrecht geschehen; er miethete in der großen, herrlichen Stadt, in dem Hause eines reichen Kaufmannes eine schöne Wohnung, und Ferdinand, der junge eble Spanier, war bald die Freude aller Lehrer und eine Zierde der hohen Schule. Allein ehe drei Jahre vergingen, wurde Bernardo ganz unerwartet vom Schlage gerührt. Er konnte nicht mehr reden. Man merkte wohl, daß er noch etwas sagen wollte. Der Kaufmann brachte ihm eine Schreibtafel. Allein die Hand versagte dem kranken Greise den Dienst; da heftete er zuerst einen wehmuthsvollen Blick auf den jungen Ferdinand, sah dann mit stehender Miene den Kaufmann an, und gab mit Zeichen der Hand zu verstehen, der Kaufmann solle sich Ferdinands:



annehmen, was der Kaufmann ihm dann auch versprach, und vor seinen Augen den Jüngling umarmte. Bald darauf verschied der edle Freund und Wohlthäter des armen Ferdinands, und der Schmerz des guten Jünglings war so groß, daß ihn keine Zunge aussprechen kann.

Ferdinand konnte die Größe seines Verlustes zur Zeit noch gar nicht übersehen. Bernardo hatte im Sinne, den jungen Grafen dem Könige, sobald dieser wieder aus Deutschland nach Spanien kommen würde, als einen Grafen von Alvaida vorzustellen, und dessen Rechte auf die ihm entriffene Grafschaft geltend zu machen. Allein der Tod hatte nunmehr dieses sein Vorhaben vereitelt. Ueberdies fiel Bernardo's ansehnliches Vermögen nunmehr seinen Verwandten zu. Ferdinand war nun ein armer Jüngling, von ungewisser Abkunft, und stand da — als ein Fremdling in der Welt! Es war ihm unmöglich, seine Studien an der theuren hohen Schule fortzusetzen. Der Kaufmann, der sein Freund der Gelehrsamkeit war und vom Studiren nicht viel hielt, rieth ihm, sich der Handlung zu widmen, und erbot sich, ihn in die Lehre zu nehmen. Ferdinand nahm das Anerbieten an; es machte ihm wenig Mühe, sich in die Geschäfte eines Kaufmanns zu finden. Da ihm die deutsche, auch die italienische und französische Sprache schon gekläufig war, so erlernte er nun auch noch die englische

Sprache, um den auswärtigen Briefwechsel des Handelshauses zu führen. Seine Gewandtheit, die Leichtigkeit, mit der er die Feder führte, seine unverbrüchliche Redlichkeit erwarben ihm das volle Zutrauen seines Herrn.

Der Kaufmann machte mit ihm weite Reisen durch die merkwürdigsten Länder Europa's. Einst kam er mit ihm nach England. Graf Gallas war damals österreichischer Gesandter zu London. Der Gesandte ließ den Kaufmann rufen, um ihm einige Edelsteine abzukaufen. Weil Ferdinand sehr gut deutsch sprach, so schickte der Kaufmann ihn dahin. Der Gesandte war nicht wenig erstaunt, als der junge Mann, der mit eblem Anstande in das Zimmer trat, ihn in reiner, deutscher Sprache anredete. „Sie sind also ein Deutscher,“ sprach er freundlich, „und kein Spanier? Ich freue mich, hier einen Landsmann zu finden.“

Ferdinand versicherte, er sey ein geborner Spanier, und öffnete sein Juwelengkästchen, in dem sich kostbare Haarnadeln, Ringe und Ohrengehänge befanden, die von hellen Diamanten und farbigen Edelsteinen aller Art funkelten. Der Gesandte rief seiner Gemahlin, und bat sie, zu wählen. Auch sie freute sich, mit dem jungen Kaufmanne in ihrer Muttersprache reden zu können. Die Gräfin wählte einigen Schmuck aus, und der Graf fragte nach dem Preise.

„Ich würde es für unanständig halten,“ sagte Ferdinand, „einem Manne von solchem Range die Waare höher zu bieten, und ihm seine kostbare Zeit mit widerwärtigem Handeln zu rauben. Ich denke, sogleich den wahren Preis aufrichtig zu sagen.“

„So habe ich's gerne,“ sagte der Graf, „das ist mir das Liebste.“

Ferdinand sagte den Preis, und der Graf ersuchte ihn, über die gekauften Steine eine Note aufzusetzen, und sie sogleich zu unterzeichnen. Ferdinand setzte sich an den Schreibtisch, und schrieb die Rechnung mit großer Fertigkeit, in deutscher Sprache und mit überaus schönen Zügen nieder. Der Gesandte lobte die schöne Schrift, fand die Rechnung richtig, versicherte, daß er mit dem Kaufe sehr zufrieden sey, und bezahlte die Summe in Gold. Ferdinand überblickte seine Edelsteine in dem Kästchen noch einmal, warf einen Blick auf die verkauften, die noch auf dem Tische lagen, und sagte zur Gräfin: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, es ist hier mit zwei Diamanten, die sich sehr ähnlich sehen, ein kleiner Irrthum vorgegangen; wir verwechselten sie. Der Stein, den Sie da haben, ist eben so schön, hat eben so viel Feuer und scheint eben so groß, als dieser hier, den Sie Anfangs gewählt hatten; nur ist jener etwas flacher und deshalb von geringerem Werthe. Wenn Sie indeß bei ihrer spätern Wahl bleiben, so müssen wir

die Ringe gegen einander austauschen; ich muß Ihnen das zu viel bezahlte Geld zurück bezahlen; und die Rechnung umschreiben."

Der Gesandte und seine Gemahlin waren über die Redlichkeit des jungen Mannes entzückt. Sie begriffen sehr wohl, daß er die sechs Goldstücke für sich hätte behalten können, ohne daß weder sie, noch sein Herr etwas davon gemerkt hätten. Ferdinand gab mit sichtbarem Vergnügen, den Irrthum entdeckt zu haben, der Gräfin den kostbaren Stein gegen den geringern; der Graf aber ließ sich mit ihm in ein weiteres Gespräch ein, und fragte ihn nach seinen Verhältnissen. Ferdinand sagte, daß er nichts weiter, als ein armer Handlungsdiener sey, sich auch der Handlung bloß deshalb gewidmet habe, weil er aus Mangel des Vermögens seine Studien nicht habe vollenden können.

„Das ist Schade,“ sagte der Gesandte; „doch hören Sie einmal einen Vorschlag. Ich bedarf eben jetzt eines Mannes, der die deutsche, spanische, und englische Sprache wohl inne hat, und auf dessen Erue ich rechnen kann. Wenn Sie Lust haben, so sind Sie hiemit mein Privat-Sekretär; wollen Sie nebenbei, wegen ihrer Rechnungsfunde, meinem Hausmeister seine Rechnung führen helfen, und mir so zweifache Dienste leisten, so würde ich Sie dafür, auch zweifach honoriren.“

Ferdinand war über dieses Anerbieten sehr er-

freut, und versprach, das ehrenvolle Zutrauen durch Eifer und Treue im Dienste zu rechtfertigen. Er eilte nach Hause, und meldete seinem Herrn was vorgegangen war. Der Kaufmann versicherte, daß er ihn mit Schmerzen entlasse, jedoch ihm zu seiner Beförderung herzlich Glück wünsche. Beide nahmen von einander einen rührenden Abschied, und Ferdinand trat seine neue Stelle sogleich an.

Nach einiger Zeit wurde der Gesandte, auf sein wiederholtes Verlangen, zurück gerufen, und Ferdinand begleitete ihn nach Wien. Hier fühlte Ferdinand sich nicht so glücklich, als er gehofft hatte. Die große Kaiserstadt gefiel ihm zwar sehr wohl. Auch schenkte ihm der Graf immer gleiches Vertrauen, und die Gräfin blieb ihm stets sehr gnädig. Allein die Beamten und Diener des Grafen waren ihm, als einem Fremden, sehr abgeneigt, nannten ihn nur einen Wälschen, beneideten ihn um das Zutrauen und die Gnade der Herrschaft, und wußten ihm in Geheim vielen Verdruß zu bereiten. Sein stiller Kummer, und die Stadtlust, die ihm nicht gut anschlug, machten ihn sehr krank. Die Krankheit ging in ein kaltes Fieber über, das zwar nicht gefährlich, aber doch sehr heftig war, und ihm Vieles zu leiden machte.

Während seiner Krankheit wurde in Wien ein hohes Fest gefeiert; der Hof und der anwesende Adel begaben sich in die Stephanskirche. Die

ganze Bevölkerung von Wien kam in Bewegung, den feierlichen Zug zu sehen, und dem Gottesdienste beizuwohnen. Die sämmtliche Dienerschaft des Grafen, auch der Bediente, der zu Ferdinands Krankenwärter bestellt war, eilten dahin. Ferdinand lag indessen in der Fieberhitze auf seinem Krankenlager, und litt glühenden Durst. Der Bediente, der keiner der aufmerksamsten war, hatte geglaubt, früher zurück zu kommen, und hatte seinen Kranken nicht mit hinreichendem Trinkwasser versehen. Ferdinand schellte zwei, dreimal, ohne daß Jemand kam. Er versuchte vergebens aufzustehen, und sich vom Brunnen frisches Wasser zu holen. Es fiel ihm sehr schwer, sich von allen Hausgenossen so vernachlässigt und verlassen zu sehen.

Indeß war eine fremde Gräfin, die Gräfin von Obersdorf, eben auf Besuch da. Ihre Kammerjungfer kam, als Ferdinand abermals heftig schellte, sehr festlich gekleidet, und mit dem Gebetbuche in der Hand, eben die Treppe herab, um in die Kirche zu gehen. Sie ging zu ihm hinein, und fragte theilnehmend, was der Herr Sekretär befehle?

„Ach!“ sagte er, „ich bitte bloß um ein Glas Wasser oder, wenn's seyn könnte, um ein Glas Limonade; denn ich verschmachte fast vor Durst und zerschmelze beinahe vor brennender Hitze.“

„Ich will Ihnen zuerst Wasser bringen,“ sagte

die Kammerjungfer; „hernach werde ich Ihnen  
sogleich Limonade machen.“

Sie nahm die leere gläserne Flasche auf dem  
Tischchen neben dem Bette, eilte damit zum Brun-  
nen, füllte die Flasche mit frischem Wasser, eilte  
damit hinaus, reichte ihm ein Glas voll, und sagte:  
„Hier ist vorerst Wasser; Limonade wird sogleich  
fertig seyn.“

Es fiel ihr wohl ein, sie werde auf diese Art  
die Kirche versäumen. Allein sie dachte: „Kranken-  
dienst ist auch Gottesdienst!“

Sie ging hinab in die Küche; jedoch weil die  
Herrschaften heute bei Hof speisten, so war kein  
Mensch in der Küche. Sie suchte vergebens nach  
Zitronen und Zucker. Betrübt kehrte sie zurück  
zu dem Kranken, und meldete ihm die unangenehme  
Nachricht. „Es ist sündhaft,“ sagte sie, „daß man  
für gar nichts sorgt, und Sie hier so allein ließ.  
Ich werde deshalb bei Ihnen bleiben, bis Ihr  
Krankenwärter zurück kommt.“

Sie setzte sich an ein kleines Tischchen am Fen-  
ster, und las sehr andächtig in ihrem Buche; von  
Zeit zu Zeit aber stand sie auf, schenkte ihm Wasser  
ein, und ging, da dieses bald zu Ende war, wieder  
zum Brunnen, frisches zu holen.

„Ich bin Ihnen sehr vielen Dank schuldig,“  
sagte Ferdinand; „Derjenige, der versprach, den  
Krank kalten Wassers nicht unbelohnt zu lassen,

wied es Ihnen vergelten. Es ist mir, als giesst ich das Wasser, das ich trinke, auf einen glühenden Stein. Ohne Ihre gütige Hülfe hätte ich, wie ich glaube, vor Hitze zerbrechen müssen. Noch einmal: „Gott wolle Sie dafür belohnen.“

Die Kammerjungfer sagte: „Die Freude, Ihnen zu dienen, ist ja schon Lohnes genug.“

Sie setzte sich wieder an ihr Tischchen zu ihrem Gebethuche, und fuhr fort zu lesen, bis der nachlässige Diener zurück kam. Sie wünschte hierauf dem Kranken eine baldige Genesung und ging. Sie besuchte ihn am folgenden Tage, an dem ihre Gräfin abreiste, noch einmal auf einige Augenblicke, erkundigte sich nach seinem Befinden, versicherte, sie wolle beten, daß Gott ihn bald wieder gesund werden lasse, und sagte ihm freundlich Lebewohl.

Nachdem Ferdinand wieder gesund geworden, nahm ihn Graf Gallas mit nach Böhmen. Der Graf hatte dort ansehnliche Güter und ein Schloß; das nach alter Bauart sehr prächtig, und von herrlichen Gartenanlagen umgeben war. Ferdinand war die zwei bis drei Monate, die er hier auf dem Lande zubrachte, ungemein fröhlich und vergnügt. Das alte Schloß und der Garten umher gefielen ihm ganz ungemein; dazu trug, obwohl er sich dessen vielleicht nicht deutlich bewußt war, Vieles bei, daß er die glücklichen Jahre der Kindheit in einem ähn-



hohen Schlosse mit einem ähnlichen Garten zugebracht hatte. Er fühlte sich hier recht wie zu Hause. Graf Gallas bemerkte dieses mit Wohlgefallen. Da nun ein Jahr nachher der alte Verwalter starb, und der Graf wohl einsah, Ferdinand werde in Wien niemals ganz vergnügt seyn, so trug er ihm diese Stelle an. So hart Ferdinand sich von dem Grafen trennte, und so gern auch dieser ihn noch länger um sich gehabt hätte, so nahm Ferdinand die Stelle doch mit Dank an.

Sobald es bekannt wurde, daß Ferdinand auf diese Stelle befördert worden, so wurden dem schönen, jungen Manne, der nun ein sehr gutes Einkommen hatte, mehrere Töchter von Beamten und vermöglichen Bürgern zur Ehe angetragen. Allein Ferdinand hatte jener Jungfrau, die einst, wiewohl nur eine Stunde, seine Krankenwärterin gewesen, noch nicht vergessen. Ihr freundliches Wohlwollen, mit dem sie ihm in seinem heißen Durste das erfrischende Wasser gereicht, die jungfräuliche Sittsamkeit in ihrem Betragen, die Andacht, mit der sie in ihrem Gebetbuche gelesen, schwebte ihm noch immer vor Augen. Sein erster Gedanke, nachdem er einen eigenen Heerd hatte, war deshalb sie zu seiner Ehegattin zu wählen. Er sagte seiner Herrschaft von seiner Wahl; der Graf und die Gräfin billigten sie vollkommen. Er schrieb also an Jungfer Klara Hermann, deren Namen er erst, nach

dem sie wieder abgereist war, erfahren hatte, bat sie um ihre Hand, und wartete nun mit Sehnsucht auf ihre Antwort.

## Fünftezehntes Kapitel.

### Die Brant.

Jungfer Klara Hermann war die Tochter eines Försters. Sie verlor ihren Vater, der ein sehr rechtschaffener Mann gewesen, sehr frühe. Die Mutter mußte die Försterwohnung verlassen, und bezog mit Klara, ihrer einzigen Tochter, die damals kaum acht Jahre zählte, ein kleines Stübchen bei einer alten Anverwandten, und ernährte sich mit feiner Nähterei, worin sie sehr geschickt war. Sie schickte Klara sehr fleißig zur Schule, und gab ihr Unterricht im Nähen und die Tochter übertraf in dieser Kunst bald ihre Mutter, deren Augen anfangen etwas schwach zu werden. Die Mutter fand in ihrer Tochter eine getreue Stütze ihres Alters, und Beide brachten sich ziemlich gut fort.

Sie arbeiteten auch für die Gräfin von Oberdorf. Eines Tages trug Klara mehrere Arbeiten hin. Die Gräfin war damit sehr wohl zufrieden, und schenkte ihr noch über den Lohn eine ganze

**Schürze**, voll abgelegter Kleider. Klara kam voll Freude nach Hause. Mutter und Tochter untersuchten die Kleider, die noch alle sehr brauchbar waren, genauer — da fand sich in einem seidenen Handschuh ein Ring mit kostbaren Edelsteinen. Klara eilte auf der Stelle zur Gräfin, den gefundenen Ring zurück zu geben.

Die Gräfin hatte eine große Freude. „Ich habe den Ring längst für verloren gehalten,“ sagte sie; „ich muß ihn, ohne es zu bemerken, mit dem Handschuh, der mir zu enge geworden, abgestreift haben. Ich freue mich sehr, daß ich den Ring wieder habe; noch mehr freut es mich aber, daß ihr so ehrliche Leute seyd. Ich werde darauf denken, eure Ehrlichkeit zu belohnen.“

Einige Zeit nachher, da Klara etwa vierzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter. Weinend und schluchzend kam die tief betrühte Tochter in dürftigem, schwarzen Kleide zu der Gräfin, meldete den traurigen Todesfall, und sammerte sehr, daß sie jetzt ohne Vater und Mutter sich allein in der Welt befinde. Die Gräfin hatte das herzlichste Mitleid mit ihr, und tröstete sie liebevoll. „Sey getrost, liebes Kind,“ sagte sie unter Anderm, „ich will von nun an deine Mutter seyn. Ziehe nur sogleich zu mir; du sollst bei mir nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Tochter gehalten werden.“

Klara zog, nachdem die Leiche der geliebten Mutter

ter zur Erde bestattet war, in das gräfliche Schloß. Die Gräfin gewann sie mit jedem Tage lieber. Da Klara von ihrer Mutter in Frömmigkeit, Fleiß und jungfräulicher Sittsamkeit erzogen worden, in ihrem stillen einsamen Stübchen vor dem Verderben der Welt bewahrt geblieben, nie zu Längen und in solche Gesellschaften gekommen, die der Unschuld leicht gefährlich werden können; da sie einen hellen Verstand und das edelste Herz hatte, von Herzen demüthig und zu allem Guten willig war; so hatte die Gräfin sie in der That so lieb, als eine Tochter. Auch Klara ehrte und liebte in der Gräfin eine zweite Mutter. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß sie ihre innig verehrte und geliebte Gräfin je einmal würde verlassen können. Nur als sie in Wien Ferdinand kennen gelernt, kam ihr der Gedanke, wie glücklich sie mit einem so edlen Manne leben würde; allein sie dachte, da er so gute Aussichten habe, sie aber nur die Tochter eines längst verstorbenen Försters, eine vater- und mutterlose Waise und sehr arm sey, so dürste sie ihre Wünsche nicht so hoch erheben. Sie hatte sich längst alle Gedanken an eine so glückliche Versorgung aus dem Sinne geschlagen — da erhielt sie Ferdinands Brief. Der unerwartete Inhalt des Briefes erfüllte sie, zumal sie von Ferdinand, seit sie Wien verlassen, nichts mehr gehört hatte, mit dem angenehmsten Erstaunen.

Sie eilte sogleich zu ihrer Gräfin, und überreichte ihr, nicht ohne jungfräuliches Erröthen, den Brief. Der Brief enthielt die Geschichte, wie Ferdinand Klara kennen gelernt. „Nun,“ sagte die Gräfin freundlich lächelnd, „da wünsche ich dir von Herzen Glück, mein liebes Kind. Du bist in der That eine zweite Rebeka, die durch Darreichung eines Trunk Wassers zu einem trefflichen Manne kam. Wirklich gleichst du auch an Unschuld und Güte jener Jungfrau der goldenen Vorzeit, und auch Ferdinand ist ein Mann, so rechtschaffen und redlich, und auch von so unverdorbenem, blühenden Aussehen als je einer in jener Zeit gelebt haben mag. Schreibe ihm nur sogleich aufrichtig deine Gesinnung.“

„Aber,“ sagte Klara bedenklich, „wenn er hört, daß ich arm bin, ja, daß ich gar nichts habe, als was ich von meinem Lohne ersparte, wird er seine Gesinnung nicht ändern?“

„Du bist reich an jeder jungfräulichen Tugend,“ sprach die Gräfin, „und der Lohn, den du für dein stillfames Betragen, deine Eingezogenheit, deine Wohlthätigkeit gegen Arme, denen du von deinen kleinen Ersparnissen so gern mittheilest, bei Gott zu gut hast, ist ein reichlicherer Ehesegeu, als alle Schätze von Gold und Silber, die du deinem künftigen Manne in das Haus bringen könntest.“

„Liebste Klara,“ sagte die Gräfin weiter, „du hast mir, seit du nach dem Tode deiner Mutter

noch fast als Kind, zu mir gekommen, beständig treu und redlich gedient. An allen meinen Freuden und Leiden nahmest du einen so herzlichen Antheil, daß die zärtlichste Tochter keinen herzlicheren daran hätte nehmen können. Ich konnte mich in Allem auf dich verlassen. Ich verliere dich hart, sehr hart. Allein ich gönne dir dein Glück von Herzen." Die Gräfin umarmte sie und sprach: „Gott wolle dich und deinen künftigen Mann segnen mit seinem besten Segen."

Klara zerfloß in Thränen. Die Gräfin blickte zum Himmel, drückte sie an das Herz und küßte sie. So gnädig, so mütterlich zärtlich hatte die Gräfin sich noch nie gegen sie erzeigt.

„Ach, gnädigste Gräfin," sprach Klara, „diese ihre Güte gegen ein armes Mädchen geht mir tief zu Herzen! Sie zu verlassen, wird mir unaussprechlich schwer fallen. Ich glaube kaum, daß es mir möglich seyn wird."

„Doch, doch," sagte die Gräfin, „es muß seyn. Gott hat es so gefügt. Nur eine Bedingung werde ich deinem Bräutigam machen, auf der ich fest bestehe. Das Hochzeitfest muß hier in meinem Schlosse gefeiert werden. Ich werde deine Brautmutter seyn, so wie ich auch für deine Ausfertigung mütterlich sorgen werde. Schreibe das deinem Bräutigam, und melde ihm den freundlichsten Gruß von mir."

Klara schrieb sogleich, und der hocherfreute Bräutigam kam schneller, als ein Brief, den er geschrieben hätte, auf der Post gekommen wäre. Er benahm Klaren alle Bedenklichkeiten, die sie wegen ihrer Armuth in ihr Schreiben hatte einfließen lassen, und konnte ihr sein Entzücken nicht genug ausdrücken, daß sie, wie er aus ihrem Brief ersehen, seit jener Zeit, da sie ihm den erfrischenden Trunk gereicht, ihn nicht vergessen, sondern seiner nie anders, als mit Achtung und Zutrauen gedacht habe. Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt, und der Bräutigam reiste höchst vergnügt zurück, um bis dahin alle seine Geschäfte zu ordnen.

Der Hochzeitstag war einer der festlichsten Tage für das Schloß und für das ganze Dorf; denn Klara war allgemein geliebt und geschätzt. Sie hatte nicht nur den Armen, besonders den Hausarmen, immer von ihrem Lohne im Stillen mitgetheilt, sondern war die allgemeine Fürbitterin bei der Gräfin für alle Leidende. Manche geheime Noth, die nie das Ohr der Gräfin erreicht hätte, ward ihr durch Klara bekannt, und die reichlichen Gaben, mit denen die Gräfin Dürstige unterstützte, gingen meistens durch Klara's Hand. Die Gräfin hatte übrigens Klaren ein sehr schönes Hochzeitskleid machen lassen, und ihr den jungfräulichen Kranz mit eigenen Händen geflochten und aufgesetzt.

Als es Zeit zum Kirchgange war, jögerte die

Gräfin unter allerlei Vorwänden noch immer, so daß es den beiden Brautleuten am Ende sehr auffallend wurde. Nun aber öffnete sich mit einem Male die Thüre, und dem Brautpaare ganz unerwartet, trat Graf Gallas mit seiner Gemahlin herein. „Nicht wahr, das heißt überraschen?“ sprach der Graf zu dem erstaunten Ferdinand. „Indeß hoffe ich, daß wir dem würdigen Bräutigam und der holden Braut, wenn gleich ungebetene, doch keine unangenehmen Hochzeitgäste seyn werden.“

Graf Gallas und seine Gemahlin waren der Gräfin Obersdorf schon lange einen Besuch schuldig, und hatten ihr geschrieben, sie wollten ihn bis zu Ferdinands Hochzeitfest verschieben, um bei der Einsegnung gegenwärtig zu seyn. Die schlechten Wege waren Ursache, daß sie eine Stunde später kamen, als sie versprochen hatten.

Die Gräfin Gallas winkte hierauf der Gräfin Obersdorf in ein Nebenzimmer. Als beide Gräfinnen zurück kamen, sagte die Gräfin von Obersdorf mit sehr heiterem Gesichte: „Meine Freundin, die Frau Gräfin von Gallas, hatte einen sehr schönen Einfall, der die beiden Brautleute betrifft, und meinen ganzen Beifall hat.“ Sie hielt in jeder Hand einen Ring mit Diamanten, und sagte, indem sie den Ring in der rechten Hand zeigte: „An diesem Ringe hier bewährte der Bräutigam seine Ehr-



lichkeit, und an diesem Hiet, „fuhr sie fort, den Ring in der andern Hand vorzeigend, „hat die Braut ihre Redlichkeit bewiesen. Diese zwei Ringe waren die Veranlassung, daß wir die beiden Brauteute als edle Menschen kennen und schätzen lernten, und daß auch sie Beide einander sahen. Ohne die Geschichte mit den Ringen hätte das heutige Fest nicht statt gehabt. Diese zwei Ringe, denen sich Gottes heilige Vorsehung bediente, dieses Eheband zu knüpfen, sollen nun auch die Eheringe seyn.“

Nachdem sie dieses gesagt, steckte sie den einen Ring der Braut und den andern dem Bräutigam an den Finger. Braut und Bräutigam waren über diese freundliche, stinnreiche Art zu geben, noch mehr erfreut, als über das großmüthige Geschenk.

Hierauf gingen Alle zur Kirche, wo Braut und Bräutigam Gott, dem Allmächtigen, mit innigst gerührtem Herzen dankten, daß Er für sie, die Beide arme Waisen waren und weder Vater noch Mutter mehr hatten, so väterlich liebevoll gesorgt habe. Beide flehten mit glühender Andacht um Segen von oben; auch beteten sie inbrünstig für das Wohl ihrer beiden so wohlthätigen Herrschaften. Unter den besten Segenswünschen der hohen Herrschaften und der ganzen Pfarrgemeinde reiste das hochbeglückte Brautpaar am dritten Tage nach dem Hochzeitsfeste, nach Böhmen ab.

## Sechzehntes Kapitel.

### Der unglückliche Glückliche.

Während Ferdinand und Alara zwischen den rauhen Bergen und finstern Waldungen Böhmens sehr glücklich und vergnügt lebten, und sich bereits lieblicher, schön aufgeblühter Kinder erfreuten, führte Don Alonso in dem herrlichen Spanien ein sehr trauriges Leben; ja er war wohl einer der unglücklichsten Menschen, die je dort gelebt hatten, wiewohl kurzsichtige Menschen, die nur auf Glanz und Reichthum sehen, ihn für einen der glücklichsten hielten. Er dünkte sich damals, als ihm die Nachricht von dem Tode eines Kindes, das ihm eine so reiche Erbschaft hinterließ, überbracht wurde, wohl auch selbst glücklich, und er konnte die heimliche Freude seines Herzens vor seiner weinenden Gemahlin und den jammernden Kindern kaum verbergen. Er hatte nun Alles, was er wünschte, — einen prächtigen Ballast in der Hauptstadt, mehrere schöne Schlösser und einträgliche Landgüter, und einen unermesslichen Reichthum an Kapitalien und an Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelsteinen. Allein er fand bald, daß alle Schätze der Erde den Menschen nicht glücklich machen können, wenn ihm ein gutes Gewissen fehlt.

Dies erfuhr er sogleich am ersten Abende, nach-

dem er die Botschaft von Ferdinands Tod erhalten hatte. Er bewohnte zur Zeit noch ein schönes Landhaus in den Umgebungen von Madrid, und saß auf einer Bank im Garten, um der Abendkühle zu genießen. Seine Gemahlin saß neben ihm, tief betrübt und mit rothgeweineten Augen über den Tod des geliebten Kindes. „Ach!“ sagte sie, „ich hätte das kranke Kind nicht verlassen sollen; vielleicht wäre es dann am Leben geblieben. So lange ich lebe, werde ich mit Bötwarfe darüber machen, daß ich so hart seyn könnte, und des Flehens und der Thränen des kleinen Engels nicht achtend, ihn verließ.“

Alonso sprach murrend: „Laß das! Laß die Todten ruhen, und denke an die Lebenden! Bedenke wie glücklich deine Kinder durch diesen Trauerfall werden.“

„Ach daran habe ich gar noch nie gedacht!“ sagte die edle Donna Blanca. „Kann man denn auch Freude haben an dem Tode eines Menschen, weil er uns eine reiche Erbschaft hinterläßt! Es ist nicht gut, zeitliche Güter höher zu schätzen, als ein Menschenleben.“ Sie stand auf und ging auf ihr Zimmer.

Jetzt kamen die zwei jüngsten Kinder Don Alonso's herbeigesprungen. Die kleine Bella hielt ein Läubchen in den Händen, das der Raubvogel getödtet hatte, und blickte mit den großen, schwarzen Augen zu dem Vater auf, und sagte: „Ach,

sieh nur, lieber Vater, das arme todte Thierchen! Sieh, seine schneeweißen Federn sind mit Blut be-  
fleckt! Sieh, hier am Halse und an der Brust die  
rothen Flecken! Der Raubvogel ist doch ein böses  
Geschöpf, daß er die Unschuld so morden kann!

„Er hat aber seinen Lohn dafür erhalten,“ rief  
der kleine Jago, der den getödteten Raubvogel an  
den ausgebreiteten Flügeln brachte. „Der Gärtner  
hat ihm sein Recht angethan. So ist's recht!  
Wer mordet, soll wieder ermordet werden.“

Dem Vater drangen diese Reden wie Pfeile in  
das Herz. „Geht mir aus den Augen,“ rief er,  
„und belästiget mich nicht mit eurem thörichten  
Geschwätz!“ Er stand auf, ging in einen dunkeln  
Laubgang und wiederholte bei sich selbst mehrmal die  
Worte: „Wer mordet, soll wieder ermordet werden!“  
„O!“ seufzte er, „es ist schrecklich, daß durch den Mund  
meiner Kinder, obwohl sie nichts von meinem Ver-  
brechen ahnen, mit mein Urtheil gesprochen wird!“

Nach einigen Tagen bezog Alonso den prächtigen  
Palast in Madrid. Eine zahlreiche Gesellschaft  
vornehmer Herren und Frauen war bereits in dem  
großen Saale versammelt, ihn als König von  
Spanien zu bewillkommen. In dem Saale erblickte  
man mehrere große, schöne Gemälde in goldenen  
Rahmen. Don Alonso trat mit stolzen Schritten  
 herein, und hieß mit vornehmer Miene die Anwe-  
senden willkommen. Als er aber einen Blick auf

eines der Gemälde warf, entfärbte er sich plötzlich. Das Gemälde stellte den Kindermord von Bethlehäm vor, und der Anblick eines Kriegers mit grinsendem Mördergesicht, der einem zarten Knäblein den Dolch in die Brust stieß, daß ein Strom von Blut aus der Wunde quoll, hatte ihn so erschüttert. Es fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: „Das bin ich; so habe ich die Unschuld gemordet.“

Er wandte seine Augen schnell ab, auf die andere Wand des Saales. Ein anderes Bild fiel ihm in die Augen; es war die Enthauptung Johannis des Täufers. Mit Grauen erblickte Alonso das blutige Haupt des Heiligen auf der Schüssel. „Einen solchen Lohn habe ich verdient,“ sagte er bei sich selbst. „Jener Heilige starb unschuldig; auf mir aber liegt eine schwere Schuld. Wenn meine That offenbar wird, so wird auch mir das Haupt vom Rumpfe geschlagen.“

Er bemerkte, daß Aller Augen mit Befremden auf ihn gerichtet waren, und es war ihm, als sähen ihn Alle um seiner That willen so starr und erschrocken an. Seine Hand, in der er den mit einer Diamantschleife gezierten Federhut hielt, zitterte sichtbar, und er ließ beinahe den Hut fallen. Seine Knie wankten, und es war ihm, als wolle er umsinken.

Mehrere riefen: „Es wird dem Herrn Grafen übel!“

„Ja, so ist's," sagte er mit erstickter Stimme und gehemmtem Athem; „führt mich in ein Neben-  
zimmer."

Man führte ihn dahin, und setzte ihn auf ein Sopha. Er bat, ihn zu verlassen. Alle gingen; nur Blanca, seine Gemahlin, blieb bei ihm. „Um Gotteswillen," sagte sie, „was hast du? Was ist dir?"

„Laß die zwei gräßlichen Bilder wegschaffen," sagte er; „die gehören in keinen Freuden-saal."

„Du hast sie ja schon öfter gesehen," sagte die Gräfin, „und sie immer als Meisterstücke gelobt."

„Jetzt ist es anders," sagte er; „diese zwei schauerlichen Gemälde, mit dem blutenden Kinde und dem blutigen Haupte, sind mir in der Seele zuwider. Ich setze keinen Fuß mehr in den Saal, so lange sie darin sind."

Die Gräfin erschrad, und das erste Mal regte sich in ihrem Herzen die bange Ahnung, ihr Gemahl müsse eine schwere Blutschuld auf dem Herzen haben.

Die Aerzte rathen dem Don Alonso, sich zur Herstellung seiner Gesundheit auf das Land zu begeben. Er reiste auf eines seiner Schlösser. Als er da ankam, waren seine Beamten in goldgestickten Kleidern, und die Einwohner des Orts in ihrem Sonntagsputze in dem Schloßhofe versammelt. Eine fröhliche Musik ertönte, und die Landleute

brachten ihm ein Lebehoch dar. Allein ihm schien, daß dieses Alles nicht so recht von Herzen gehe, und er bemerkte viele traurige Gesichter. „Ich weiß nicht, wie das mit mir ist,“ dachte er; „liegt der Fehler an mir, und geht es mir wie den Leuten, welche an der Selbstsucht krank liegen, und deshalb Alles gelb sehen, oder ist wirklich Alles um mich her verändert und traurig, und sind alle Menschen mir abgeneigt?“

Die Beamten begleiteten ihn auf sein Zimmer; das Gespräch kam auf seinen Bruder, ihren vorigen Herrn und dessen einzigen zurückgelassenen Sohn, der so unerwartet gestorben; und Allen standen die Thränen in den Augen. „Berzähle unserer Weichherzigkeit,“ sagte der erste Beamte; ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren; „unser Schmerz über den schnellen Tod unseres lebenswürdigen Erbgrafen ist zu groß und noch zu neu, als daß er der Freude sogleich Raum geben könnte. Ich habe bei Eurem Vater und Eurem Bruder, hochseligen Andenkens, bei fünfzig Jahren gedient, und nichts, als Liebes und Gutes von ihnen erfahren. Den hoffnungsvollen Fernando habe ich noch vor Kurzem, als ich in Geschäften zu Euch gekommen, auf Eurem Schlosse — ach das letzte Mal! — gesehen. Er blühte noch wie eine Rose. Ich hatte meinen Enkel, der hier neben mir steht, bei mir. Beide waren von einem Alter; nur war der junge Graf

noch schöner und blühender. O wie freundlich der kleine holde Erbgraf mit ihm redete! Er zeigte Verstand über seine Jahre. Ihr unterbrachtet das Gespräch, und befehlt dem kleinen Fernando, auf sein Zimmer zu gehen. Ich aber dachte: „Hohes Kind, wie ich der Freund und Diener deines Großvaters und Vaters gewesen, so soll, wie ich freudig hoffe, mein Enkel einmal dein Freund und Diener werden.“ Allein Gott hat es anders gefügt! Ich hoffe aber, Ihr und Eure Kinder werden uns den großen Verlust, den wir erlitten, wieder ersetzen.“

„Das hoffe ich auch!“ sagte Alonso, und entließ die Beamten. Er begab sich auf sein Zimmer, und speiste allein.

Am folgenden Tage, der sehr regnerisch war, hüllte Alonso sich in einen dunkelfärbigen Mantel ohne alle Verzierung, und setzte einen ganz gemeinen Hut auf, um unerkannt ein wenig die Gegend zu durchwandern. Er hätte gern inne geworden, was man von ihm und seiner Selangung zur Graffschaft sage. Im Walde, durch den die Straße führte, traf er eine alte Bäuerin, die Trauerkleider anhatte. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und merkte sogleich, daß sie ihn nicht kenne. Er fragte sie: „Für wen tragt ihr Trauerkleider? Ist Euch vielleicht Euer Mann, ein Sohn oder eine Tochter gestorben?“



„Ach,“ seufzte sie, „Jemand, der mir so lieb war, als Sohn und Tochter — unser junger Erbgraf.“

„Und für diesen tragt ihr Trauer?“ fragte Alonso.

„Wir Alle legten schwarze Kleider an,“ sagte sie; „die Trauer war allgemein. Wir alten Leute hätten es freilich nicht mehr erlebt, daß er zur Regierung gekommen wäre; allein für unsere Kinder wäre es ein großes Glück gewesen. Es ist für sie ein segensreicher Stern untergegangen.“

„Nun,“ sagte Alonso, „meint ihr nicht, Euer gegenwärtiger Herr sey auch ein heilbringender Stern für Euch?“

„Es ist,“ sprach die Bäuerin etwas heimlich, „so eine Sache, von der man nicht gerne redet. Denn was wir von der Krankheit und dem Tode des lieben Kindes hörten, gefiel uns gar nicht. Es war ja nicht einmal Jemand von der Familie dabei zugegen. So unmenschlich verläugneten sie ihr eigenes Fleisch und Blut; was sollen nun wir Gutes von ihnen erwarten?“ Sie schwieg eine Weile, und sagte dann, in einen Strom von Thränen ausbrechend: „Wir Alle glauben, wenn das Kind in bessere Hände gefallen wäre, so wäre es noch am Leben.“

Dem betroffenen Alonso waren diese Reden lauter Dolchstiche. Da eben ein Seitenweg kam,

sagte er der Bäurin eilends: „Lebt wohl, mein Weg geht dahin!“ und verließ sie. „Wie,“ dachte er aber bei sich selbst, „sollten diese Leute bereits ahnen, sollten sie wissen, was vorgegangen? O dann wehe mir; es gäbe eine schreckliche Geschichte!“

So diente Alles, was er sah und hörte, immer dazu, sein strafendes Gewissen in einer beständigen Aufregung zu erhalten. Er fand in den Reden der Menschen einen Sinn und eine Bedeutung, woran sie selbst nicht dachten, und bezog Alles auf sich. „Ich bin die Zielscheibe der beleidigten Menschheit,“ sagte er; „und es ist ein elender Zustand, in dem ich mich befinde. Was hilft mich der Diamantstern an meiner Brust, da das Herz, das darunter schlägt, keine Ruhe und keinen Frieden mehr hat!“

Einen sehr großen Kummer machte ihm der Gedanke an Pedro. Alonso hatte ihm unter anderem geschrieben: „Den Genuß des Rittergutes überlasse ich dir einstweilen; allein durch eine eigentliche Schenkungsurkunde kann ich es dir zur Zeit noch nicht als Eigenthum übergeben, um durch eine solche reiche Schenkung nicht Verdacht zu erregen. Nach meinem Tode sollst du das Gut haben. Halte dich übrigens immer fern von mir. Die Welt darf nicht wissen, daß du in besonderer Verbindung mit mir stehst.“

Pedro ließ sich auch wirklich nicht mehr vor

ihm sehen, was dem Don Alonso sehr lieb war. Denn so eine große Zuneigung zu Pedro er bisher gehabt, eine eben so große Abneigung hatte er von der Zeit an gegen ihn, da er ihn als einen Mordmörder betrachtete. Er haßte ihn, als einen verabscheuungswerthen Verbrecher, obwohl er selbst alle erdenkliche Versprechungen und Drohungen angewendet hatte, ihn zu dem Verbrechen zu verleiten. Die Eigenliebe verblendete ihn, das Verbrechen an einem Andern für gräßlicher anzusehen, als er es an sich selbst ansah.

Da jedoch Pedro gar nichts mehr von sich hören ließ, wurde Alonso unruhig. Mit einem Mal vernahm er, der lustige Lautenspieler, der aber sehr schwermüthig geworden, sey entwichen, und kein Mensch wisse, wohin er gekommen. Alle Nachforschungen, die Don Alonso anstellen ließ, waren vergebens. Er war darüber sehr bestürzt. „Wenn sein Gewissen ihn so peinigt, wie mich das meinige,“ sprach er, „so kann es wohl so weit kommen, daß er sich selbst vor dem Richterstuhle anklagt, damit ihm sein Recht werde. Man hat viele Beispiele, daß Verbrecher ihre eigenen Ankläger wurden, und lieber auf dem Blutgerüste sterben, als länger in solcher Höllequal eines schwerbelasteten Gewissens leben wollten. Ja, so ist es, er bringt sicher noch sich — und auch mich auf das Blutgerüst!“

Endlich kam die Nachricht, Pedro habe sich er-

tränkt; er habe sich von einem Felsen, auf dem man noch seinen Hut und Mantel, und seine zertrümmerte Laute gefunden, in das Meer gestürzt. Alonso war nun wohl von einem großen Kummer befreit; allein die Qual, die ihm sein Gewissen verursachte, wurde nur noch furchtbarer. „Auch diesen Menschen,“ sagte er, „habe ich nicht nur in das zeitliche, sondern auch in das ewige Verderben — in die Hölle gestürzt. Was kann ich Anders erwarten, als daß ich ihm einst dahin folgen werde? Ach, ich verzeihe noch!“

Er stürzte sich indeß in die Zerstreuungen der großen Welt und glänzender Gesellschaften. Als er auch da seiner innern Unruhe nicht los werden konnte, zog er sich auf eines seiner Schlösser in die Einsamkeit zurück, vermied allen Umgang mit Menschen, blieb oft Tage lang allein auf seinem Zimmer, und ging nur an Regentagen oder am späten Abende auf den wenigst besuchten Wegen spazieren, um ja keinem Menschen zu begegnen. Sein Angesicht und sein Gang drückten die tiefste Traurigkeit aus. Wenn er so am späten Abende noch durch den dunkeln Wald hinwandelte, und ihm die Holzhauer, die er an demselben Tage werke nach Hause gingen, da sagte oft Einer zu dem Andern: „Der arme Herr! Er hat Alles, was sich ein Mensch nur wünschen kann, Geld im Ueberflusse, und Alles was nur schön und herrlich

sehn kann — an dem ich möchte doch nicht mit ihm tauschen!“

Er selbst sagte oft bei sich selbst, wenn er diese Holzhauer, oder die ackernden Bauern auf dem Felde, bei ihren harten Arbeiten so fröhlich sah, und sie singen oder pfeifen hörte: „Für mich wäre es besser gewesen, wenn ich bei der Holzart oder Pflugschar aufgewachsen und von den Lastern, wozu Ehrsucht, Glanz und Reichthum so leicht verführen, rein geblieben wäre. Ach das Schrecklichste, ja das einzige Uebel ist die Schuld! Armuth, harte Arbeit, ja selbst die schmerzlichsten Krankheiten und der bitterste Tod sind nur leichte Bürden gegen die Zentnerlast eines bösen Gewissens. Glücklich, ja selig, wer ein gutes Gewissen bewahrt hat; er ist reich und wäre er auch der ärmste Tagelöhner im Lande. Das gute Gewissen ist ein Kleinod, das über alle Schätze der Welt geht; Sterne und Ordensbänder sind dagegen nur eitle Spielwerke.“

## **Diebenzehntes Capitel.**

### **Der reumüthige Verbrecher.**

Bald kamen über den unglückseligen Mann noch andere Leiden, die seine innern Qualen verstärkten.

Seine künftigen Kinder würden von dem Kinderblattern ergriffen und in der schönsten Blüthe des Lebens schnell nach einander dahin gerafft. Der Verlust bloßer seiner Kinder schmerzte ihn sehr; der Umstand aber, daß sie gerade an den Kinderblattern starben, machte ihm vieles Nachdenken. Er sprach bei sich selbst: „Um Fernando unbemerkt aus der Welt zu schaffen, gab ich vor, er werde diese häßliche Krankheit bekommen, ja er sey wirklich daran gestorben — und nun verloren meine Kinder an eben dieser Krankheit das Leben. Sollte dies eine Strafe Gottes für meine Falschheit und Grausamkeit seyn? Allein, da würde ja Gott die unschuldigen Kinder anstatt des schuldigen Vaters gestraft haben! Das ist unmöglich.“ Er sann lange nach; endlich fiel ihm ein: „Für die schuldlosen Kinder kann ihr frühes Hinscheiden eine Wohlthat gewesen seyn, allein für mich schuldbeladenen Mann ist es eine Strafe; mein Gewissen macht es dazu. Der unendlich weise Gott weiß durch Ein Mittel immer mehrere Zwecke zu erreichen; nur wir kurzflichtige Menschen wissen uns öfter vieler Mittel bedienen, um Einen Zweck zu erreichen, der gar oft dennoch unerreicht bleibt. Ich denke deshalb, der Tod meiner Kinder, durch den sie in den Himmel versetzt wurden, ist für mich eine Strafe für das, was ich an dem Kinde meines Bruders so schwer verschuldet habe.“ Bald dachte er aber wieder: „Ach, das sind nur leere

Uebungen von mir!“ und versuchte sich diese Gedanken, die in ihm gegen einander stritten, aus dem Sinne zu schlagen. Und dennoch quälte er sich mit solchem Hin- und Hersinnen auf's Neue wieder Tage hindurch: er fühlte aber wohl, daß dieses Alles mit zu den Qualen eines bösen Gewissens gehöre.

Alonso's älteste Tochter, Eugenia, ein sehr lebenswürdiges Fräulein von achtzehn Jahren, hätte sich sehr glücklich verheirathen können. Ein ganz vortrefflicher junger Mann, der nicht nur ein Edelmann hieß, sondern auch in der That ein edler Mann war, bewarb sich um ihre Hand. Eugenia fühlte sich durch diesen Antrag, der ganz ihren Wünschen gemäß war, sehr geehrt und erfreut. Die Mutter hätte wegen der ausgezeichneten Eigenschaften des edlen, jungen Mannes, wegen seiner Tugend und Rechtschaffenheit, ihre Einwilligung von Herzen gern gegeben. Allein der Vater wies den trefflichen Mann mit Verachtung ab, weil er ihm nicht reich und vornehm genug war, und nöthigte Eugenia, gegen ihre Neigung einen abgelebten Herzog von wüsten Sitten zu heirathen, bloß weil der Herzog reich und mächtig war. Die unglückliche junge Frau welkte sichtbar dahin, und starb nach wenigen Jahren. Dieser neue Schlag traf Alonso sehr tief. „Auch an diesem frühen Tode der geliebten Tochter bin ich schuld,“ sagte er; „meine Ehrsucht zwang sie zu der unseligen Heirath, die ihr den Tod brachte.

„Sie hinterließ keine Kinder! Ich, der ich das einzige hinterlassene Kind meines Bruders und meiner frommen, sanften Schwägerin mordete, werde noch alle meine Kinder verlieren. Ich werde keine Enkel von ihnen sehen!“

So kam es auch! Philippo, der einzige noch übrige Sohn Alonso's, der erstgeborne und ihm der geliebteste, ward das Opfer der Grundsätze, die ihm der Vater eingestößt hatte. Der Vater erzog ihn, wie er sagte, ganz nur für die Ehre. „Die Ehre über Alles!“ war sein Denkspruch. Die weisere Mutter berichtigte diese Worte. „In einem gewissen Sinne,“ sagte sie, „ist dieser Spruch allerdings wahr. Was der Glanz am Golde ist, das ist die Ehre in Hinsicht der Tugend. Ehre ohne Tugend ist nur ein leerer Schein, eine trägerische Vergoldung eines schlechten Metalles. Wahre Ehre aber ist mit der Tugend ganz Eines, kein bloßer Goldglanz, sondern durch und durch gediegenes Gold. Diese Ehre, die vor Gott gilt, soll uns allerdings über Alles gehen. Wir müssen nicht nur Das meiden, was uns in den Augen der Menschen, sondern Alles, was uns vor Gott entehrt. Laß es dir also in diesem Sinne immerhin gesagt seyn: „Ehre über Alles.“

Aber der Sohn achtete die Worte der Mutter wenig und richtete sich mehr nach dem Beispiele des Vaters, der blaß in den Augen der Menschen



ein Mann von Ehre seyn wollen. Philippo machte manche Thorheit mit, die ihm zur Ehre eines wahren Edelmannes zu gehören schienen. Einmal glaubte er sich von einem jungen Herrn seines Standes beleidigt, und hielt es seiner Ehre gemäß, ihn zum Zweikampf heraus zu fordern. Er versetzte seinem Gegner eine Wunde, an der dieser auf der Stelle blieb, allein er selbst hatte drei Stiche erhalten, an denen auch er nach wenigen Tagen starb. Als der Vater diese Tranernachricht erhielt, ward er tief erschüttert, und bis zum Tode betrübt. „An drei Stichen!“ wiederholte er öfter; „an drei Stichen, das ist das Schrecklichste bei der Sache!“ Er dachte an jene drei Stiche, durch die nach Petros Bericht der kleine Graf Ferdinand umgekommen war. Seine Schwermuth stieg aufs Höchste.

So sehr Alonso seine innere, unerträglichste Unruhe vor allen Menschen zu verbergen suchte, so gelang es ihm doch nicht. Besonders bemerkte seine Gemahlin sie, und hatte mit ihm unaussprechlich zu leiden. Sie fragte ihn oft auf das Lieblichste: „Was ist dir doch, liebster Gemahl, was quält dich? Gieß dein bedängstiges, kummervolles Herz in das Herz deiner treuen Gattin aus. Dies wird dein Herz gewiß erleichtern, und vielleicht weiß ich dir doch zu rathen, oder dir ein Wort des Trostes zu sagen.“

Er aber schwieg hartnäckig, denn er dachte:

„Mein Verbrechen ist zu groß, als daß ich es einem Menschenohre anvertrauen könnte.“ Er sagte zu seiner Gemahlin, wenn sie mit wehmüthigem, flehendem Angesicht und mit weinenden Augen vor ihm stand: „Laß mich! Es ist nichts, als ein verblutetes Blut; eine Gemüthskrankheit, von der ich dir keinen Grund angeben kann.“

Allein die Dual, die er den Tag über so gewaltsam in seinem Herzen verschloß, machte sich, ohne daß er es wußte, zu Nacht Luft. Die blutige Schuld, die am Tage alle seine Gedanken beschäftigte, kam ihm zu Nacht im Traume vor. Er redete davon oft mit lauter, herzerzschneidender Stimme im Traume: „Laß ab, laß ab, du blutender Engel,“ rief er, „was siehst du mich so finster und drohend an; was zeigst du mir jene drei blutigen Doldswunden, die mir ohnehin immer gleich drei blutrothen Sternen vorschweben? Können denn Engel so zürnen? Nein, sie können weder zürnen, noch bluten. Deine Wunden schmerzen dich nicht mehr; gedenke ihrer auch nicht mehr! Ich war verblendet, ich war wahnsinnig; vergelt, lieber, engelsther Fernando, was ich im Wahnsinne vollbrachte: Du bist ja im Himmel; ich, ich aber bin jetzt schon in der Hölle, und die Flammen schlagen allwärts um mich empor. Ich sehe nichts, als Rauch und Dampf; ich liege in heißer Gluth, und Feuerfunken regnen auf mich herab.“

Solche Reden hörte seine Gemahlin oft mit Entsetzen in der schauerlichen Stille der Nacht von ihm. Oft saß er auch bei Tage tief in Gedanken versunken, das Haupt auf die Hand gestützt, in seinem Zimmer, und merkte es nicht, daß seine Gemahlin in das Zimmer gekommen war und neben ihm stand. „Es liegt ein eigener Fluch auf meinem Hause!“ sprach er einst. „Ich wollte fremdes Erbtheil meinen Kindern zuwenden; allein es kommt nicht auf sie. Ich bin an dem Tode eines fremden Kindes schuld, und muß nun alle meine Kinder überleben. Ich dachte den Glanz eines alten Grafenhauses auf meine Kinder zu bringen, und bin nun der Letzte meines Stammes. Ich Thor dachte mir durch unerlaubte Mittel ein Himmelreich zu erbauen, und schuf mir eine Hölle.“ Seine Gemahlin zitterte und bebte über diese Reden, und entfernte sich wieder unbemerkt.

Die edle Frau, die über den Verlust aller ihrer Kinder tief gebeugt war, und mit unaussprechlichem Schmerz sich kinderlos sah, ward durch den täglichen Anblick ihres leidenden Gemahls noch mehr angegriffen. Sie liebte ihn, unerachtet seines Verbrechens, worüber er eine so furchtbare Reue fühlte, dennoch, und hatte das herzlichste Mitleiden mit ihm. Sein Schweigen war ihr schrecklich; denn so konnte sie ja nicht über seinen Kummer mit ihm sprechen, ihn nicht trösten und seine Qual nicht lindern.

bern. Ihre Kräfte wurden durch den beständigen Jammer endlich erschöpft. Sie versiel in eine Auszehrung.

Eines Tages, da sie sehr schwach und dem Tode nahe war, saß ihr Gemahl an ihrem Sterbebette. Sie winkte der Kammerfrau sich zu entfernen, faßte mit ihrer schon erkalteten Hand die seinige, blickte ihn mit himmlischer Freundlichkeit in ihrem todbleichen Angesichte wehmüthig an, und sagte mit schon erblaßten Lippen und schwacher Stimme: „Liebster Gemahl! Ich scheide nun von hinnen; nur wenige Augenblicke mehr sind mir zu leben vergönnt. Höre meine letzten Worte; es sind Worte der Liebe, des Friedens und der Versöhnung. Ich schon lange her kenne ich deine dich niederdrückende Schuld; ich ahnete sie gleich Anfangs. Du lösest Fernando, den Sohn deines Bruders, aus der Welt schaffen. Das habe ich, ohne daß du es wußtest, aus deinem eigenen Munde mehrmal gehört; du sagtest es sowohl wachend, als träumend. Dein Verbrechen ist schrecklich; aber bei Gott ist Gnade und Erbarmen. Söhne dich mit Gott, dem Allbarmerzigen, noch jetzt in diesem Leben aus. Ich hoffe jetzt zu Ihm in den Himmel zu kommen — ach rette deine Seele, damit wir jetzt, ach! nicht auf ewig von einander scheiden müssen, und damit wir uns einst im Himmel wieder sehen mögen!“

Alonso, dessen Augen bisher immer thränenlos, und dessen Herz für allen Trost unempfindlich, wie ein Stein, geblieben, brach in einen Strom von Thränen aus, und sagte: „O du Engel des Himmels, obwohl du weißt, daß ich ein Satau bin, so hast du doch noch Mitleid und ein Herz voll Liebe für mich! Diese deine Liebe richtet mich wieder auf. Die Liebe und Erbarmung Gottes ist noch größer. Du, über die ich so vielen Jammer gebracht, verzeihst mir; so wird denn auch Gott mir verzeihen! Ich will mich von ganzem Herzen zu Ihm wenden. Ich hoffe, bei Ihm Erbarmen zu finden, und dich im Himmel wieder zu sehen!“

Sie lächelte freundlich, blickte ihn mit schon brechenden Augen noch einmal liebevoll an, und verschied. Er aber fiel an ihrem Sterbebette auf seine Knie nieder, erhob seine gefalteten Hände und seine Augen voll Thränen zum Himmel, und rief: „O Gott, der Du diesen Engel, dessen ich nicht werth war, jetzt zu Dir in den Himmel aufnimmst, ach verstoß mich nicht — reiche Du mir erbarmungsvoll Deine Hand, und hilf mir hinüber über die große, weite Kluft, die mich auf ewig von ihr — und auch von Dir scheiden würde. Groß und herrlich sind alle Deine Werke; aber darin, daß Du die Sünder besserst und selig machest, zeigst Du Dich am herrlichsten!“

## Achtzehntes Kapitel.

### Der Franziskaner.

Nach dem Tode seiner Gemahlin begab Alonso sich auf das abgelegenste seiner Schlösser, das rings von Wald und Bergen umgeben war. Das Schloß war fast so alterthümlich, wie jenes, auf dem einst der kleine Ferdinand so grausam mißhandelt worden, das aber Alonso für keinen Preis mehr besuchte hätte. Er hatte Niemand um sich; als seinen alten, treuen Kammerdiener, und lebte hier abgeschieden von der ganzen übrigen Welt. Die meiste Zeit brachte er einsam auf seinem Zimmer zu, und las in den Erbauungsbüchern, die er aus der Verlassenschaft seiner seligen Gemahlin zu sich genommen hatte, und die ihm bald ein schätzbares Ertheil wurden, als alles Gold, alle Perlen und Edelsteine ihres reichen Schmuckes. Er fand in diesen Büchern, besonders in dem neuen Testamente und der Nachfolge Christi, manche Stelle von ihr bezeichnet, oder dabel einige Worte von ihrer Hand geschrieben, die ihre Empfindungen ausdrückten. Diese Stellen waren für ihn besonders tröstlich und erquickend. „Es ist ein großes Unglück für mich,“ sprach er oft, „daß ich diese Bücher nicht früher kennen lernte, oder vielmehr eine große Nachlässigkeit von mir, daß ich sie nicht früh-

her kennen lernen wollte. Ach, wenn ich diese Schriften fleißiger gelesen hätte, anstatt mancher andern, die bloß zur Unterhaltung dienen, so wäre ich ein besserer Mensch geworden, und nie so tief gesunken!" Er konnte nicht satt werden, darin zu lesen, und auch auf seine einsamen Spaziergänge nahm er eines oder das andere mit sich.

So vielen Trost er aber in diesen Schriften fand, so war sein Gewissen doch immer noch nicht beruhigt. Er hatte unaussprechliche innerliche Leiden, die seine Gesundheit mit Macht untergruben. Nach einiger Zeit wurde er gefährlich krank. Sein alter Kammerdiener sagte zu ihm: „Lieber Herr, wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich meine Rechnung mit dem Himmel abschließen. Es ist immer gut, sich mit Gott auszusöhnen. Laßt einen Geistlichen rufen, der Euch beistehe. Der Mensch ist sich allein in seinen eigenen Angelegenheiten selten klug genug; am wenigsten aber in der allerwichtigsten Angelegenheit, die sein Wohl oder Wehe für die ganze Ewigkeit entscheidet.“

„Das habe ich längst gefühlt,“ sagte Monso; „weißt du mir aber einen Priester, dem ich mein volles Vertrauen schenken könnte? Ich hatte schon in meiner Kindheit, da mein Hofmeister, ein alter gekannter Geistlicher, mir die sanfte Religion Jesu mit Schlägen einprägen wollte, ein Vorurtheil gegen diesen Stand gesetzt, und vermied, obwohl die-

fer Stand sicher auch sehr viele würdige Mitglieder zählt, allen Umgang mit ihm. Es war dieses nicht recht von mir, und hinderte mich, wie ich nun wohl einsehe, unsere heilige Religion näher kennen, und, wie sie es verdient, schätzen zu lernen.“

Der Kammerdiener sagte: „Es ist fünf Meilen von hier ein Kloster vom Orden des heiligen Franziskus, in dem mehrere ehrwürdige Männer Gott mit frommen Herzen dienen, und allem Eigennutze und aller Weltlust abgestorben sind; es sind Greise darunter, die voll Einsicht, Erfahrung und Bescheidenheit sind. Ich will, wenn Ihr es so für gut findet, den Vater Guardian in Eurem Namen bitten, zu Euch zu kommen, oder einen Andern, den er für den würdigsten hält, Euch zu senden. Wollt Ihr so?“

„Ja, thut das!“ sprach Alonso, und der Kammerdiener schrieb, da er die Gefahr für dringend hielt, sogleich an den Guardian, übergab den Brief einem Reitknechte, und befahl ihm: „Sattle unverzüglich zwei Maulthiere, eines für den Geistlichen; den du abholen mußt, und eines für dich; schone der Thiere nicht, sondern eile, so viel es vernünftiger Weise nur immer geschehen kann.“

Mit einbrechender Nacht, als der Kammerdiener eben in dem Versaale die Nachtlampe anzündete, um sie in das Krankenzimmer zu tragen, kam



ein Vater Franziskaner an, und überreichte ihm einige Zellen von seinem Guardian. Der Kammerdiener führte, mit der Lampe in der Hand, den Vater sogleich in das Zimmer des Kranken, und sprach: „Ueber Herr, da schickt Euch der Vater Guardian, wie er mir schreibt, einen der würdigsten Männer seines Klosters, den Vater Antonio.“

Alonso war etwas betroffen, und betrachtete bei dem Scheine der Lampe stillschweigend den Mann, der im rauhen, braunen Gewande, das von einem Stricke umgürtet war, vor ihm stand; der Vater war bereits betagt, sein Angesicht war blaß und hager und sein Haupt kahl; nur an den Schläfen erblickte man noch einige wenige schneeweiße Härchen. Seine Miene zeigte von der herzlichsten Theilnahme; doch schien er etwas schwächern und ängstlich. Endlich sprach Alonso: „Ihr überrascht mich, ehrwürdiger Vater; ich habe Euch nicht so schnell hier vermuthet. Ich muß mich erst sammeln. Setzt Euch indeß an mein Bett.“ Alonso deutete auf einen Sessel, und der Vater gehorchte. Der Kammerdiener stellte die Lampe auf ein Seitentischchen und entfernte sich.

Vater Antonio war von dem Anblicke des Grafen so gerührt, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte; sie flossen ihm wider Willen über die bleichen Wangen. Man konnte auch wirklich Alonso ohne Mitleid nicht ansehen. Er war sehr

abgeschert, und seine Haare waren abgeraht. Alle seine Gesichtszüge zeigten von großen ausgestandenen Leiden; und drückten unbeschreiblichen Kummer aus. Er reichte dem mitleidigen Ordensmanne die Hand und sagte: „Sieher, ehrwürdiger Vater! Euer Mitleid macht mir Zutrauen zu Euch; allein ich bin Eurer Thränen nicht werth. Ich bin ein großer Sünder. Ich zittere, das schauerliche Geheimniß, das mein Gewissen beschwert, Euch zu entdecken, und es will nicht über meine Lippen. Was für ein seltsames Geschöpf ist doch der Mensch, daß er sich nicht entsetzt, ein Verbrechen zu begehen, dessen Namen er nicht auszusprechen wagt! O Gott, gib Du mir Stärke, dieses mein Sündenbekenntniß vor diesem Deinem Diener abzulegen!“

Er sank ermattet auf sein Kissen zurück, richtete seine Blicke zum Himmel und schwieg. Es entstand eine schauerliche Stille in dem düstern Zimmer, das von der Nachtlampe nur sparsam erhellt war; man hörte nichts, als den Werpenstiel der Wanduhr, und hie und da einen schweren Seufzer des Kranken.

Endlich brach der fromme Ordensmann das Stillschweigen und sagte: „Da es Euch so schwer wird, Euer Vergehen auszusprechen; so will ich Euch die Fänge lösen. Ihr habt Euren ehemaligen Diener, einen gewissen Lautenspieler, Namens Pedro, Befehl gegeben, den jungen, lebendigen

vigen Grafen Fernando, den Sohn Eurer Wenders heimlich mit Gift oder Dolch hinarichten, um seine Grafschaft an Euch zu reißen, in deren unrechtmäßigem Besitze Ihr bis diese Stunde noch seyd."

Alonso sah mit seinen großen schwarzen Augen den Franziskaner starr an, und sagte: „Woher wißt Ihr das? Wer hat Euch das gesagt?"

Antonio sprach: „Es war nicht nöthig, daß irgend ein Mensch mir die Worte sagte, die Ihr an jenen Pedro gerichtet; genug, mir ist jede Sylbe davon wohl bekannt. Gemäß der Abrede, die Ihr mit Pedro genommen hattet, erstattete er Euch in einem jammervollen Schreiben über die Todesart des Kindes einen erdichteten Bericht. Er schrieb Euch, Fernando sey an den Kinderblattern und einem hitzigen, höchst ansteckenden Fieber gestorben; und Ihr habt das Schreiben Eurer Gemahlin, Euren Freunden, und wo es sonst nöthig war, vorgezeigt. Allein in einem besonders eingelegten Zettel, den kein anderes menschliches Auge, als das Eurige, je gesehen, und den Ihr auf der Stelle verbrannt habt, gab er Euch die geheime Nachricht, daß er das Kind, in Ermangelung des Giftes, mit drei Dolchstichen getödtet habe."

„Mensch!" — rief Alonso mit Entsetzen — „hat ihr dieses der Geist Gottes, des Unwissenden, offenbaret, oder ist mein blutiges Verbrechen bereits weltkundig?"

„Seht ruhig,“ sprach Antonio; „in ganz Spanien weiß kein Mensch, der gegenwärtig noch am Leben ist, etwas Zuverlässiges davon, als ich. Ich kann Euch aber auch, wie ich denke, den besten Trost gewähren. — Die That ward gar nicht vollbracht. Fernando lebt noch!“

„Er lebt!“ rief Alonso voll des höchsten Erstaunens, und richtete sich in dem Bette auf. „O bei dem allmächtigen Gott, sagt mir die Wahrheit: Ist das wirklich so?“

„Ja,“ sprach Antonio ruhig, „ich kann es vor Gott bezeugen. Gottes heilige Vorsehung wachte über das Kind, und beschützte es wunderbar. Das Messer, mit dem Pedro es durchbohren wollte, hatte seine Schärfe verloren; der Arm des Mörders war wie gelähmt; sein Herz, vorhin härter als Stahl und Eisen, zerschmolz in Mitleid. Es war zwar auf das Aeußerste gekommen. Das Blut des Kindes floss bereits aus drei Wunden. Allein sie waren nicht tödtlich; Fernando blieb am Leben, und lebt noch bis auf diese Stunde.“

„Ach,“ rief Alonso und zitterte vor Freude, „wenn das so wäre, wenn Fernando noch lebte, und ich kein Mörder wäre, ich würde wieder neu aufleben! Ja, ich wäre bereit, meinen vergiteltten Mordanschlag zu bekennen, und die ganze Grafschaft, die ich widerrechtlich besäße, ihrem wahren Herrn zurück zu geben. Aber noch ist mir Alles wie ein

Wann, und ich kann es kaum glauben! Doch sagt, wie ging es weiter, und was fing Pedro mit dem blutenden Kinde an?"

Antonio sprach: „Als Pedro ganz rathlos vor dem blutenden Knaben stand, und nicht wußte, wo er ihn unterbringen, und wie er Euren Zorn entgehen sollte, da schickte Gott ihm, oder vielmehr dem bejammernswerthen Kinde, gerade in der größten Noth einen edlen Mann zu Hülfe, ohne dessen Beistand das Kind wohl verloren gewesen wäre. Ritter Bernardo von Rio trat plötzlich herein, verband die Wunden des Knaben und nahm, ohne daß Jemand, als Pedro davon wußte, den Knaben mit sich.“

„Bernardo von Rio!“ rief Alonso höchst erstaunt, „mein Geliebter, der geächtet ward, und heimlich aus Spanien entfloh?“ —

Antonio sprach: „Der edle schuldblose Mann, der so schwer, aber falsch angeklagt worden, war bloß in die Gebirge entflohen, wo er ungekannt als ein frommer Einsiedler lebte. Dahin brachte er den kleinen Fernando, gab ihm eine vortreffliche Erziehung, und begleitete in der Folge ihn auf die hohe Schule, fest entschlossen, dessen Rechte auf die Grafschaft Albalba vor dem königlichen Throne geltend zu machen. Alle Mittel dazu lagen in seinen Händen. Pedro hatte dem edlen Ritter nicht nur Euren ganzen Anschlag entdeckt; sondern von

Neue und Gewissensangst getrieben, daß er dazu beigetragen, den jungen Grafen Fernando um die Grafschaft zu bringen, hat er dem Ritter Eures Briefe, aus denen Euer Verbrechen deutlich zu ersehen, in der Folge übergeben. Diese Papiere, die gegen Euch zeigen; die drei Wundmahle des jungen Grafen, die er wohl mit in sein Grab nehmen wird; das Gypsbild, das sich statt des Zeichnams in der gräßlichen Gruft befindet, und noch mehr andere Umstände wären hinreichend gewesen, Euch Eures Verbrechens zu überführen, und es dahin zu bringen, daß Fernando als der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe des Grafen Alvarez anerkannt und in seine ihm entriffene Grafschaft wieder eingesetzt werde. Allein der Ritter Bernardo von Rio ward durch den Tod an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. Graf Fernando aber, der seine hohe Abkunft selbst noch nicht wußte, begab sich erst nach London, wo ihn der österreichische Gesandte an englischen Hofe sehr gnädig aufnahm, begleitete dann den Gesandten nach Wien, und lebt nun in Böhmen als Vater einer lebenswürdigen Familie."

Alonso schauderte über die Schmach, die ihm, ohne daß er davon wußte, gedroht hatte, öffentlich angeklagt und verurtheilt zu werden; allein die Freude, daß Ferdinand noch lebe, erfüllte bald seine ganze Seele. Er faltete seine Hände, blickte mit innigster Rührung zum Himmel und rief: „Guter

Gott, Deine Barmherzigkeit sey ewig gepriesen! Du hast Alles zum Besten gelenkt, was ich Böses vorhatte. Ich bin Deiner Barmherzigkeit nicht werth. Vor Dir bin ich, obwohl der Mord nicht vollbracht wurde, zwar ein Mörder. Es ist nicht mein Verdienst, daß die böse That unterblieb. Du verhindertest sie. Ich hätte verdient, daß ich als unmenschlicher Onkel, als treulofer Vormund, als Räuber fremden Erbes, aller meiner Würden entsetzt, meine Wappen von Hentershand zerschlagen, und ich auf lebenslang in ein dunkles Gefängniß geworfen würde. Allein Du hast diese Schmach von meiner Familie abgewendet. Du hast mich durch Leiden anderer Art zur Besinnung gebracht; sie waren mir ein Glutofen, mich von Schlacken zu reinigen. O sey auch dafür gepriesen! Dieses einzige bitte ich Dich noch, erhalte mich noch so lange, bis ich mich ganz mit Dir ausgesöhnt habe und laß mich dann auch noch das Angesicht meines Brudersohns, des guten, von mir schwer beleidigten Fernando sehen, den ich einst in meiner Verblendung haßte, aber nun liebe, als wäre er mein eigener Sohn. Laß mich auch noch seine Verzeihung für das ihm zugefügte Unrecht erlangen — und dann will ich gerne sterben!

## Neunzehntes Kapitel.

### Ein alter Bekannter.

Don Alonso schwieg lange Zeit still, innerlich bedenkend; endlich sagte er zu Antonio: „Es ist mir in diesen Begebenheiten noch vieles dunkel; worüber ich Licht haben möchte.“ Er that eine Menge Fragen, über die Antonio ihm hinreichende Auskunft gab. Alonso kam nun auch auf Pedro zu sprechen. „Der unglückliche Mensch dauert mich,“ sagte er, „auch an ihm habe ich mich schwer veründigt. Er war kein bössartiger Mensch, sondern nur von zu weichlicher Gemüthsart, die sich eben so leicht zum Guten, als zum Bösen bewegen ließ. Durch die Hoffnungen, die ich in ihm erregte, und die Furcht, die meine Drohungen ihm verursachten, brachte ich ihn dahin, die schauerliche That zu wagen. Daß er Fernando verschonte, dafür danke ich ihm; daß er mich mit dem trügerischen Leichenbegängnisse, und mit falschen Berichten von Fernando's Tod hinterging, verzeih ich ihm; allein daß er mich an Bernardo verrieth, und ihm meine Papiere auslieferte, hätte ich nicht von ihm erwartet. Doch sey ihm auch dieses von Herzen verziehen! Laßt den unglücklichen, bedauernswerthen Menschen in Euer andächtiges Gebet empfohlen seyn, ehrwürdiger Vater!“



Antonio sprach unter reichlich hervorströmenden Thränen: „Ach, nennt mich nicht ehrenwürdig; denn ich bin ein großer Sünder. Ich bin jener Pedro, jener unselige Lautenspieler, der Euch hintergangen und verrathen hat.“

Alonso hörte höchst erstaunt, sein ehemaliger Diener Pedro lebe noch; eben so verwundert war er, ihn in so veränderter Gestalt vor sich zu sehen. Er konnte kaum glauben, der alternde Mann mit den wenigen weißen Haaren und dem runzelvollen Gesicht sey jener ehemals so fröhliche Lautenspieler mit den reichen Locken und den vollen Wangen, die ehedem wie Rosen geblüht. Er faßte Pedro's Hand, betrachtete ihn lange mit Behmuth, und entdeckte nach und nach unter den vielen Falten noch Spuren der ihm wohlbekannten, jugendlichen Gesichtszüge. Er ward von den Thränen des alten Mannes selbst bis zu Thränen gerührt und sagte: „Nun Gott Lob, daß Du noch lebst, und Gott dir Zeit zur Buße schenkte. Wir sind indeß Beide alt geworden, und haben uns sehr verändert. Ja, die ganze Welt um uns her hat für uns eine andere, ernstere Gestalt angenommen. Wir sehen nun Beide das Eitle, Leere und Vergängliche aller Erdenherrlichkeit ein, die uns so mächtig verblendete, uns zu Thorheiten und Verbrechen hinriß, und uns alle Ruhe des Herzens raubte. Ach, ich habe vielen Jammer über dich gebracht! Auch diese

deine Thränen klagen mich an. Verzeih mir, lieber Pedro! Du warst damals ein unerfahrener, junger Mann, beinahe noch Jüngling; ich aber war ein Mann, von Erfahrung und Einsicht. Ich verführte dich, da ich vielmehr deine Jugend auf den guten Weg hätte leiten sollen. Aber sag, wie ging es dir indes? Du hattest wohl auch Vieles zu leiden, bis Du, wie ich hoffe, in deinem frommen Orden, von dem dein Kleid zeigt, Ruhe gefunden!"

Antonio sprach: „Lieber Herr und Graf! Wenn Euch an der Geschichte eines so armseligen Erdensohns wie ich bin, etwas gelegen ist, so will ich sie Euch gern erzählen. — Als der innere Kampf, die Schrecken, die wahre Todesangst, die jener Mordanschlag und Mordversuch in mir erregten, vorüber, der Betrug mit jenem Scheinbegräbnisse gelungen, und mir das Versprechen des Ritterstüßes in einem Belobungsschreiben von Euch aufs Neue zugesichert war, erwachte jener Wunsch, mit Fräulein Laura mich zu verheirathen, mit erneuter Gewalt in meinem Herzen. Festlich gekleidet eilte ich zu ihr, kündete ihr das Glück an, daß ich nun Besitzer eines Rittergutes werde, und bat sie um ihre Hand. Sie aber, wie sie denn einen durchdringenden Verstand hatte, erkannte sogleich, wie es mit mir stand. „Welch ein furchtbares Licht geht mir auf!" sprach sie. „Wie kommt Don Alonso dazu,

Euch ein Rittergut zu schenken? Welches Verdienst habt Ihr um ihn? Es ist nicht Euer Gesang und Lautenspiel, was er so belohnt. Ihr habt Euch von ihm zum Werkzeuge brauchen lassen, den kleinen hohen Engel Fernando heimlich, durch Gift oder Dolch, aus der Welt zu schaffen. O was für ein schwarzes Herz verbirgt Ihr unter einer schönen, blühenden Gestalt! — Wie? Ich sollte meine Hand in eine Mörderhand legen? Nein, nein, ewig nicht! Wenn Ihr so rechtschaffen gebüßten wäret, als Ihr bisher arm gewesen, dann hätte ich, wenn es, wie ich hoffte, meine Aeltern zugegeben hätten, mich sicher von Euch zum Altare führen lassen. Denn ich hielt Euch für einen edeln Mann. Nun aber weiß ich, daß Ihr ein Bösewicht, ein Ungeheuer seyd! Schreibt es der Freundschaft zu, die ich bisher für Euch gefühlt habe, daß ich das schreckliche Geheimniß Eures Verbrechens für immer in meinem Herzen begrabe, und mit mir in das Grab nehmen werde."

Sie blickte schmerzlich zum Himmel, und stand da wie eine Heilige. „Ach Gott," rief sie, „wie furchtbar ward ich getäuscht! Ich glühe vor Scham." So sprach sie, und zwei große Thränen glänzten wie Diamanten in ihren lieblichen Augen. Ich fiel vor ihr auf die Knie. Allein sie blickte mit dem edlen Zorn einer beleidigten Königin auf mich herab, und rief: „Wende von mir, du giftige

Schlange, du blutgieriger Flegel, und betritt diese Schwelle in deinem Leben nicht mehr.“

Ich war wie vernichtet! ich taumelte, einem Kranken gleich, nach Hause. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. „So habe ich mich denn selbst,“ rief ich, „um ein so großes Glück gebracht, indem ich von dem rechten Wege abgewichen bin! O so kann auch die Leidenschaft, die man die zärtlichste nennt, den Menschen grausam machen, wie einen Flegel! O kein Mensch traue einer Leidenschaft, wie sie auch immer heiße; sie verblendet den Verstand und vergiftet das Herz.“

Mein Gewissen, das nie ganz schlief, erwachte mit furchtbarer Gewalt. Ich nannte mich selbst Giftmischer und Mordelöcher, der ich wegen meines gräßlichen Vorhabens in Gottes Augen auch war. Denn ich hätte ja den jungen Grafen wirklich vergiftet, wenn Gott es nicht gefügt hätte, daß mir kein Gift zu Gebot stand. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er, als ich schon zum Messer gegriffen hatte, und das schuldlose Kind bereits blutete, mich noch abhielt, die blutige That ganz zu vollbringen. Ach, wenn ich jene schauerliche That vollbracht hätte, so wäre ich von Sinnen gekommen; ich wäre ganz verzweifelt. Ich sah es nun für meine heilige Pflicht an, dem jungen Grafen wieder zu seinem geraubten Erbe zu verhelfen. Ich erfuhr, was ich bisher noch nicht ge-

wußt, daß jener edle Ritter, welcher Fernando gerettet, und der fromme Einsiedler im Gebirge. Eine Person sehen. Ich eilte zu ihm; ich übergab ihm Eure Briefe; ich fiel vor ihm auf die Knie, und bat und beschwor ihn, vor den König zu treten und mit ritterlichem Muth die Rechte des jungen Grafen Fernando zu vertheidigen.

Bernardo sprach: „Das soll geschehen; verlaßt Euch darauf. Allein jetzt ist es noch nicht Zeit dazu.“ Der milde, sanfte, gütige Mann sagte noch weiter: „Sobald ich es rathsam finde, werde ich bei Alonso zuvor noch den Weg der Güte versuchen, und erst dann, wenn diese vergebens seyn sollte, gegen ihn als Kläger auftreten. Diese für Alonso so verderblichen Briefe aber werde ich versiegelt dem Prior eines Karthäuserklosters, der mein Freund ist, anvertrauen, mit der Bitte, sie als ein heiliges Beichtgeheimniß in dem Klosterarchive aufzubewahren, und sie durchaus an keinen Menschen auszuliefern, sondern nur mir, auf mein Verlangen, verschlossen wieder zurück zu stellen. Schweigt auch Ihr zu dieser traurigen Geschichte, und geht hin im Frieden.“ Das hat Bernardo mir gesagt; das sind seine Worte, deren aller ich mich noch gar wohl entsinne.“

Da ich nun, erzählte Pedro weiter, den jungen Grafen und seine Angelegenheiten in den besten Händen und vollkommen geborgen glaubte,

und da ich überdies hörte, Fräulein Laura habe den Schleier genommen und sich in den strengen Orden der heiligen Klara begeben; so entschloß ich mich, der Welt auch ganz zu entsagen, und in ein Kloster zu gehen. Indes fürchtete ich, wenn Ihr erfahren würdet, daß ich, der Euer schreckliches Geheimniß wußte, meinen Sinn geändert, und zur Buße gegriffen habe, so könntet Ihr, um Euch gegen jede Entdeckung zu sichern, mich leicht aus dem Wege räumen lassen. Euren gefürchteten Nachstellungen zu entgehen, legte ich daher meinen Hut und Mantel auf einem Felsenabhange am Meere nieder, und zerßlug meine Taute an den Felsen, um die Welt zu überreden, ich habe mich ertränkt.

Ich begab mich in eine entfernte Gegend des Reiches, und ward auf mein dringendes Bitten in ein Kloster vom Orden des heiligen Franziskus aufgenommen. Ich ließ meine reichen Locken, auf die ich mir so viel einbildete, abschneiden und hüllte mich in dieses rauhe, mit einem Stricke umgürtete Gewand, um in einsamer Klosterzelle für mein Verbrechen zu büßen. Ich brachte meine Zeit mit Beten und Betrachten hin, verrichtete die Geschäfte, die man mir sonst im Kloster auftrug, mit Treue, und bekümmerte mich nichts mehr um Dinge, die außer mir in der Welt, ja sogar in meinem Kloster vorgingen. Nur die Nachricht, die in dem

vergangenen Jahre unserm Kloster in einem Sendschreiben mitgetheilt und Abends den versammelten Vätern und Brüdern vorgelesen wurde, Laura sey als die Vorsteherin ihres Klosters, von allen Clarissinnen innig verehrt und schmerzlich beweint im Herrn entschlafen, machten den tiefsten Eindruck auf mich. Ich ward von dem lebhaftesten Gefühle der Vergänglichkeit alles Irdischen durchdrungen, und dachte an nichts mehr, als an Tod und Ewigkeit.

Erst vor etwa drei Monaten erfuhr ich, ganz zufälliger Weise, oder vielmehr durch Gottes Schickung, Ritter Bernardo sey schon lange gestorben, sein Pflegesohn Fernando habe sich nach England, und von da mit einem Grafen Gallas nach Wien begeben; Ihr aber seyd noch im Besitze der Grafschaft, und führet auf diesem Schlosse hier ein sehr trauriges, einsames Leben. Ich wünschte, Euch zu sprechen, und bat daher meine Obern, ohne jedoch den eigentlichen Grund meiner Bitte anzugeben, mich in das Kloster zu versetzen, in dem ich mich gegenwärtig befinde, und das nur einige Meilen von diesem Eurer Schlosse entfernt ist. Vor wenigen Tagen kam ich da an, und als ich eben mir die Erlaubniß ausbitten wollte, Euch zu besuchen, gab mir mein Quardian den Auftrag, Euch in Eurer Krankheit beizustehen. So hat Gott uns nach vielen Leiden und Trübsalen wieder zusammen geführt.

Ich bin nun wohl hieher gestellt, Euer Sündenbekenntniß zu vernehmen; anstatt dessen habo ich nun das meinige Euch abgelegt. Da ich Euer Mitschuldiger bin, kann ich nun weiter nichts mehr für Euch thun. Ich kann Euch aber einen guten Rath geben. Seht, lieber Herr, ich habe in dem Kloster den erwünschten Frieden des Gewissens lange Zeit nicht gefunden. Immer stand mir mein Verbrechen vor Augen; ich fühlte, daß ich in den Augen Gottes ein Mörder sey. Die strengsten Bußübungen — Fasten und Nachtwachen — konnten mir die verlorne Ruhe des Gewissens nicht wieder geben. Da fand ich unter den Vätern des Klosters, in dem ich damals lebte, einen ehrwürdigen Greis, der in dem Rufe der Heiligkeit steht. Ihm entdeckte ich den traurigen Zustand meines Gewissens. Dieser Mann nun hat mich an die Erbarmungen Gottes hingewiesen. Er lehrte mich den Erlöser näher kennen, der vom Himmel zur Erde gekommen, die Sünder, auch die allergrößten, selig zu machen. Es leuchtete mir ein, daß wir Menschen, so wie wir sind, einer verfühnenden Liebe bedürfen. Trost und Kraft von oben kam in mein Herz. Ich ward überzeugt, daß Gott durch Christus mir verzeihen und mich wieder zu seinem Kinde aufgenommen habe. Ich konnte nun die Blicke wieder freudig zum Himmel erheben; ich freute mich innigst der Liebe Gottes und mei-



nes Erlösers. Ich konnte ohne Schrecken an den Tod denken; ja es eröffneten sich mir die lichtesten, erfreulichsten Aussichten in die Ewigkeit. Macht es nun, wie ich! Vertraut Euch jenem frommen Greise, der sich schon seit einem Jahre in eben dem Kloster aufhält, in dem ich jetzt wohne, und der seine alten Tage da zu beschließen gedenkt. Ihm legt Eure Beicht ab. Ich will ihn Euch zuführen, und er wird Euch Eurem Erlöser zuführen, in Dem allein Heil und Ruhe für verwundete Herzen und geängstigte Gewissen zu finden ist.“

Alonso war bereit, Antonio's guten Rath zu befolgen. Antonio reiste am andern Morgen ab; jener ehrwürdige Greis kam. Er blieb drei Tage, und Alonso ward so beruhigt, daß er sich wie neugeboren fühlte. Sein nunmehr beruhigtes Gewissen, der Gedanke, daß Ferdinand noch lebe, die Heiterkeit, die nunmehr seinen Geist erfüllte, wirkten mächtig auf die Gesundheit seines Leibes ein. Wie bisher sein gebeugter Geist den Körper niederdrückte, so erhob sich nunmehr mit seinem Geiste auch seine körperliche Kraft. Er konnte bald das Bett verlassen, fühlte sich mit jedem Tage kräftiger, und hatte nun keinen andern Wunsch mehr, als Ferdinand zu sehen, und ihm die entzogene Grafschaft zurück zu geben.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

### Drei liebliche Kinder.

Nachdem Don Alonso von seiner Krankheit vollkommen hergestellt war, entbrannte sein Herz von solchem Verlangen, Ferdinand zu sehen, daß er den Entschluß faßte, unerachtet seines Alters, selbst nach Böhmen zu reisen; ja, daß er diese Reise unverzüglich antrat. Antonio leistete ihm, unter dem Titel eines Hofkaplans, treue Gesellschaft. Alonso wußte sich von dem Grafen Gallas ein Schreiben an Ferdinand zu verschaffen, worin bloß gesagt war, der Ueberbringer dieses Briefes sey ein Grand aus Spanien, der Böhmen bereise; der Verwalter solle ihn und dessen Reisegefährten freundlich aufnehmen, und dieselben, so lange es ihnen zu bleiben gefällig seyn werde, in dem Schlosse Standes gemäß bewirthen.

Alonso hatte auf den rauhen, ungebahnten Wegen über die waldigen Gebirge Böhmens viele Beschwerden zu ertragen. Als er in seinem Reisewagen mit vieler Mühe abermal die Höhe eines waldbewachsenen Berges erreicht hatte, erblickte er endlich durch eine Oeffnung des Waldes in blauer Ferne das alte Schloß, wo Ferdinand wohnte; es erhob sich mit seinen kasslichten Zinnen und seinen hohen Thürmen aus einem großen, fruchtbaren Thale.

„Ach Antonio,“ sagte Alonso zu seinem Reisegefährten; „mit mir es sehr dränge um das Herz! Wenn Fernando erfährt, was ich gegen ihn im Sinne hatte; muß sich ihm nicht das Herz im Leibe in glühenden Haß gegen mich wenden? Er wird mich für ein Ugeheuer halten. Ach es ist schauerlich, wenn der Greis vor dem jungen Manne, der Dunkel vor dem Hellen, so strafwürdig dastehen soll!“

„Seid ruhig!“ sagte Antonio; „Fernando weiß es sicher nicht, daß Ihr je einen solchen Anschlag auf ihn gemacht habt; er schiebt alle Schuld auf den Wahnsinn jenes Lautenspielers, den er in mir gewiß nicht mehr erkennen wird. Indes wollen wir ihn doch erst ausforschen, wie viel er etwa von der Geschichte weiß; auch wollen wir ihm für jetzt durchaus nicht mehr sagen, als er zu wissen nöthig hat. Ihr seid ein Mann von Welt, und wißt, dieses schon zu machen.“

„Du hast Recht,“ sagte Alonso; „auch können wir auf diese Art am sichersten zur vollen Gewißheit gelangen, ob der Bewohner dieses Schlosses wirklich der Fernando sey, den wir suchen. Ach, ich bin sehr mißtrauisch gegen die Menschen geworden; ich fürchte, der junge Mann könnte ein anderer junger Spanier seyn, sich aber, wenn er so gleich vernähme, welche glänzenden Aussichten auf Fernando warten, für denselben ausgeben, und so könnten wir leicht betrogen werden.“

„Sorgt nicht,“ sagte Antonio; „Ihr werdet gewiß den rechten Fernando finden, und vollkommen überzeugt werden, er sey es.“

Sie fuhrn hinab in das Thal, und kamen in ein Dorf, das nur aus niedrigen Häusern bestand, die anstatt der Mauern bloß hölzerne Wände hatten, und anstatt der Ziegel mit hölzernen Schindeln gedeckt waren. Hier ließen sie den Reisewagen stehen, und gingen zu Fuß auf das Schloß zu, wohin es nur mehr eine halbe Stunde war. Alonso hatte seine gräßliche Kleidung mit einem dunkelfarbenen Ueberroße bedeckt. Antonio war in sein Ordensgewand gekleidet, führte einen langen Reiserstab in der Hand, und trug sein Brevier unter dem Arme.

Sie kamen an den Schloßgarten, den eine Mauer umgab; das große, eiserne Gitterthor, das mit prächtigen Verzierungen und einem vergoldeten Wappen prangte, war nicht verschlossen. Sie traten hinein, und kamen zu einem hochgewölbten, schattigen Laubgang. Der dunkle Laubgang führte auf einen schönen, grünen Platz mit vielen Obstdäumen — und da erblickten sie nun, im Glanze der untergehenden Sonne, ein sehr liebliches Schauspiel.

Einer der nächsten Bäume, ein junger Kirschbaum, hing voll ungemein großer, glänzend rother Kirschn; ein blühender Knabe von etwa sieben Jahren stand auf einer kleinen Leiter, pflückte Kir-

sehen, und warf sie seiner klotzen Schwester, einem hohen Mädchen von fünf Jahren, herab in die Schürze. Ein munterer Knabe, etwa sechs Jahre alt, ordnete freundlich lächelnd die Kirichen, die ihm die Schwester hinbot, in ein zierliches Körbchen. Die drei Kinder waren bei ihrer ländlichen Beschäftigung sehr fröhlich und vergnügt; als sie aber die zwei fremden Männer erblickten, stellten sie ihr Geschäft sogleich ein. Beide Knaben sprangen auf den Vater Franziskaner zu, küßten ihm nach Landessitte die Hand, und verneigten sich vor dem andern Herrn. Das Mädchen aber blieb schüchtern in einiger Entfernung stehen.

„Die Herren sind wohl gekommen, unsern Garten zu sehen?“ sagte Karl, der ältere Knabe; „du Bruder, zeig ihnen indeß den Garten! Ich will den Vater ersuchen, und es ihm sagen, daß fremde Herren da seyen.“

Er sprang eilends fort. Der jüngere Knabe und das Mädchen, das jetzt auch näher gekommen war, begleiteten die Herren. „Sehen Sie,“ sagte der Knabe, „hier in diesem Kreise von Obstbäumen steht eine steinerne Jungfer, Namens Pomona. Sie hält uns ein Körbchen voll steinerne Früchte entgegen, als wollte sie uns damit beschenken; allein wir sind diese Kirichen, die Äpfel und Birnen, die an unsern Bäumen wachsen, viel lieber.“

„O,“ sagte die klotze Bertha, „ich will Ihnen

noch eine schönere Jungfer zeigen! Kommen Sie mit mir. Sehen Sie da in Mitte des großen, runden Blumenbeetes das steinerne Fräulein mit dem Blumenkörbchen; sie heißt Flora. Sonst sehen ihre steinerne Wangen sehr blaß aus; jetzt aber hat die Abendsonne sie recht artig roth gefärbt."

„Nun," sprach der Knabe, „müssen Sie noch etwas recht Schönes sehen! Kommen Sie mit mir durch diese Allee. Sehen Sie, hier in der Mitte des Gartens, den steinernen Wassermann, der ein Horn an den Mund hält, aus dem er Wasser hoch in die Luft bläst; zu seinen Füßen krümmen sich ein paar seltsame Fische, die aus den Nasen Wasser ausspritzen. Da unten aber in dem großen Wasserbehältnisse — sehen Sie da! — sind lebendige Fische, die wunderschön roth aussehen und lustig umherschwimmen. Diese Wasserkunst, sagen die fremden Herren und Frauen, die hieher kommen, unsern Garten zu besehen, sey das Schönste im ganzen Garten.

Aber jetzt kommen Sie einmal mit mir in jene Allee!" fing der Knabe wieder an. „Sehen Sie nun hier den großen, runden Platz, der mit reinem, gelblichen Sande bestreut und von hohen, grünen Laubwänden umgeben ist; die Bäume da in den Kübeln, die im Kreise umhergestellt sind, tragen köstliche Früchte, Zitronen und Pomeranzen genannt. Jetzt sind die Früchte freilich noch klein

und ganz grün, aber wenn sie reif werden, was hler zu Lande freilich etwas lange hergehen soll, so werden sie schön gelb, die Zitronen wie blasses Gold, und die Pomeranzen wie röthliches Gold. Solche Bäume gibt es nirgends, als bei uns. Man muß sie aber im Winter in jenes Haus mit den vielen Glasfenstern einsperren, damit sie nicht erfrieren."

"Ich komme aus Spanien," sagte Alonso lächelnd, „aus einem Lande, in dem es ganze Wälder von Zitronen- und Pomeranzenbäumen gibt, die jahraus und jahrein unter freiem Himmel stehen, ja die meisten Monate des Jahrs, zugleich mit silberteißen Blüthen und goldenen Früchten prangen. Der Rosmarin, von dem ich hler in dem sterlichen Blumentopfe ein Zweiglein sehe, ist dort so gemein, und wird so hoch und stark, daß man Büschel daraus bindet, deren man sich zum Einheizen bedient."

"Das muß ein herrliches Land seyn!" sagte der Kleine: „noch viel schöner, als unser Land, das mir aber doch auch sehr wohl gefällt."

"Nun," sprach Alonso, indem er sich etwas ermüdet auf die nahe steinerne Bank setzte, „komm einmal her, liebes Kind, und sage mir, möchtest du wohl mit mir in jenes Land ziehen?"

"O ja, warum nicht?" sagte der Knabe und lächelte ihn freundlich an; „wenn der Vater und

die Mutter, und Karl und Bertha mitziehen, so reise ich mit Freuden dahin!"

Alonso betrachtete den Knaben mit Wohlgefallen, setzte ihn auf seine Knie, streichelte ihm die gescheitelten dunkeln Locken etwas zurück, und sagte zu Antonio in spanischer Sprache: „Sieh nur Antonio, was das für ein holder Knabe ist! Wie freundlich und unbefangen er mich mit seinen hellen, schwarzen Augen anblickt! Wahrscheinlich, er kann seine spanische Abkunft nicht verläugnen!"

„Aber nun," sagte Alonso zu dem Knaben in deutscher Sprache, „sage mir, Kleiner, wie heißt du?"

„Ich heiße, wie mein Vater," sprach der Knabe; „mein Name ist Ferdinand."

„Ach," rief Alonso in seiner Muttersprache, indem er Antonio ansah; „ich denke, der Knabe hat nicht nur den Namen seines Vaters; er ist auch das treue Ebenbild seines Vaters. Ja, gerade ein so lieblicher Knabe, wie dieser, war sein Vater, als er in diesem Alter war. Ich meine, ich sehe ihn! O, was für ein Ungeheuer war ich, daß ich gegen ein solches schuldloses, lebenswürdiges Kind so grausam seyn konnte! Wie können doch die Leidenschaften den Verstand des Menschen bis zum Wahnsinne verfinstern, und alle edlere Empfindungen aus seinem Herzen heraus reißen. Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht erfahren hätte;



ja, jetzt noch ist es mir unbegreiflich, wie ich so ruchlos handeln konnte."

"Wir können," sagte Antonio, "vor unsern Leidenenschaften nicht genug auf der Hut seyn, und haben Ursache genug, täglich um Beistand von oben zu bitten, um sie zu bändigen. O wenn ich daran denke, wie noch viel grausamer, als Ihr, ich gegen ein solches Kind seyn konnte, so schaudere ich vor dem Bösen, das in dem Herzen des Menschen liegt, und ich fürchte mich vor mir selbst."

Der Knabe verstand diese Worte, die in spanischer Sprache gesprochen wurden, nicht. Allein es fiel ihm auf, warum die zwei Fremden auf einmal so ernst wurden. „Ich werde doch nichts Ungeschicktes gesagt haben," sprach er, „daß die Herren so finstere Gesichter machen? Wenn ich Sie sollte beleidigt haben, so bitte ich um Verzeihung. Denn man soll keinem Menschen ein unfreundliches Wort geben, sagt der Vater."

Die kleine Bertha war zu Anfang dieses Gespräches auf einmal eilig fortgelaufen, ohne zu sagen warum; jetzt kam sie aber freudig hüpfend wieder zurück, und hielt in jeder Hand ein Blumensträußchen. „Seht da," rief sie, „wir haben in unserm Garten doch auch spanische Blumen, die in Spanien selbst nicht schöner seyn können, da, diese spanischen Widen! Schaut nur, wie schön weiß und roth dieses eine Sträußchen hier, und wie lieblich roth und blau

das andere ist. Und riecht einmal daran, wie wohl sie riechen!" Sie gab das rothe Sträußchen dem Antonio und das bläue dem Alonso.

„Das ist schön, liebe Bertha," sagte der Knabe, „daß du den hochwürdigen Herrn und auch den andern Herrn mit Blumen beschenkst. Wir haben noch nie einen Strauß leer, ohne eine Blume oder einige Früchte aus unserm Garten hinweg gehen lassen. Du erinnerst mich an das, was ich über den Gespräche von dem schönen gelobten Lande Spanien vergessen habe. Ich werde sogleich wieder da seyn!"

Er sprang fort und brachte das Körbchen mit den schönen rothen Kirschen, das er unter dem Baume hatte stehen lassen, und sagte: „Da meine lieben Herren, ist eine kleine Erfrischung für Sie. Essen Sie die Kirschen, bis der Vater kommt. Sie sind sehr süß, und kommen eben frisch vom Baume."

Ueber die lieblichen zwei Kinder, und ihr freundliches Wohlwollen vergaß Don Alonso seine traurigen Gedanken, und wurde wieder heiter. „Sieh, Antonio," sagte er, „wie diese unschuldigen Kinder so freundlich und wohlwollend, so frohlich und fruchtlos sind! Das waren wir einst auch — und das könnten wir noch seyn, wenn wir so unschuldig geblieben wären, wie sie!"

## Einundzwanzigstes Kapitel.

### Der Vater.

Der Vater der lieblichen Kinder kam jetzt die Allee herauf. Alonso ging ihm einige Schritte entgegen, und überreichte ihm den Brief. Ferdinand las den Brief, blickte Alonso verwundert an, und bezeugte ihm seine Ehrenbietung. Auch dem Vater Franziskaner erwies er die geziemende Achtung. Alonso, dem die Knie bebt, setzte sich wieder auf die Bank, und bat Ferdinand, sich zwischen ihn und Antonio in die Mitte zu setzen. Nach einer kurzen Weigerung setzte Ferdinand sich, und sagte dann: „Sie kommen also aus Spanien? Das ist mein Vaterland, in dem ich die glücklichen Jahre meiner Kindheit und Jugend zugebracht habe.“

„Sie sind also ein geborner Spanier!“ sprach Alonso. „Wer waren Ihre Aeltern? Wie kommen Sie aus dem herrlichen Spanien hieher, zwischen diese dunkeln Wälder und rauhen Berge Böhmens?“

„Meine Schicksale,“ sprach Ferdinand, „sind etwas seltsam und ganz eigen; die Erinnerungen aus meinen Kinderjahren gleichen indeß bloß einem dunklen Traume. Ich wohnte in einem alten Schlosse mit gewölbten Gängen und Zimmern; die hohen Fenster hatten die Aussicht auf den Schlossgarten. Die Frau, die ich für meine Mutter hielt,

die es aber, wie ich später vernahm, nicht war, war sehr schön, und immer überaus freundlich gegen mich. Meine ältesten drei Geschwister, wofür ich sie hielt, hießen Philippo, Eugenia und Carlos; die Kleinern weiß ich nicht mehr zu nennen. Der Herr, den ich Vater nannte, war selten zu Hause. Er schien kein sonderlicher Kinderfreund; er befaß immer sehr strenge und wir Kinder fürchteten ihn sehr. Das ist fast Alles, was ich weiß. Eines Austrittes indeß erinnere ich mich noch lebhaft. Ich ward einst sehr krank. Da mußte meine Mutter mit allen Kindern plötzlich verreisen. Der strenge Vater wollte es so haben; denn er hielt meine Krankheit für ansteckend. Die Mutter kam noch einmal an mein Bett, segnete mich, küßte mich mehrmal, beneßte mein Angesicht mit Thränen, und versprach, bald wieder zu kommen. Dieser Abschied war mir bis diesen Augenblick unvergessen. Der Vater trieb sie, zu gehen, und seit jener Zeit sah ich sie nicht mehr. Der Vater, eigentlich mein Pflegevater, hatte einen Lautenspieler, Namens Pedro, der ein recht artiger Mensch war, und mit uns Kindern gut umzugehen wußte. Er sang uns schöne Geschichten vor, die in Reime gebracht waren, machte uns allerlei kleine Geschenke, und lehrte uns allerlei Spiele, bei denen wir sehr lustig waren. Wir Kinder hatten ihn alle recht lieb. Als ich krank ward, blieb er bei mir, als

Krankenträger. Allein plötzlich wurde er rasend, und wollte mich mit einem Messer erstechen. Auf meine Bitten, denen die Todesangst einen besondern Nachdruck geben mochte, versprach er mich noch. Allein er hatte mir doch drei Wunden versetzt, von denen man die Wundzeichen bis auf diese Stunde noch sieht."

Alonso hörte diese Erzählung mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme an. Als er seiner verstorbenen Gemahlin erwähnen und seine verbliebenen Kinder mit Namen nennen hörte, da drangen ihm die Thränen in die Augen. Er schauerte zusammen, als Ferdinand von seiner Todesangst sprach. Auch Vater Antonio erblaßte und bebte, als er an seinen mörderischen Anfall und jene blutigen Wunden erinnert wurde. Alonso war indeß froh, daß Ferdinand ihn, den Onkel, wegen des Mordanschlages nicht in Verdacht hatte, und auch dem Antonio war es sehr lieb, daß Fernando ihn nicht mehr erkannte, und die Grausamkeit jenes Lautenspielers dem Wahnsinne zuschrieb. Beide aber dankten in ihrem Herzen Gott, daß Er die Vollendung ihres schauerlichen Verbrechens verhindert hatte. Ferdinand erzählte nun weiter, wie er von Bernardo erzogen wurde, und dann nach London, Wien und endlich nach Böhmen gekommen.

Alonso zweifelte nicht mehr, der wohlgestaltete, edle junge Mann, zu dem sich sein ganzes Herz

hinmüßte, sey der Sohn seines seligen Brubers. Indes wollte er doch noch zum Ueberflusse, um die anschaulichsten Beweise zu haben und zur vollkommensten Gewissheit zu gelangen, jene Wundmahle sehen. Er sprach daher: „Eure Geschichte ist in der That merkwürdig; allein habt Ihr denn nie von Euren Aeltern etwas Näheres erfahren?“

„Ach nein, nie, nie!“ sagte Ferdinand wehmüthig. „Bernardo hat es mir zwar versprochen, mir das Geheimniß, das auf meiner Herkunft ruht, zu entdecken; allein sein unvermutheter Tod hinderte ihn daran.“

„Nun,“ sprach Alonso, „so kann vielleicht ich über Eure Abkunft Euch Aufschluß geben. Allein da kommt Alles darauf an, ob Ihr wirklich jener Knabe gewesen seyd, den jener Wahnsinnige ermorden wollte, und ihm deshalb drei Messerstiche versetzt hat. Doch, wie Ihr sagt, kann man die Wundzeichen jener Wunden bis auf diese Stunde noch sehen?“

„Ihr selbst sollt sie sehen!“ sprach Ferdinand, riß seine Weste auf und zeigte ihm die Wundmahle. Alonso sprang auf, öffnete seine Arme weit, umfaßte Ferdinand, drückte ihn an sein Herz, und rief unter einem Strom von Thränen: „O Fernando! Du bist wahrhaft mein Nefte, der Sohn meines seligen Brubers Alvarez. Du bist ein Graf von Albalda, der einzige rechtmäßige Erbe einer der herrlichsten Grafschaften Spaniens. Durch

eine selbstselige Fügung von Umständen wurdeſt du aus deinem Erbe verſtoßen; unwiſſend deines hohen Abkunft wuchſeſt du auf, und wuſteſt nichts von deinen lieben Aeltern und deinen Verwandten. Ich ſelbſt hielt dich für todt. Allein ſobald ich vernahm, du ſeyeſt noch am Leben, da brannte mein Herz von Verlangen, dich wieder zu finden. Ich dürſtete nach dem ſeligen Augenblicke, dich an dieſe Bruſt zu drücken. Aus Liebe zu dir, den ich nur als einen zarten Knaben gekannt, verließ ich unſer liebes Vaterland, das herrliche Spanien, und machte die weite Reiſe bis hieher in Böhmens Wälder, um dich von Angeſicht zu ſehen, das Unrecht, das dir geſchah, zu vergüten; dich wie im Ertumpfe nach Spanien zurück zu führen, dich in deine Graſſchaft einzusetzen und dir alle deine Güter zurück zu geben. Sey mir denn, liebſter Fernando, von ganzem Herzen begrüßt; ſey mir tauſendmal willkommen. Erkenne in mir deinen Blutsverwandten, den Bruder deines ſeligen Vaters — und ſchenke mir deine Liebe!"

Ferdinand war höchſt erſtaunt und erfreut; er umarmte ſeinen Onkel und weinte an ſeinem Halſe die ſeligſten Thränen. Alonſo weinte auch vor Freude, allein ſeine Freudenthränen waren mit Thränen des bitterſten Schmerzes vermiſcht. „Ach," dachte er, „wenn Fernando wüßte, wie ich gegen ihn geſinnt geweſen, er müßte mich haſſen und ſich mit Ab-

scheu von mir wenden. So kann die Schatz dem Menschen die süßesten Augenblicke seines Lebens verbittern!"

Alonso sprach hierauf, indem er sein Oberkleid öffnete und den Stern von funkelndem Diamanten, den er am Rode trug, abnahm und ihn Ferdinand überreichte: „Sieh, dieses Zeichen meiner gräßlichen Würde und eines Grandes von Spanien, das nun, da du noch lebend entdeckt wurdest, mir nicht mehr gebührt, übergeb' ich hiemit dir. Komm, laß dir diesen Stern an deine Brust heften. Laß ihn dir einen kleinen Gefäß seyn für die Wunden, deren Merkmale sie noch trägt!"

„Ach," sagte Ferdinand, „als diese Wunden bluteten, dachte ich wohl nicht, daß sie zu einer so glücklichen Entdeckung führen, und mir so belohnt werden sollten. So weiß Gott den Menschen alles Böse zum Guten zu lenken."

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Die Mutter.

Während Onkel Alonso sich seinem Nefen Fernando zu erkennen gab, und ihn als einen Grand von Spanien mit dem Stern schmückte, kam durch einen der grünen, schattigen Seitengänge Alonsos Ferdinands Ehegattin herbei, um die fremden Herr



ten zu begrüßen. Als sie aber den Stern erblickte, der an Ferdinands Brust funkelte, und ihn Don Fernando nennen hörte, erblaßte sie. Es war ihr, als hätte sich zwischen ihr und ihm eine große Kluft auf. Sie blieb erschrocken in dem dunkeln Gange stehen.

Don Alonso, der in der Freude seines Herzens Klaren nicht bemerkte, sowie auch die Uebrigen sie nicht wahr nahmen, sprach weiter: „Nun laß uns ellends aufbrechen; mein Reisewagen steht schon bereit. Ich will dich dem Kaiser vorstellen, daß er, als König von Spanien, deine Rechte anerkenne, dir den Besitz deiner gräflichen Güter zusichere, und deine lebenswürdigen Kinder für die rechtmäßigen Nachkommen meines seligen Bruders erkläre. Was ist deine Gemahlin für eine geborne?“

„Sie ist die Tochter eines Försters,“ sagte Ferdinand, „und heißt Klara Herrmann.“

„Wie, was?“ rief Don Alonso, und sein ganzes Gesicht verfinsterte sich; sein Stolz auf den alten Adel, aus dem er abstammte, erwachte mit ganzer Macht. „Eine Försterstochter; die Tochter eines Jägers!“ sprach er wiederholt und mit einer Art von Entsetzen und Verachtung. „Das ist schlimm, sehr schlimm! Das kommt mir ganz unerwartet. Daran habe ich, mit andern Gedanken und Empfindungen beschäftigt, noch gar nicht gedacht. Nun ist all meine Freude verdorben und ich weiß meines Jammers kein Ende.“

Ferdinand war über diese Aeden sehr befürrt; Alonso bemerkte es und sagte: „Freilich, freilich wohl! Du wußtest nicht, daß du ein Graf aus dem ältesten Adel Spaniens sehest; sonst wärest du nicht auf den unseligen Gedanken gekommen, eine Bürgerliche, ein Jägermädchen zu heirathen. Da müssen wir nachsinnen, was hier weiter zu thun und wie dieser schreckliche Mißgriff in deiner Wahl zu verbessern sey! Diese Mißheirath brächte mir sonst den Tod.“

Klara war tief betrübt; Alonso's Worte zerrißen ihr das Herz. Sie entfernte sich eben so unbemerkt, als sie gekommen war.

Alonso aber stand auf, ging mehrmal mit großen Schritten auf und ab, rieb sich die Stirne, und blieb dann auf einmal vor Antonio stehen; „Ihr, ehrwürdiger Vater,“ sprach er, „wißt da vielleicht eine Auskunft. So viel ich weiß, trennt Irrthum in der Person die Ehe. Sagt einmal, könnte aus diesem Grunde diese Ehe nicht für ungültig erklärt und getrennt werden!“

„Irrthum in der Person,“ sagte Antonio, „ist allerdings ein trennendes Ehehinderniß, das eine Ehe ungültig macht. Allein hier ist es doch ein ganz eigener Fall. — Der seltsame Fall nämlich,“ fuhr er fort und hielt seinen Zeigefinger an die Stirne, „daß Einer sich in seiner eigenen Person geirrt, und selbst nicht gewußt habe, wer er sey,

ist mir noch gar nicht vorgekommen. Wir müssen solche Männer, die in dem geistlichen Rechte besser, als ich, bewandert sind, um Rath fragen."

"Es braucht da gar keine langen Berathungen," rief Ferdinand; „ich trenne mich um keinen Preis von Alara. Nein, nein, um keine Grafschaft, nicht um die beiden Kronen des Kaisers, nicht um beide Indien würde ich so treulos an meinem lieben Weibe handeln. Die Treue, die ich ihr am Altare vor Gottes Angesicht gelobt habe, werde ich ihr halten bis in das Grab. Nichts, nichts soll uns trennen, als — wie dort der Priester sagte — allein der Tod. Ich hatte zwar anfangs Freude, zu vernehmen, ich sey ein Graf. Allein ich war ein Thor. Der eitle Glanz blendete mich — aber nur auf Augenblicke. Dieser leichte Traum ist nun vorüber, und so schnell verschwunden, als er gekommen. Ich will von Eurer Grafschaft nichts mehr wissen. Es freut mich zwar, Euch, ehrwürdiger Onkel, von dem ich nichts wußte, von Angesicht kennen zu lernen. Aber sagt mir kein Wort mehr von Ehescheidung. Zieht mit Gott wieder zurück in Euer herrliches Spanien — ohne mich; ich bleibe hier in meinem zweiten Vaterlande, dem lieben Böhmen, wo ich so glücklich und vergnügt lebe, wie im Paradiese, und wo ich mein Leben auch zu beschließen gedenke. Ich bin in diesem Augenblicke zu angegriffen, mich in ein weiteres Gespräch

mit Euch einzulassen. Indes muß ich bekennen; daß ich mich in Eure Denkart nicht finden kann. Ich hätte mehr Weisheit und menschliches Gefühl von Euch erwartet. Verzeiht, daß ich Euch jetzt verlasse; ich komme wieder, aber — wenn Ihr je noch einmal von Scheidung meiner Ehe sprechen solltet — nur, um Euch Lebenswohl zu sagen.“

Ferdinand ging, um seine Klara aufzusuchen; sie hatte ihm gesagt, sie werde sogleich in den Garten nachkommen, und es wunderte ihn, wo sie geblieben. Er fand sie in der gewöhnlichen Wohnstube in Thränen, mit zerstreuten Haaren und blaß wie eine Leiche, auf ein Kanapee hingesunken. Ihre drei Kinder umgaben sie, drängten sich an ihre Knie, oder hingen sich an ihre Arme, und weinten und jammerten alle laut.

„Klara, liebste Klara,“ rief Ferdinand, „um des Himmels willen, was ist dir, was hast du!“

Klara blickte wehmüthig zu ihm auf, sah den Stern, den er noch an der Brust hatte, und rief: „O dieser Stern ist ein wahrer Unglücksstern für mich und meine Kinder. Du bist nun ein Graf, ein großer Herr — ich aber nur eine arme Försterstochter. Dein Onkel, dessen stolze Blicke mich schreckten, und dessen Neben mir die Knie haben machten, wird unsere Ehe nie zugeben. Er stimmt darauf, uns zu trennen. Er will dich in Hofeinträume einwiegen und dich bereden, mich zu ver-

stossen, um dich mit einer Gräfin von altem Adel zu vermählen; er wird von dir fordern, deine Kinder zu verläugnen und ihnen nicht einmal gestatten, deinen Namen zu führen. O den Jammer werde ich nicht lange überleben; er bringt mich sicher bald in das Grab."

"Liebste Klara," sprach Ferdinand und schloß sie in die Arme, „was für Gedanken steigen in deinem Herzen auf! Ist es möglich, könntest du auch nur einen Augenblick glauben, dein Ferdinand könne dich verstoßen und seine lieben Kinder verlassen! Nein, nein, ewig nicht! Ein so treulofer Mann, ein so unmenschlicher Vater bin ich nicht. Ich habe meinem Onkel seine Grafschaft schon wieder zurück gegeben. Und sieh da, diesen von Edelsteinen glänzenden Stern — sieh, ich reiße ihn von meiner Brust und schleudere ihn von mir. Du bist mir mehr, als alle Edelsteine in der Welt; ja du bist mir ein freundlicher Stern aus einer bessern Welt, den mir Gott aufgehen ließ, um alle Tage meines Lebens zu beglücken. Unser Eheband, vor dem Altare geheiligt, ist mir heiliger, als alle Ordensbänder, womit ein Mensch, sey er König oder Kaiser; mich schmücken könnte. Das Band, das uns vereinigt, hat Gott geknüpft und keine menschliche Gewalt soll es mehr auflösen."

Er setzte sich zu ihr, nahm das weiße Tuch aus ihrer Hand, und trocknete ihr sanft die Thrä-

nen ab. Sie weinte auf's Neue — aber nur Freudenthränen. „Du bist ein sehr edler Mann, liebster Ferdinand,“ sagte sie; „deine Liebe zu mir hat sich nun in einer großen Prüfung bewährt, wie Gold in dem Feuer. Ich bin nun, so möglich, noch glücklicher als zuvor.“

Ferdinand hatte auch Thränen in den Augen. Beide Aeltern umschlossen ihre Kinder, und der kleine Ferdinand sagte: „O Gott Lob, nun bleiben wir alle wieder beisammen!“

„Ja, meine lieben Kinder,“ sagte der Vater, „ich bleibe bei euch und eurer lieben Mutter. Bei Eintracht, Liebe und Frieden werden wir glücklicher seyn, als bei allem Glanz und Reichthum, den uns eine Grafenkrone verschaffen könnte!“

## Dreißundzwanzigstes Kapitel.

### Die glückliche Familie.

Als Ferdinand eben seine Klara beruhigt hatte, und sie mit Thränen in den Augen wieder lächelte, und die Kinder laut jubelten, öffnete sich die Thüre, und Alonso trat mit Antonio herein. Klara und die Kinder erschrafen; die kleine Bertha, die mit dem glänzenden Ordensstern, den der Vater auf den Tisch geworfen hatte, spielte, ließ den Stern vor Schrecken fallen.

Der stolze Alonso zweifelte gar nicht, es dahin zu bringen, daß Ferdinands Ehe für ungültig erklärt werde, und hatte den Vorschlag ausgedacht, Ferdinand soll sich mit Klara abfinden. „Liebster Fernando,“ sprach er, „nimm doch Vernunft an. Es handelt sich hier nicht von geringen Dingen, sondern von einer ganzen großen Grafschaft, von Erhaltung des Stammes und Titels der Grafen von Alvalda. Fernando! Diese deine gegenwärtige Ehegattin kann nie, nie eine Gräfin von Alvalda werden. Du dürftest sie nicht einmal in eine Gesellschaft von dem hohen Adel Spaniens einführen. Bedenke, was das Schreckliche wäre! Auch deine Kinder können unsere Grafschaft nie erben; sie fällt an die Krone Spaniens zurück. Dieser Verlust wäre unermesslich. Ich will für Frau Klara hier dieses Schloß oder eine andere schöne Herrschaft in Böhmen, um welchen Preis es auch sey, ankaufen; da soll sie mit ihren Kindern im besten Wohlstande leben, und mit Allem reichlich versorgt seyn. Die wackere Frau Klara und ihre lieben Kinderchen bleiben dann hier in Böhmen; du aber, lieber Fernando, gehe mit mir nach Spanien, um von deiner Grafschaft Besitz zu nehmen. Es thut mir in der That Leid um die gute Frau! Allein, diese Trennung ist nun einmal nothwendig und nicht zu vermeiden.“

Ferdinand schüttelte bloß den Kopf und sagte:

„Ihr habt mein letztes Wort schon vernommen, Onkel; ich sage nichts weiter.“

Karl, der ältere Knabe, trat mit trotzigem Muth vor Alonso hin, und sagte: „Wir lassen unsern lieben Vater uns nicht nehmen! Geh weiter, du böser Mann, oder ich rufe dem Amtsdienere, dem Gärtner und dem Jäger, daß sie dich mit Gewalt weiter führen.“

„O,“ sagte der andere Knabe, der kleine Ferdinand, „du bist ein schlimmer Onkel; unser anderer Onkel, der Holzwart dort drüben im Walde, ist trotz, seines Schnurrbartes viel freundlicher, und uns Kindern lieber als du! Der bringt uns allemal allerlei schöne Sachen, und erst neulich hat er mir ein Eichhörnchen gebracht. Im ganzen Hause ist Freude, wann er kommt. Du aber richtest nichts, als Jammer an.“

Alonso ward über das Geplauder der Kinder höchst aufgebracht. Der Gedanke, daß ein Forstwart eben so gut Onkel dieser Kinder seyn sollte, als er selbst, war ihm unerträglich. „Schweig Dube,“ sagte er unwillig; „ich will von Eurer Verwandtschaft nichts wissen.“

Er ging zornig im Zimmer auf und ab — da trat er beinahe auf den gräßlichen Ordensstern, der noch auf dem Boden lag. „Sieh nur, Antonio,“ sprach der erbitterte Alonso, „was mein Nefse für ein Bösewicht ist. Er wirft das Zeichen meiner hohen Würde auf den Boden, daß man es mit Füßen trete.“



Antonio, den der Anblick der Mutter und Kinder mit ihren rothgeweinten Augen innig rührte, nahm den entrüsteten Alonso sanft bei der Hand, führte ihn in das nächste Zimmer und sprach da unter vier Augen zu ihm: „Lieber Herr! Ihr bemüht Euch vergebens, dieses Ehepaar zu trennen. Ja, um ganz aufrichtig zu seyn, kann ich Euch nicht verhehlen, es ist lediglich Euer Stolz und Eure unbegranzte Ehrbegierde, nicht ruhige Ueberlegung, was Euch dazu treibt. Dieser Stolz, diese Ehrsucht hat Euer ganzes Leben hindurch viel Unheil in der Welt angestiftet, und Euch verleitet, Eure Gemahlin, Eure Kinder, viele andere Menschen und Euch selbst höchst unglücklich zu machen. Ach, Eure selige Gemahlin, die edle Blanka, die so bescheiden und demüthig war, würde vielleicht noch leben, wenn Eure ehrgeizigen Unternehmungen ihr nicht so große Leiden verursacht hätten. Die falschen Begriffe von Ehre die Ihr Eurem hoffnungsvollen Sohne Philippo beigebracht, rächten sich an ihm mit einem blutigen, schmerzvollen Tode. Eure unbeschreiblich holde Tochter Eugenia ward der eingebildeten Ehre Eures Hauses aufgeopfert, und welkte dahin, wie eine abgepflückte Rose am heißen Sonnenstrahl. Und wer ist Ursache, daß Fernando, der von so hohem Adel ist als Ihr, ein Handlungsdiener werden, sein geliebtes Vaterland, das schöne Spanien verlassen, und hier im fremden Lande ein Unterthommen suchen

mußte. Ja, wo wäre er jetzt, wenn Eure blutigen Aufträge wären vollzogen worden? Von mir schweig ich, wie unaussprechlich elend mich der Versuch machte, Eure ehrgeizigen Anschläge zu befördern. Allein, wie höchst elend habt Ihr Euch selbst gemacht! Wie war Euer ganzes Leben eine Kette von Leiden, ja so voll von Qualen, daß Ihr der Verzweiflung nahe gekommen! Und kaum hat nun der gütige Gott Euch den schwersten Stein vom Herzen gewölzt, und den lebenswürdigen, für todt gehaltenen Fernando, dessen Mörder Ihr seyn wolltet und zu seyn glaubtet, Euch wieder lebend in die Arme geführt, so fangt Ihr schon wieder damit an, ihn, sein holdes Weib und seine lieben Kinder unglücklich zu machen. Wollet Ihr denn nie aufhören, Unheil anzurichten? O Ihr habt Euch noch nie wahrhaft zu Gott bekehrt; Ihr seyd noch fern von der Demuth Jesu, und seine Liebe zu den Menschen ist noch nicht in Euer Herz gekommen. O denkt, wie Er die launere Demuth war, wie tief Er sich erniedrigte, die Menschen zu retten; wie Er seinen Jüngern die Füße gewaschen, ja die Schmach des Kreuzes auf sich genommen, und sich unter die Uebelthäter zählen lassen, um uns eine unvergängliche Seligkeit zu bereiten. Wenn Ihr im Ernste ein Christ seyn wollet, so lernet von Ihm Demuth und Liebe, und thut dergleichen.“

Alonso besann sich und sagte: „Du hast Recht,

lieber Antonio. Hätte man mir immer so die Wahrheit gesagt, so würde es besser mit mir stehen, und viel Unheil wäre unterblieben. Ich danke dir für deinen guten Rath, und will ihn befolgen."

Mit erheitertem Angesichte kehrte Alonso zurück in das andere Zimmer, zu Ferdinand, dem Frau und Kinder noch immer umschlossen hielten, als fürchteten sie, man wolle ihnen den geliebten Gatten und Vater entreißen. Alonso blickte sie alle liebevoll an. „Lieber Fernando, liebe Klara!" sprach er, und legte ihre Hände in einander, „ich wünsche Eure Ehe; lebt immer so glücklich, wie bisher!"

Klara fiel ihm höchst entzückt zu Füßen, und bat mit flehenden Blicken, die von Thränen glänzten, um seinen Segen. Ferdinand that desgleichen, und die Kinder folgten dem Beispiele der Aeltern. Alle knieten vor ihm. Er aber rief: „O nein, nein, vor mir dürfet Ihr nicht knien. Ich bin es nicht werth; ich kann es nicht zugeben. Ich habe es um Euch wahrhaftig nicht verdient. Ich bitte Euch, steht auf."

„Nicht eher, als bis Ihr uns gesegnet habt!" sagte Ferdinand."

„Nun denn," sprach Alonso mit inniger Rührung und einem Blicke zum Himmel, „Gott segne Eure Ehe — Euch und Eure Kinder."

Er hob Ferdinand auf, und schloß ihn in seine Arme. Er umarmte auch Klara, die in Thränen

gerfloß. Ihm selbst brach das Herz; die Augen strömten ihm über von so seligen Thränen, wie er sie noch nie geweint, ja er empfand eine Seligkeit, die er gar nie gekannt hatte. Er nahm von den Kindern, die ihre Arme nach ihm empor streckten, eines nach dem andern auf seinen Arm und küßte sie mehrmal mit väterlicher Liebe. Er bat Alara, auch das Kleinste, das noch nicht gehen und reden konnte, herbei zu bringen. Sie brachte es, und das Kind lächelte den alten, freundlichen Mann heiter und fröhlich an, und litt gerne, daß er es auf die Arme nahm.

„Du gutes, liebes Kind,“ sagte er, indem er es küßte, „ich harter Mann wollte dich unglücklich machen, und dir deinen lieben Vater nehmen, ehe du den Vaternamen aussprechen gelernt. Allein nun hast du von mir nichts mehr zu fürchten! Lächle du immerhin in deiner kindlichen Unschuld. Ich will den Rest meiner alten Tage lediglich dazu verwenden, dich, holdes Kind, und deine lieben Geschwister, und deine mir herzlich theuren Aeltern so glücklich zu machen, als es in meinen Kräften steht.“

Alara bereitete nun eine so gute Abendmahlzeit, als es in der Eile noch geschehen konnte; denn über die Begebenheiten dieses Abends waren ihr die Anstalten zu einer Mahlzeit ganz in Vergessenheit gekommen. Auf Verlangen Alonso's mußten nicht nur Vater und Mutter, sondern auch alle

Kindern mitzupfeifen. Der erfreute Greis saß zwischen den glüklichen Aeltern, Antonio aber ihm gegen über. Die Mutter hatte das kleinste Kind auf dem Schooße. Alonso fühlte sich so glücklich, so heiter und vergnügt, wie noch nie in seinem Leben. Er ergötzte sich an dem fröhlichen Geplauder der Kinder, und bat die Aeltern, ihnen nicht zu wehren; sogar das noch unverständliche Lallen des Kleinsten auf dem Schooße der Mutter klang ihm angenehm.

„Guter Gott,“ sagte er am Ende der Mahlzeit, „wie gut bist Du! Welche unverdiente Glückseligkeit bereitest Du mir für meine alten Tage! Einsam, verlassen und traurig saß ich den Tag über in meinem Zimmer; meinen Palast zu Madrid besuchte ich gar nicht mehr; in dem Schloße, das ich bewohnte, herrschte die Stille des Grabes. Alle meine Geliebten, meine Gemahlin und meine Kinder, hatte ich überlebt, und ihnen in das Grab nachsehen müssen. Auf der ganzen weiten Erde wußte ich keinen Anverwandten mehr. Und nun, lieber Gott, führst Du mich in eine so liebe Familie ein, und ledest mich in Fernando deinen lieben Sohn, in Klara eine gute Tochter, und in ihren Kindern hoffnungsvolle Enkel finden; denn als solche werde ich sie stets betrachten. Guter Gott, wie danke ich Dir! Mein ganzes übriges Leben soll ein lauteres Dankgebet seyn!“

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Der Kaiser.

Alonso beschloß, bei Ferdinand und Klara, und ihren Kindern, in deren Mitte er sich so glücklich fühlte, einige Tage zu verweilen, dann aber mit der ganzen Familie sich an das Hoflager des Kaisers zu begeben, um dort ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Während dieses Aufenthaltes ward dem alten Manne noch eine ganz vorzügliche Freude zu Theil. Eines Abends kamen Graf von Gallas, seine Gemahlin und die Gräfin von Odersdorf unerwartet auf dem Schlosse an, um Ferdinand und Klara Glück zu wünschen. Ferdinand hatte dem Grafen Gallas, und Klara der Gräfin Odersdorf unverzüglich von ihren veränderten Glücksumständen Nachricht gegeben. Die hohen Herrschaften waren darüber so erstaunt und erfreut, daß sie dem edlen Ferdinand und der holden Klara ihre Freude persönlich bezeigen wollten. Alonso ward entzückt, als Graf Gallas seinen bisherigen Verwalter nummehr als seines Gleichen mit gegiemender Achtung begrüßte, und als die beiden Gräfinnen die bescheidene Klara auf's zärtlichste umarmten. Alonso verlängerte seinen Aufenthalt, und reiste erst nach mehreren Tagen mit den Seinen nach Hof ab.

Er ließ den Kaiser um eine geheime Audienz bitten, und erhielt sie sogleich; denn da Don Alonso in den Augen der Welt ein Mann von Ehre war, und für sein Vaterland Spanien Vieles gethan hatte, so schätzte der Kaiser, als König von Spanien, ihn sehr hoch. Alonso erzählte, jedoch ohne seines Vergehens zu erwähnen, die Schicksale seines Neffen. Er sagte bloß, Bernardo von Rio, ein sehr edler Mann, der aber gegen ihn sehr mißtrauisch und feindselig gestimmt gewesen, habe Fernando als einen zarten Knaben heimlich in seine Gewalt zu bringen gewußt, ihm jedoch eine vortreffliche Erziehung gegeben, allein vom Tode überrascht seine weitem, ohne Zweifel lobenswerthen Plane mit dem jungen Grafen nicht mehr ausführen können.

Der Kaiser sagte, daß Ferdinands Kinder auf die Grafschaft in Spanien, nach den Gesetzen dieses Reiches, keinen Anspruch machen könnten, und daß es selbst nicht in der Macht des Königs stehe, diese Gesetze zu ändern, oder davon abzuweichen; allein als deutscher Kaiser wolle er auf eine andere Weise für Ferdinands Kinder zur Zufriedenheit des Onkels sorgen; übrigens wünsche er Fernando und dessen Ehegattin zu sehen.

Alonso hatte nun keine größere Angelegenheit, als Fernando und Alara so prächtig zu kleiden, als je ein Graf und eine Gräfin jener Zeit gekleidet waren; besonders aber schmückte er Alara mit je-

nem kostbaren Schmucke von Diamanten, den seine selige Gemahlin Blanka einst von Ferdinands Mutter als ein Vermächtniß erhalten, und den Alonso zum Glücke auf die Reise mitgenommen hatte. Er stellte Ferdinand und Alara dem Kaiser vor. Alaren Klopfe das Herz nicht wenig, vor einem so mächtigen Herrn, dem ersten der ganzen Christenheit, zu erscheinen.

Der Kaiser betrachtete das schöne, liebliche Ehepaar mit wohlgefälligen Blicken, und sprach dann: „Don Fernando! Ihr werdet bereits aus dem Munde Eures Onkels wissen, aus welchen Gründen es nicht in meiner Macht stehe, Euren Kindern das Erbrecht auf die Grafschaft Eurer Ahnen in Spanien zuzusichern. Allein in Schlessien, in der Herrschaft Ratibor, ist eben ein sehr schönes, ansehnliches adeliges Gut zu verkaufen. Euer Onkel, Don Alonso, streckte mir einst zur Zeit des Krieges und großer Geldnoth ein Anlehen vor, das ungefähr den Werth dieses Gutes betragen mag. Diese Summe, womit er mir gestern ein Geschenk machte, schenke ich nun Euch, und habe bereits Befehl gegeben, sie Euch auszubezahlen. Kauft damit jene Herrschaft, und bleibt mir auf deutschem Boden ein so getreuer Unterthan, als Ihr es bisher waret, und Euer Vater und Onkel es mir in Spanien gewesen. Euch aber, holde Alara, die ihr Herz längst geadelet hat, will ich hiemit geadelet haben, und das



Adelsdiplom wird Euch von mir unterzeichnet, heute noch zugestellt werden."

Ferdinand und Klara ließen sich vor dem Kaiser auf die Knie nieder, küßten ihm ehrerbietig die Hand und dankten für diese Gnade. Der Kaiser sprach: „Don Fernando! Donna Klara! stehet auf. Ich bezeige Euch hiemit mein gnädiges Wohlwollen."

Onkel Alonso war ganz ausnehmend vergnügt, daß der Kaiser ihm zuvorkam, und die Bitte, die ihm auf der Zunge schwebte, schon ehe er sie aussprach, erfüllte. Er dankte dem Kaiser in den lebhaftesten Ausdrücken, und wünschte der nunmehr geadelten Klara so herzlich Glück, daß man wohl merkte, jetzt erst sey sie ihm als die Gattin seines Neffen, des Grafen Fernando, willkommen und angenehm. Der Kaiser entließ Alonso, Ferdinand und Klara mit den Worten: „Lebt wohl, Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen."

Alonso nannte von dieser Stunde an Klara nicht mehr anders, als Donna Klara; er reiste mit Ferdinand und dessen Familie unverzüglich nach Schlesien, um jene Herrschaft in Augenschein zu nehmen. Er fand seine Erwartungen übertroffen. Der Kauf kam bald zu Stande. Alonso beschloß, einige Monate da zu bleiben, und war unablässig mit Verschönerung des Schlosses und der Gärten beschäftigt, und schaffte Alles herbei, was zur vollständigen standesgemäßen Einrichtung eines adeli-

gen Landgutes gehörte. Ferdinand und Maria schätzten sich viel glücklicher, als zuvor — allein ganz und gar nicht, weil sie nun auf Veranstaltung des Onkels prächtiger wohnten, ausgefuchtere Speisen genossen und sich schöner kleideten; auch nicht, weil sie von den Menschen mehr geehrt wurden, als zuvor; sondern einzig deshalb, weil sie nun bei ihren größern Einkünften sich im Stande sahen, ihren Mitmenschen mehr Gutes zu erweisen, als zuvor.

Als der Tag, den Alonso zu seiner Abreise nach Spanien bestimmt hatte, anbrach, und es zum Abschied nehmen kam, und die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder ihn weinend umgaben, die Aeltern ihn umarmten, die Kinder seine Knie umfaßten; da sprach er: „Nein, meine liebsten Kinder und Enkel, ich kann Euch nicht verlassen! Ich bleibe bei Euch, und Ihr sollt mir einst die Augen zudrücken. Nirgends noch fühlte ich mich so selig, als unter Euch. Ich hatte in Spanien, einem der schönsten Länder der Welt, Alles, was ein Menschenherz sich nur wünschen kann, Rang, Ehre, Reichthum, Glanz, viele Schlösser und Besizungen, alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; allein ich war dabei höchst elend. Alle diese Herrlichkeiten konnten mich nicht gegen widrige Schicksale sichern, und mir fehlte die Hauptsache, ein ruhiges Herz, frei von Leidenschaften und Gewissensvorfürfen. Der stete Anblick Eurer häus-

ihren Glückseligkeit, Eure Genügsamkeit, Eure Liebe und Eintracht, Eure Nichtachtung alles eiteln Glanzes, Eure stille geräuschlose Wohlthätigkeit, mit der Ihr Alle beglückt, die Euch umgeben, hat mich gelehrt, worin einzig das wahre Glück des Lebens zu finden sey."

Er blieb, und Antonio wurde Schloßkaplan an der schönen Schloßkapelle, die Alonso mit Würde und einfacher, des Gottesdienstes würdiger Pracht hatte ausschmücken lassen. Er widmete seine letzten Lebensstage ganz Gott; er suchte seine Ehre nur darin, Gott zu gefallen, und sein Glück und seine Freude nur in dem Glücke und in der Freude, die er Andern bereitete. Oft sagte er: „Schwül und bang, und voll schwerer Gewitter war durch meine eigene Schuld, der Sommer meines Lebens; ich kann Gott nicht genug danken, daß Er den Herbst meines Lebens, gegen all mein Verdienst und alle meine Erwartung so lieblich und schön seyn läßt. Ich ward nicht eher glücklich, als bis ich mich Gott ganz unterwarf, demüthig wurde — und liebreich gegen alle Menschen. Ohne Gottesfurcht, Liebe und Demuth gibt es kein wahres Glück auf Erden." Er wiederholte sehr oft den Ausspruch alter Weisen: „Es gibt keine wahre Glückseligkeit auf Erden ohne Tugend, und keine wahre Tugend ohne Religion."

# Angelica.



Der treffliche Maler Bergheim war ein Mann von dem edelsten Gemüthe und dem reinsten Gefühle für alles Gute und Schöne. Er hatte als junger Künstler Italien durchreist, um sich mit den Werken großer Meister bekannt zu machen. Die Gemälde aus der heiligen Geschichte rührten ihn vor allen andern Malereien, und er beschloß, seine Kunst ganz der heiligen und vorzüglich der evangelischen Geschichte zu widmen. Er machte sich, mit eben so viel Geschicklichkeit als Fleiß, von jenen Stücken, die ihm die schönsten und lieblichsten dünkten, sehr gelungene Abbildungen. Mit diesem Schatze von Gemälden kam er nach Deutschland zurück, und wußte sie in dem eigens dazu erbauten Saale seines Hauses sehr schön zu ordnen, wo sie dann, in goldene Rahmen gefaßt, sich auf den himmelblau bemalten Wänden herrlich ausnahmen.

Diese Sammlung von Gemälden war in der That einzig in ihrer Art. Da sie nicht von dem Zufalle zusammengebracht, sondern von Einem fühlenden Gemüthe aus Tausenden ausgewählt, und von Einer Meisterhand abgebildet waren, so machten sie ein sehr schönes Ganzes aus. Wer nur immer

in den Saal trat und Gefühl für das Schöne hatte, ward von dem Anblicke so vieler edler Gestalten voll himmlischer Anmuth und Würde gleichsam zum Himmel erhoben. Denn alles Schöne und Liebliche, alles Gute und Große, das der menschlichen Natur Ehre macht, ste abelt und der Gottheit näher rückt, war hier auf das schönste und lieblichste abgebildet — von der zarten Unschuld des Kindes bis zum Bilde des Heiligsten unter den Menschen, in Dem sich die Freundlichkeit Gottes in Menschengestalt offenbarte.

Der edle Maler war in seiner größten Seligkeit, wenn er einen Menschen fand, der für die Schönheit dieser Gemälde Gefühl hatte. Er schätzte sich deshalb sehr glücklich, daß seine getreue Ehegattin nie anders als mit sichtbarer Andacht in diesen Saal trat, und mit ungeheuchelter Rührung bald dieses, bald jenes Bild betrachtete. Noch glücklicher fühlte er sich, daß auch seine einzige Tochter, fast noch als Kind, an diesen Gemälden eine für ihr Alter wunderbare Freude hatte, und aus sich selbst Bemerkungen darüber machte, über die er erstaunte. Er hatte das Kind, der berühmten Malerin Angelika zu Ehren, Angelika taufen lassen; er hoffte, auch die geliebte Tochter werde einst eine vorzügliche Malerin werden und der lebenswürdigen Künstlerin Angelika nicht bloß dem Namen nach gleichen.

Einmal an einem Sonntage, Morgens nach

dem Gottesdienste, gingen Vater, Mutter und Tochter in den Saal und betrachteten die Gemälde. Die kleine Angelika blieb vor einem Bilde stehen und sagte: „Dieses Bild ist mir das liebste aus allen!“

„Es ist auch wirklich eines der schönsten,“ sprach der Vater; „ich habe es nach einem Gemälde deiner Namensschwester Angelika, das ich in Rom sah, mit besonderer Lust und Liebe gemalt.“

„Sieh, liebe Angelika,“ sprach er weiter, „Maria, die heiligste Jungfrau, ist hier als ein zartes Mädchen deines Alters abgebildet. Sie begießet die lieblichen Lilien, die sie in einem Blumentopfe gezogen hat. Ein Lichtstrahl vom Himmel beleuchtet die himmlisch schöne Gestalt des heiligen Kindes. Die Aeltern des Kindes stehen dabei. Der Vater erstaunt über den wunderbaren Lichtglanz; die zärtliche Mutter ist voll heiligen Entzückens.“

Angelikas Mutter war sehr gerührt. Auch ihr hatte dieses Bild immer am besten gefallen. Sie hatte es oft sehr lange mit Andacht betrachtet. Ja es kam ihr vor, das heitere, schuldblose Angesicht der kleinen Angelika sey dem lieblichen Angesichte Mariens auf dem Gemälde sehr ähnlich. Davon ließ sie aber ihrer Tochter, um sie nicht eitel zu machen, nichts merken. Sie sprach bloß: „Liebste Angelika! Maria sey dein Vorbild! O sieh, wie fromm und innig, wie sanft und demüthig, wie voll heiliger Unschuld ihr zartes Angesicht ist!“



Sieh, die reinen weißen Lilien sind ein Bild ihres reinen Sinnes, ihrer Unschuld! O möchtest du auch so rein und unschuldig emporblühen! Sieh, das Licht vom Himmel, das auf sie herabglänzt, deutet sehr schön an, daß Gott an der Unschuld Freude habe, daß alles Gute von Oben komme, daß nur Gott uns Menschen erleuchten und heiligen könne. O sey auch du von Herzen fromm und gut, und bitte Gott täglich um Licht und Stärke von Oben."

„Das thu' liebe Angelika," sagte der Vater: „bestrebe dich, Marien ähnlich zu werden, und wir, deine Aeltern, wollen uns ferner bestreben, ihren Aeltern zu gleichen. Deine Mutter und ich haben uns bisher immer beflissen, dich fromm und gut zu erziehen! Wir flehten täglich zu Gott, Er wolle gnädig auf dich herabsehen, dich erleuchten, dich emporblühen und gedeihen lassen, wie eine Blume am lieblichen Sonnenstrahle. Diesen Vorsatz erneuern wir in diesem Augenblicke; so beten wir auch jetzt.

Ja, Vater im Himmel, sprach er mit gefalteten Händen, „blicke Du auf unsere Angelika herab, segne Du unsere Bemühungen, gib Du, daß wir an diesem unserm geliebten Kinde Freude erleben, daß sie fromm, bescheiden und sittsam emporsichse, und Marien, dem schönsten Vorbilde aller christlichen Jungfrauen, ähnlich werde!"

Die Mutter hatte Thränen in den Augen. Angelika blickte mit ihren lieblichen Augen zum Himmel,

faltete die zarten Hände und sagte: „Lieber Vater im Himmel! Segne mich, laß mich fromm und gut werden, laß meine guten Aeltern Freude an mir erleben!“ Und beide Aeltern sagten gerührt: „Amen.“

So dachte Herr Bergheim, so waren seine Frau und seine Tochter gesinnt. Die kleine Familie war die edelste und glücklichste weit umher. Der Vater malte sehr fleißig und zierte manche Kirche mit überaus schönen Gemälden aus der heiligen Geschichte. Er hatte die edlen Gesinnungen und Empfindungen wirklich, die er so schön auf der Leinwand darzustellen wußte. Er unterrichtete Angelika in dem Malen; sie wuchs empor und übertraf als treffliche Malerin und als fromme, bescheidene und sittsame Jungfrau alle seine Erwartungen. Die Mutter besorgte das Hauswesen, das ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit war. Sie lebten in der seligsten Eintracht; sie hatten Friede untereinander und mit der ganzen Welt.

Herr Bergheim wurde von mehreren Freunden der Kunst besucht. Herr von West, ein junger Mann von vielem Verstande und sehr edlem Herzen, kam am öftesten. Er war der jüngste Sohn einer ansehnlichen adeligen Familie, und der Jahrsgelalt, den er von seinen väterlichen Gütern bezog gewährte ihm reichliches Auskommen. Er hatte ein sehr richtiges und lebhaftes Gefühl für die Kunst, und brachte während Herr Bergheim malte, manche

Stunde bei ihm zu. Herr Bergheim unterhielt sich gerne mit ihm, besonders über Malerei, gab auf dessen Bitte ihm Unterricht im Zeichnen, und gewann ihn so lieb, als wäre er sein Sohn.

Eines Morgens saß Herr Bergheim in dem Saale, wo er während der wärmern Monate gewöhnlich malte, bei seiner Arbeit. Da trat Herr von West, festlich gekleidet, herein und bat ihn — um die Hand der lebenswürdigen Angelika.

Herr Bergheim legte den Pinsel weg, stand auf, nahm seine Mütze ab, und sprach nach kurzem Bedenken: „Mein lieber Herr Baron! Sie erweisen mir und meiner Tochter eine sehr große Ehre, die ich allerdings zu schätzen weiß. Allein zu meinem großen Bedauern kann ich die mir zuge dachte Ehre nun einmal — nicht annehmen.“

„Nicht?“ rief Herr von West höchst erstaunt und bestürzt. „Und warum denn nicht? Habe ich, mein liebster Herr Bergheim, Ihre Achtung durch irgend etwas verloren? Haben Sie etwas gegen mich?“

„Nicht das Geringste,“ sagte Herr Bergheim; „allein ich wunderlicher Mann habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, meine Tochter keinem andern Manne, als einem Maler zur Ehe zu geben.“

„Aber bedenken Sie doch, bester Herr Bergheim!“ fing Herr von West an — —

„Ich lasse da keine Einwendungen gelten,“ sprach Herr Bergheim. „Das steht einmal fest; da ist

nichts zu ändern. Es ist nun einmal so, so toll es auch scheinen mag. Verschwenden Sie daher, lieber Herr Baron, Ihre Worte nicht vergebens. Obwohl Sie indeß, wie gegenwärtig die Sachen stehen, mein Schwiegersohn nicht werden können, so werden wir, wie ich hoffe, doch gute Freunde bleiben — wenn Sie anders die Güte haben wollen, von Ihrem Wunsche weder mir, noch meiner Frau, noch viel weniger meiner Tochter irgend ein Wort mehr zu sagen. Auch wünschte ich, daß Ihre — mir übrigens sehr angenehmen — Besuche, von nun an, wo nicht ganz aufhören, doch nicht mehr so zahlreich seyn möchten."

Herr von West entfernte sich sehr betrübt. Er hatte sich von der Einwilligung der Mutter und der Neigung der Tochter überzeugt, und zweifelte nicht im Geringsten, auch der Vater werde einwilligen. Er begab sich zu der Mutter und Tochter, die nicht ganz ohne Bangigkeit warteten, was der Vater zu dem Antrage sagen werde. Herr von West stattete mit traurigem Angesichte von der abschlägigen Antwort des Vaters den getreuen Bericht ab.

Die Mutter eilte sogleich zu dem Vater in den Saal. „Aber um des Himmels willen!“ fing sie an, „wie kannst du doch ein solches Glück, das unsrer Angelika ausblüht, so kalt zurückweisen?“

„Ein Glück?“ sagte der Vater und malte ruhig fort; „woher weißt du, daß es ein Glück seyn würde?“

„Wie,“ fuhr sie fort, „ist der Herr Baron nicht ein edler, ein reicher, ein artiger, ein schöner, ein liebenswürdiger Mann?“

„Das ist er,“ sprach der Vater, „und ich selbst achte ihn sehr – allein leider ist er kein Maler.“

„Ach,“ sagte die Mutter, „ich weiß gar nicht, wie du auf die seltsame Grille kommst, unsere Angelika nur mit einem Maler zu verheirathen! Wie viel gibt es denn gute Maler? Oder wolltest du sie einem Pfscher geben? Sie wird also eine kleine Wahl haben.“

„Ich hoffe,“ sagte der Vater, „es werde seiner Zeit schon ein geschickter Maler, der ihr gefällt, zum Vorschein kommen.“

„Aber du lächelst dabei so seltsam!“ sagte die Mutter. „Es ist dir mit deiner Erwartung nicht Ernst, oder es steckt etwas Besonders dahinter. Wenn du einen solchen Maler kennst, warum hast du bisher noch kein Wort von ihm gesagt?“

„Bisher war es nicht nöthig,“ sprach der Vater; „es war ja von Verheirathung unsrer Tochter noch nie die Rede. Das hat auch noch Zeit! Laß sie jetzt, in der Blüthe ihres Lebens, von Hausorgen unbeschwert, heiter und fröhlich der Kunst leben. Für das Weitere wird Gott sorgen. Doch nun,“ sagte er, indem er eifrig weiter malte, „möchte ich allein bleiben; ich habe da eben einen Zug anzubringen, der mir sonst entfallen möchte.“

Die Mutter kam sehr trostlos zu dem Herrn

von West und zu Angelika zurück, und erzählte den Inhalt des Gesprächs. „Ach,“ sagte sie am Ende, „mit dem herzensguten, aber wunderlichen alten Manne ist nun einmal nichts anzufangen. Ich kenne ihn. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist er nicht mehr davon abzubringen.“

Der betrühte Baron nahm von der Mutter und von Angelika Abschied. Er tröstete die weinende Angelika. „Ich gehe,“ sagte er zu ihr, „weil es das Beste ist, was ich gegenwärtig thun kann. Allein bleiben Sie mir nur getreu. Ich hoffe nach einigen Jahren wieder zu kommen, und dann die Einwilligung Ihres Vaters, der mir trotz der abschlägigen Antwort immer ehrwürdig bleibt, doch noch zu erhalten.“ Weiter erklärte er sich nicht, und reiste ab.

Beinahe drei Jahre verflossen. Herr von West schrieb zwar ein paarmal des Jahres an Herrn Bergheim, und mehrere Male des Jahres an die Mutter. Dem Briefe an die Mutter schloß er allzeit einige Zeilen an Angelika bei. Er sprach darin von den erfreulichsten Hoffnungen, sagte aber nicht, worauf er seine Hoffnungen gründe. Seit etlichen Monaten aber waren seine Briefe ausgeblieben.

Indeß hatte Herr Gerhard, ein sehr geschätzter Maler, der eben eine Kunstreise machte, den Herrn Bergheim vor einigen Wochen besucht, Angelika und ihre vortrefflichen Malereien gesehen, und in seinem Herzen den lebhaftesten Wunsch gefühlt, sie

zur Ehe zu erhalten. Er schrieb auch, sobald er von seiner Reise nach Hause gekommen war, an Herrn Bergheim und bat ihn um Angelikas Hand. Mit dem Briefe kam ein Gemälde, das Herr Gerhard gemalt hatte, und dem Herrn Bergheim zum Geschenk machte.

Herr Bergheim konnte das Bild nicht genug bewundern. Es war auch wirklich ein sehr liebliches Stück. Es stellte zwei Kinder von drei bis vier Jahren vor, die unter einem Holderstrauche im Grase sitzend, aus einer irdenen Schüssel Milch aßen. „Es ist unvergleichlich!“ sagte Herr Bergheim. „Die lieblichen Gesichtchen der Kinder sind allerliebste! Die lebhaften braunen Augen und die dunkeln Haare des Knaben; die freundlichen blauen Augen und die blonden Locken des Mädchens, die blühenden rothen Wangen beider Kinder könnten nicht schöner seyn! Und wie die lichten Gestalten der Kinder von dem dunkelgrünen Schatten des Holderstrauches heraus gehoben werden! Alles bis auf das Kleinste ist vollendet. Sogar der Glanz der irdenen Schüssel und der Blechglanz des vollen Löffels sind meisterhaft ausgedrückt. Angelika, ich will dich zwar nicht zwingen, das wäre nicht recht, das wäre Sünde; aber wenn du den vortrefflichen Maler zum Manne nehmen wolltest, so wäre es mir doch sehr lieb!“

Angelika war in großen Aengsten — eines Theils, weil sie Herr von West, obwohl er schon

lange nichts mehr von sich hatte hören lassen, noch nicht vergessen hatte; andern Theils, weil es ihr doch schwer fiel, den herzlichsten Wunsch ihres guten Vaters zu vereiteln. Sie wußte nicht, was sie thun sollte, und bat um Bedenkzeit. Da kam eines Morgens unvermuthet Herr von West an. Herr Berghelm war eben verkehrt, ein Altarblatt, das er für eine entfernte Kirche gemalt hatte, selbst zu überbringen, und dort einige beschädigte Gemälde auszubessern. Die erfreute Mutter führte ihn unverzüglich in den Saal, wo Angelika malte. Angelika sprang mit einem lauten Freudenrufe von ihrer Malerei auf. Herr von West sprach nach den ersten Begrüßungen: „Nun, liebe Mutter, liebe Angelika, hoffe ich, Sie Beide, und wohl auch der Vater, sollen mit mir zufrieden seyn. Ich kehre als Maler zurück, und wenn ich auch kein großer Maler bin, so denke ich dennoch, des Namens nicht ganz unwerth zu seyn.“

Er hatte zwei kleine Gemälde mitgebracht, die er selbst gemalt hatte, — ein Blumenstück und ein Stück mit Früchten.

Er zeigte zuerst das Stück, auf dem die Früchte, zierlich in ein Körbchen geordnet, abgemalt waren. Angelika war darüber ganz entzückt. „O schön,“ sagte sie, „sehr schön, ganz unvergleichlich! Diese Weintraube hier gleicht durchsichtigem Golde. Besonders sind die Beeren da, von denen der Duft



etwas abgeworfen ist, so klar, daß man das innere Gewebe und die Kerne sieht. An dem dunkelgrünen Rebblatte hier kann man alle Aderu zählen, und das andere Blatt hat der Herbst sehr schön goldgelb und purpurroth gefärbt. Der gelblichgrüne Pfirsich hier ist mit dem lieblichsten Roth wie angehaucht, und scheint zarter und weicher als Sammet. Er ist so ganz nach der Natur gemalt, daß man Lust bekommen könnte, ihn zu essen. Der purpurgestreifte Apfel mit dem schönen grünen Blatte, die gelben Birnen, die blauangedusteten Pflaumen geben der Traube und den Pfirsichen nichts nach! — Und dann die Wespe hier! Sie scheint zu leben! Man wird versucht sie zu verschrecken.“

Herr von West zeigte nun das Blumenstück. „O wie lieblich!“ rief Angelika; „das Blumenkörbchen dünkt mich beinahe noch schöner, als das Körbchen mit Früchten. Ja, das ist einmal eine Rose — es fehlt ihr in der That nichts, als der Geruch. Hier an dem grünen Blatte hängt ein großer Thautropfen, in dem sich der rothe Glanz der nahen Rose abspiegelt! Man glaubt jeden Augenblick, der Tropfen werde herab fallen. Wie schön sind diese sanftblauen Levkojen hier! Wie sich da Blume an Blume drängt, wie eine Blume auf die andere, ein Blättchen auf das andere einen so zarten Schatten wirft! Wie prächtig prangen diese Ketten, hier die dunkelrothe und da die schneeweiße,

auf der, — o wie schön! — ein bunter Schmetterling sitzt. Der Schmetterling könnte gar nicht schöner und täuschender gemalt seyn. Man fürchtet sich, ihn zu berühren, um den Staub der Flügel nicht zu verwischen! Man meint alle Augenblicke, er werde die Flügel zuklappen, oder gar davon fliegen. — Sie haben es sehr weit gebracht, lieber Karl! Ich muß erstaunen. Die unsägliche Mühe, die Sie sich gegeben haben, ist mir der sprechendste Beweis Ihrer Zuneigung.“

Herr von West sagte: „Es kostet allerdings viele Mühe und wirklich Jahre lange Übung, bis man endlich im Stande ist, eine Rose oder Nelke nach der Natur abzumalen! Auch scheint mir eine Blume immerhin ein lieblicher Gegenstand der Kunst. Denn jede Blume ist ja ein freundlicher Gedanke des höchsten Künstlers, ein Werk des Schöpfers, der sie in ihrer Schönheit zuerst dachte, sie uns vormalte, ja den Grundriß dazu, unsern Augen unsichtbar, in ein winzig kleines Samenkörnlein gezeichnet hat.“

„Allein,“ sprach er weiter, „was sind diese gemalten Blumen und Früchte gegen das schöne Bild des göttlichen Kinderfreundes hier, woran Sie wirklich arbeiten! Wie wenig sind sie gegen die Gemälde in diesem Saale, diese herzerhebenden Gestalten edler Menschen, heiliger Engel und des Hocherhabensten über alle Menschen und Engel! Ach, wenn ich da den Gruf des Engels, die Ge-

bunt des Himmels, die heilige Familie, die Erweckung, das Agnus, das letzte Abendmahl, den sterbenden Erlöser mit der bluthesprigten Dornenkrone, den Auferstandenen in Mitte der hocherfreuten Jünger betrachte — wie fühle ich da die Würde und die Macht der Kunst! Welch' himmlische Unschuld, Demuth, Andacht und Innigkeit erblicke ich im Angesichte der heiligen Jungfrau! Welche Heiterkeit, welche Reinheit von allen Erdenleiden und Erden-sorgen in dem Angesichte der Engel! Wie herrscht in den ehrwürdigen Gesichtern der Apostel, bei aller Mannigfaltigkeit, nur Ein Glaube und Eine Liebe! Wie vereinigt Christus, der Gottmensch, göttliche Hoheit und menschliche Namuth! Wer fühlt, ja wer sieht da nicht — daß Gott sich dem Menschen in Menschengestalt geoffenbart — daß der Mensch mehr sey als Staub, und daß die Tugend das Einzige sey, was den eigentlichen Adel des Menschen, das Göttliche im Menschen ausmache!

„Er schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Wenn ich wieder auf meine Blumen und Früchte zurückblicke, so wird mir, theure Angelika, wahrlich bange, ob Ihr lieber Vater mit mir zufrieden seyn werde, und ob ich nicht umsonst gearbeitet habe.“

„Angelika rief mit der ihr eigenen Heiterkeit: „Nicht zufrieden? — Erstaunt, erfreut, entzückt wird er seyn in Ihnen so unerwartet einen vorzüglichen Künstler zu erblicken!“

Die Mutter aber wurde ängstlich und erzählte, wie sehr der Vater für den Maler Gerhard eingenommen sey, und wie er an einem Gemälde desselben großes Wohlgefallen finde. Herr von West ließ sich das Bild zeigen. „Es ist in der That sehr schön,“ sagte er, „und ich bescheide mich gern, dem Herrn Gerhard weit nachzustehen. Er hat sich einen höhern Gegenstand der Kunst gewählt, als mir meine Kräfte gestatteten. Die menschliche Gestalt — und wäre es auch nur die liebliche Gestalt eines lockigen Kindes — ist der edelste Gegenstand der Kunst, so wie der Mensch das edelste Geschöpf Gottes auf Erden ist. Alle übrige Geschöpfe, Blumen und Früchte und Schmetterlinge, tragen zwar auch die Spuren seiner Weisheit und Güte, und offenbaren uns seine Freundlichkeit; allein der Mensch ist nach Gottes Bild geschaffen und göttlichen Geschlechtes. Ich trete daher vor Herrn Gerhard's Arbeit ehrerbietig zurück.“

Er ging einige Male in dem Saale auf und ab, und rief dann plötzlich: „Da kommt mir ein Gedanke, der den guten Vater überraschen wird, und vielleicht doch noch mir den Sieg verschaffen könnte. Wie Sie an meinen zwei kleinen Gemälden da sehen, habe ich mich geküßt, außer den Blumen und Früchten, auch Insekten zu malen; und zwar, wenn mir nicht alle meine Freunde und Bekannte schmeicheln, mit ganz vorzüglichem Glücke. Ich erinnere mich

zwar noch, daß der gute Vater von jeher ein großer Feind der Fliegen war, weil sie ihm seine schönen Gemälde und die goldenen Rahmen zu verderben drohten. Ein so guter, wohlthollender Mann er ist, der sonst keinem Geschöpfe Gottes ein Leid zufügen kann, so verfolgte er dennoch mit einer Art von Ingrimm manchmal eine Fliege, die sich hier im Saale blicken ließ. Er ruhte nicht, bis er sie zu seiner Freude glücklich erlegt hatte. Wir scherzten ja oft genug darüber und unsre unschuldigen Scherze waren ihm nicht zuwider. Ich hoffe daher irgendwo auf dem Gemälde des Herrn Gerhard eine Fliege anzubringen, die dem Gemälde nicht schaden, sondern ihm vielmehr vorthellhaft seyn soll. Bei einer Schüssel voll Milch finden sich ja gerne Fliegen ein. Die gemalte Fliege soll aber den Vater täuschen, daß er sie für eine wirkliche Fliege halte. Der Vater wird die Fliege zwar für seine Feindin ansehen; indeß wähle ich sie nun einmal zu meiner vorblittenden Freundin und meiner Brautwerberin."

Mutter und Tochter gaben ihm Beifall. Sie ließen ihn allein und er machte sich an das Werk. Die Fliege gelang so vollkommen, daß selbst Angela, als sie ihn zum Mittagessen abholte und einen neugierigen Blick auf das Gemälde warf, eine wahre Fliege zu erblicken glaubte.

Nach vierzehn Tagen kam der Vater Abends spät nach Hause. Man sagte ihm nichts von den

Ankunft des Herrn von West, der seine Wohnung bei seinen Verwandten in der Stadt genommen hatte. Am andern Morgen, als der Vater in Schlafrock und Schlafmütze an seiner Arbeit saß und sehr eifrig malte, trat Herr von West, von Mutter und Tochter begleitet, in den Saal.

Herr Bergheim begrüßte ihn herzlich. Jedoch war ihm die Ankunft des Herrn Barons jetzt nicht so ganz angenehm. Er betrachtete den Maler Gerhard beinahe schon als seinen Schwiegersohn und fürchtete, der Edelmann möchte dem Maler im Wege stehen, und Angelika möchte nun noch weniger Lust haben, als sie bisher zeigte, den Herrn Gerhard zu heirathen. Herr Bergheim beüllte sich daher, dem Herrn von West Gerhards schönes Gemälde zu zeigen, und dann, wenn der Baron das schöne Stück mit dem verdienten Beifall beschreiben würde, ihm zu erklären, diesem großen Meister habe er seine Tochter zugebacht.

Der Baron lobte das Gemälde nach Verdienst. Herr Bergheim pries ihm eine Schönheit des Stüdes nach der andern an. „Sagen Sie selbst,“ sprach er, „ist das nicht ein allerliebstes Paar Kinderchen? Sind sie mit ihren lächelnden Gesichtchen und mit ihren lockigen Haaren nicht ein Paar wahre Engelsköpfschen? Die guten Kleinen sind bei ihrem Schüsselchen voll Milch, so glücklich, so vergnügt, daß sie auf der ganzen Welt sonst keinen andern Wunsch

haben. Sie scheinen uns zu sagen: „So glücklich ihr lieben Leuten, könntet ihr auch seyn, wenn ihr euch nicht so mit eiteln Sorgen plagen“ wolltet.“ Auch alles Uebrige ist sehr gut gemacht. Die innere Schüssel mit der schimmernden Glasur ist mir lieber als eine wirkliche Schüssel von schwerem Golde. Bogar der blecherne Beßel da, der von Milch beinahe überfließt und der das Mädchen bedächtig und langsam, um nichts zu verschütten, zum Munde zu führen scheint, ist — —“

Er brach plötzlich ab; denn eben erblickte er am Rande des Beßels die Fliege. „Ei, ei,“ rief er, „was machst du da? Wie kommst du hieher? Hat dich die gemalte Milch herbei gelockt? Allein du sollst mir dennoch nicht ungekrast bleiben.“ Er nahm seine Mütze ab, und suchte zwei, dreimal vergebens, die Fliege wegzuschrecken. „Gehst du nicht, hartnäckiges Geschöpf,“ rief er ärgerlich; „nun, so sollst du an Ort und Stelle es mit dem Leben lassen.“ Er schlug mit der Mütze auf die Fliege. „Wie,“ rief er erstaunt, „hab ich dich nicht getroffen, bist du nicht todt? Nicht?“ Er wiederholte den Streich bedächtiger und nachdrücklicher. „Nun,“ rief er, „was soll doch das seyn?“ Er betrachtete die Fliege näher, er befühlte sie mit dem Fingern, er schüttelte den Kopf und setzte seine Brille auf. „Wahrscheinlich,“ rief er höchst verwundert, „sie ist gemalt, so wahr ich lebe, gemalt! Wer hat das gethan?“

Herr von West sprach: „Verzeihen Sie mir diesen kleinen Scherz, lieber Vater! Um mich Ihnen gefällig zu beweisen, und Angelikas Hand zu verdienen, ward ich ein Maler. Früher wollte ich von meinem Vorhaben nichts sagen, weil ich nicht wußte, ob es mir gelingen werde. Ich würde zwar in der Kunst weiter gekommen seyn, wenn ich mich zu Ihnen in die Lehre begeben hätte; allein Umstände halber wäre dieses nicht schicklich gewesen. Ich hoffe Ihnen indes noch bessere Stücke von meiner Arbeit zu zeigen, als diese Reinigkeit.“

Herr Berghelm war so erfreut, als erstaunt. „Nun wohl!“ sagte er, die Fliege noch immer durch die Brille betrachtend, „die Fliege ist Ihnen herrlich gelungen! Wie zierlich sie die zarten Füßchen hebt! Wie nett sie den kleinen Köpfel ausstreckt, um von dem Tröpflein Milch da am Löffel zu trinken! Wie zart auf den feinen Flügelchen der Vorhangschimmer des Regenbogens spielt! So genau ich sonst den Fliegen bin, dieser muß ich gut seyn. Es ist eine herrliche Fliege!“

Herr von West zeigte hierauf die mitgebrachten zwei Gemälde, das Früchtestück und das Blumenstück.

„Nun habe ich,“ sprach Herr Berghelm, „gar nichts mehr gegen die Heinath, mein liebster Herr Baron! Sie haben nicht nur die Einwendung, die ich gegen Sie hatte, vollkommen widerlegt! Sie



haben mir auch einen vollgültigen Beweis gegeben, daß sie eine wahrhaftige Neigung zu meiner Tochter haben. Und ich muß Ihnen nun schon die ganze Wahrheit sagen. Ich war nicht so faß gegen die Heirath, weil Sie die Malerkunst nicht verstanden — sondern weil Sie überhaupt keine Kunst oder Wissenschaft verstanden, womit Sie sich und Ihre künftige Frau ernähren konnten. Reichthum schien mir unsicher, zumal bei den gegenwärtigen Kriegszeiten; ich halte es für nöthig, daß ein Mann, er sey reich oder arm, sein Brod zu verdienen wisse. Auch bin ich überzeugt, daß ein Mensch, der keine bestimmte Beschäftigung hat, nicht glücklich und zufrieden leben könnte, sondern in tausend Thorheiten, ja wohl gar in Sünde und Laster verfalle. Und dann dachte ich so im Stillen bei mir selbst: Der Herr Baron hat Sinn und Talent für die Kunst; er zeichnet, wiewohl nur zu seiner Unterhaltung, sehr artig; wenn es ihm Ernst ist, Angelika zur Frau zu bekommen, so kann er gar wohl noch ein Maler werden. Er hat ja Zeit und Muße dazu. So dachte ich. Den bestimmten Antrag, Sie sollen ein Maler werden, konnte ich Ihnen nicht gerade zu machen. Es schien mir zu viel begehrt, einem Manne, zumal einem Edelmann, zuzumuthen, er solle sich zu einem Maler in die Lehre begeben. Ich überließ es Ihrem Gefühle. Indes war es mein geheimer Wunsch,

und diesen Wunsch haben Sie nun zu meinem großen Vergnügen erfüllt. Gott wolle Sie, lieber Sohn, und dich, meine Tochter segnen, so wie ich und eure Mutter euch jetzt unsern Segen geben."

Die Vermählung des Herrn von West mit Angelika wurde bloß als ein häusliches Fest gefeiert. Sie reichten sich vor dem Altare, dessen Altarblatt Mariens Vermählung vorstellte und von dem Herrn Bergheim sehr vortrefflich gemalt war, die Hand.

Bei Tische war Herr Bergheim in seiner heitersten Laune. „Heute," sagte er, „sollen alle Sillegen, wenn sie es nicht zu arg machen, ungestraft an dem Hochzeitmahle Theil nehmen dürfen."

Die Ehe des Herrn von West mit Angelika war eine der glücklichsten von der Welt. Er widmete sich, so wie Angelika und ihr geliebter Vater, ganz der Malerkunst, und die Kunst trug vieles bei, ihre Glückseligkeit noch zu erhöhen. Kinder und Altern führten ein sehr seliges Leben. Herr von West sagte öfter: „Wie viel glücklicher bin ich jetzt, da jede Morgenröthe mir zur Arbeit ruft, als vorhin, da ich erst nachsinnen mußte, mit welchem Zeitvertreibe ich die leeren Stunden des Tages ausfüllen oder vielmehr die edle Zeit verderben wolle."

Der junge Maler hatte aber bald Ursache, die Weisheit seines Schwiegervaters noch in einer andern Hinsicht zu preisen. Herrn von Wests väterliche Güter kamen durch den Krieg in die Gewalt

des Geliebten, und seine Jahresrenten hörten auf. Er fand nun in seiner Kunst sein reichliches Auskommen. „Sie hatten recht,“ sprach er zu Herrn Bergheim, „Kunst geht über Reichthum, und eine bestimmte Beschäftigung macht das Leben erst angenehm und reich an mancherlei Freuden.“

„Nicht freut es,“ sprach der Vater, „daß Sie liebster Herr Sohn, dieses erkennen. Fleiß und Hebsamkeit gewähren uns das tägliche Brod, die Nahrung des Leibes; die Kunst erheitert und verschönert unser Leben. Allein Alles in Allem ist unsre heilige Religion. Sie ist die Nahrung der Seele. Was wäre ohne sie die Arbeit unsrer Hände? Was anders, als ein geistloses, mißseliges Wühlen im Staube der Erde? Die Religion muß die Seele aller wahren, tüchtigen Künstler sein, ja die Seele unsrer Seele.“


Angelika's Aeltern erreichten ein hohes Alter. Angelika war die Freude und Stütze der alten Aeltern. Sie und ihr Ehegatte trugen die geliebten Aeltern gleichsam auf den Händen. Angelika, die tüchtige Künstlerin, war auch die thätigste Hausfrau, die liebevollste Ehegattin, die beste Tochter.

Seine Aeltern sagten öfters, „Alle unsere Wünsche, Hoffnungen und Gebete, von denen dort vor dem Bilde der Heiligsten aller Jungfrauen und Mütter unser ganzes Herz überfloß, gingen durch dich vollkommen in Erfüllung, liebste Angelika!“

# Inhalt.

---

	Seite
Ferdinand . . . . .	3
Angelika . . . . .	207



11111111

2

3

4 5 6 7 8 9





*Richter ges.*

*Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.*

## TIMOTHEUS UND PHILEMON.

Verlagseigenthum von Louis Finsterlin in München

# Gesammelte

---

...

...

...

...

...

...

...



Verlagseigenthum von Louis Finsterlin in München.

**Gesammelte**  
**Sch r i f t e n**

des

**Verfassers der Ostereier,**

**Christoph von Schmid.**

**Originalausgabe von letzter Hand.**

**Zehntes Bändchen.**

**Zweite unveränderte Auflage.**

**Mugsburg,**  
**J. Wolffsche Verlags-Buchhandlung.**  
**1860.**

CHAPTER I

THE HISTORY OF THE

REIGN OF

CHARLES THE FIRST

BY

JOHN BURNET

OF

THE UNIVERSITY OF OXFORD

# Timotheus und Philemon.

THE END OF THE WORLD

## **Erstes Kapitel.**

### **Vater und Mutter.**

Die alten Zeiten sind für uns reich an merkwürdigen und belehrenden Begebenheiten. Unter diese gehört vorzüglich der große Kampf, den die Christenheit mit den Türken bestanden hat.

Es war eine Zeit, da die Türken sehr mächtig und den Christen sehr furchtbare Feinde waren. Sie haben sogar die größte und herrlichste Stadt nach dem alten Rom, den Sitz der christlichen Kaiser, Konstantinopel, erobert. Die prächtige Sophienkirche, die, so wie die Stadt, der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, erbaut hatte, wurde von ihnen zu einem türkischen Tempel, oder wie sie ihre Kirchen und Tempel nennen, zu einer Moschee gemacht. Sie haben viele Länder erobert, viele Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

Unter diesen Völkern hatte auch die edle ungarische Nation sehr vieles von ihnen zu leiden. Die tapfern Ungarn überwandten zwar die Türken in vielen Schlachten; aber oft mußten sie auch der Uebermacht unterliegen.

Es ist betrübend, ja schauerlich, diese blutigen Blätter der Geschichte zu durchlesen; wir können in dem furchtbaren Getümmel der Schlachten und in den Verheerungen des Krieges uns nicht zurecht finden, nicht absehen, wozu Gott solche schwere Leiden über ganze Völker verhängte? Allein unter den vielen traurigen Welt-Begebenheiten kommen doch einzelne Ereignisse vor, aus denen Gottes weise Vorsicht, seine Guld und Liebe recht freundlich hervorleuchtet. Aus diesen kleinen Theilen der Geschichte können wir abnehmen, daß auch das große Ganze unter Gottes Leitung stehe, und von Ihm zu einem weisen, menschenfreundlichen Zweck geleitet werde.

In den ungarischen Landen wurde das Evangelium schon in den ältesten Zeiten verkündet. Der erste christliche König Ungarns aber, Stephan der Heilige, hat durch seine frommen Bemühungen das Christenthum in Ungarn allgemein eingeführt; er hat unzählige Kirchen erbauen lassen, Priester und Lehrer dabei angestellt, und sich so den ehrenvollen Namen eines Apostels der Ungarn erworben.

Auch unter den fernern ungarischen Königen fanden sich Männer, die, so wie ihre ganze Familie, vom Geiste des Christenthums durchdrungen waren. Ein Beweis davon ist die königliche Prinzessin, die mit einem deutschen Fürsten, dem Landgrafen von Thüringen, vermählt wurde, und die

unter dem Namen der heiligen Elisabeth in ganz Deutschland verehrt wird. Durch sie wurden nicht nur beide Fürstenhäuser, sondern auch Ungarn und Deutschland näher mit einander verwandt.

In spätern Zeiten, da die tapfern Ungarn Thron und Altar gegen die damals furchtbarsten Christenfeinde, gegen die Türken, und ihre ungerechte Eroberungswuth zu vertheidigen hatten, waren nicht nur fürstliche, sondern auch bürgerliche Familien sehr christlich gesinnt, und reich an Frömmigkeit und jeder Tugend.

Zu den edelsten Bürgern gehörte der Kaufmann Luzius, der wegen seines großen Reichthums, noch mehr aber wegen seiner Gottesfurcht und Rechtschaffenheit in hohem Ansehen stand. Seine Mitbürger nannten ihn, je nachdem sie Tugend oder Reichthum höher schätzten, nur den guten oder den reichen Luzius. Seine Ehefrau Hedwig wurde wegen ihrer ansehnlichen Schönheit, noch mehr aber wegen ihrer Tugend und Wohlthätigkeit bewundert. Beide lebten in der glücklichsten Ehe.

Sie hatten nur zwei Kinder, zwei holde, lebenswürdige Knäbchen, die Zwillinge waren. Beide Brüderchen zeigten gleichtreffliche Geistesgaben, und glichen sich auch an heiterer, freundlicher Gemüthsart. Sie lachten mit ihren röthlichen Wangen, ihren lockigen gelben Haaren, ihren hellen blauen Augen einander so ähnlich, daß man sie nicht auseinander



kannte, zumal Beide ganz gleich gekleidet waren. Selbst die Aeltern hätten manchmal einen für den andern gehalten, wenn nicht jeder sich seinen Namen wohl gemerkt hätte. Der eine hieß Philemon, der andere Timotheus.

Den Namen Philemon hatte der Vater gewählt, weil es ihn freute, daß der große Weltapostel Paulus auch an einen einzelnen Bürger, Namens Philemon, den er seinen Bruder und Mitarbeiter nannte, einen sehr schönen Brief geschrieben hat; die Mutter wählte den Taufnamen Timotheus, weil Timotheus, welchen Paulus schon als einen Jüngling zum Bischofe erhob, von seiner Mutter und Großmutter im ungeheuchelten Glauben erzogen — und von Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet worden. Sie nahm sich vor, bei Erziehung ihrer Kinder dem Beispiele dieser heiligen Frauen zu folgen.

Beide Aeltern bekannten sich nicht bloß mit dem Munde, sondern von ganzem Herzen zur Christlichen Religion; die Erkenntniß Jesu Christi ging ihnen über alle ihre Reichthümer. Sie waren beide bemüht, auch ihre zwei Knäblein von ihrem zartesten Alter an, Gott und Jesus Christus kennen zu lehren, und sie wahrhaft fromm und christlich zu erziehen. Der Vater hatte zwar wenig Zeit dazu; seine Handelsgeschäfte gaben ihm zu viel zu thun. Die Mutter aber hatte die Knaben beständig um sich. Während sie bei ihrer Arbeit saß, und nähte oder strickte,

standen Beide neben ihren Müttern, und sie erzählte ihnen mit der ganzen Zärtlichkeit und Freundlichkeit einer frommen, liebevollen Mutter, was uns die heilige Schrift von der Liebe Gottes und Jesu Christi zu den Menschen erzählt. Beide Knaben verwandten dann kein Auge von ihr, und gar oft flossen ihnen die hellen Thränen über die Wangen.

Als die zwei Knaben etwa sechs Jahre alt waren, wurde die gute Mutter gefährlich krank. Der Vater war fast immer an ihrem Krankenbette; die zwei Knäblein aber standen beständig zu beiden Seiten des Bettes, und es war ihnen leid, wenn man sie auch nur zum Essen rief.

Als sie einst bei Tische saßen, hörten sie, daß eine Magd leise zur andern sagte: „Ach, es ist keine Hoffnung mehr! die gute Frau stirbt gewiß.“ Da erschrocken Beide, daß sie erblaßten.

Sie eilten sogleich zur Mutter, trugen mit aufgehobenen Händen und herabfließenden Thränen an das Krankenbett, und sprachen in ihrer kindlichen Einfalt: „Ach, liebste Mutter, wir bitten dich, stirb doch nicht, o verlaß uns nicht! Die Leute sagen, du wollest sterben.“

Die Mutter sagte, auch zu Thodnen gerührt: „Ja, meine lieben Kinder, ich fühle wohl, daß ich von diesem Krankenbette nicht mehr aufkommen werde, so gerne ich auch noch länger bei euch bleiben möchte. Der liebe Gott will es aber so, daß

ich euch verlasse, und was Er will, ist immer das Beste. Er will mich nun zu sich in den Himmel nehmen. O, dort ist es viel schöner und besser, als hier auf Erden. Dort ist keine Krankheit und kein Tod mehr; dort weiß man nichts von Betrübnis und Traurigkeit; dort ist lauter Freude und Seligkeit. Wenn ihr fromm lebt, so kommt ihr einst auch dorthin!"

Die Mutter gab, während ihrer Krankheit, ihnen noch viele gute Lehren. Eines Abends, da Vater und Kinder an ihrem Bette standen, wurde sie auf einmal todtentbleich. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, und sprach unbefreiblich heiter und fröhlich: „Nun, o Herr, rufft Du mich!“ Sie bot ihrem tiefbetrübten Ehegatten die Hand zum Abschiede; sie streckte beide Arme aus, und legte einem jeden der weinenden Knaben eine Hand auf das Haupt und segnete sie. „Was ich euch Gutes lehren konnte,“ sprach sie mit schwacher Stimme, „das hab’ ich euch treulich und redlich gesagt. Thut es nun! Die Liebe Gottes und Jesu Christi sey und bleibe in euren Herzen! Willigt nie, o nie in die kleinste Sünde! Im Himmel sehen wir uns wieder!“ Sie machte noch das Zeichen des Kreuzes über ihre Kinder, die niedergekniet waren; sie athmete noch einige Male, ihre Augen brachen, sie verschied — sanft und selig.

Der Vater führte die beiden Knäblein noch ein-

mal zur Leiche der verbliebenen Mutter, bevor man sie aus dem Sterbebette in den Sarg legte. Er wiederholte ihnen die Ermahnungen der Seligen; er forderte sie auf, ihr noch einmal zu versprechen, als wahre Christen zu leben und zu sterben. Sie versprachen es unter heißen Thränen; auch dem Vater standen die hellen Thränen in den Augen. Unbeschreiblich betrübt und in Trauerkleider gehüllt, begleitete er die geliebte Leiche zu Grabe. Die zwei Knäblein gingen weinend und schluchzend vor ihm her. Unzählige Menschen waren bei der Beerdigung zugegen. Kein Auge blieb trocken. Am heftigsten weinten die Armen, die an der frommen, christlichen Frau eine Mutter verloren hatten. Das meiste Mitleid aber hatten Arme und Reiche mit den zwei lieblichen Knäblein, die in ihren schwarzen Kleidern, mit ihren blassen Gesichtern und rothgeweinten Augen, zitternd und bebend, noch einmal in das Grab hinabblickten. „Es ist doch unbegreiflich,“ sagte mancher Vater, manche Mutter, „wie Gott diesen Kindern eine so gute Mutter nehmen konnte!“

Der Geistliche, der am Grabe stand und die Leiche einsegnete, vernahm diese Worte, faßte sie auf, und sprach zur versammelten Menge: „Die Reden, die ich aus eurem Munde hörte, erinnern mich an die Worte der heiligen Schrift: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen; Du aber, o Herr, nimmst mich auf.“ Das sind

Trostworte für alle Waisen; so sollen alle Waisen sagen. Diesen weinenden Kindern hier ward ihre gute Mutter entrissen; allein sollte ihnen auch ihr Vater, oder sollten sie ihrem Vater entrissen werden — in den Worten: „Du, o Herr, nimmst die Waisen auf!“ läge Trost für sie.“

Er erinnerte daran, wie Joseph, der Sohn Jakobs, als ein Kind zuerst seine Mutter verlor, und dann seinem Vater geraubt wurde; wie aber Gott sich des Jünglings angenommen, und ihm und seinem Vater große Freude bereitet hatte. Dies sprach der Geistliche vielleicht aus Gottes Eingebung im prophetischen Geiste. Er führte es weiter aus, und beschloß seine Rede mit den Worten Davids: „Ich bin jung gewesen und alt geworden; ich habe aber nie den Gerechten verlassen gesehen, oder seine Kinder nach Brod gehen.“

## **Zweites Kapitel.**

### **Die geraubten Kinder.**

Nach dem Tode der Mutter war der Aufenthalt in der Stadt für den Vater und seine zwei kleinen Söhne sehr traurig. Er hatte eine Meile von der Stadt, nächst einem großen Dorfe, ein sehr

schönes Landhaus. Hier begab er sich jetzt. Hier hoffte er sich auch ungestörter der Erziehung seiner Kinder widmen zu können. Er hatte sie immer bei sich, nicht nur bei Tische und Spaziergängen, sondern auch, wenn er in seinem Arbeitszimmer am Schreibtische saß, durften sie da auswendig lernen, schreiben oder auch spielen. Er brachte, ungeachtet aller seiner Geschäfte, an jedem Tage doch wenigstens eine oder die andere Stunde heraus, sie zu unterrichten. Er war in diesem ihrem zarten Alter hier auf dem Lande ihr einziger Lehrer. Er betete mit ihnen jeden Morgen und Abend; er besuchte mit ihnen an jedem Sonntage und allen Festtagen die Kirche, und wohnte mit ihnen dem Gottesdienste bei; er las zu Hause mit ihnen jedesmal das Evangelium, das auf den Tag traf, und sprach mit ihnen darüber. Er machte sie, wenn er mit ihnen in den Garten oder auf das Feld hinaus ging, auf die Schönheit der Werke Gottes aufmerksam.

Die zwei lebenswürdigen Knaben waren jetzt, nach dem Tode ihrer Mutter, seine einzige Freude. Sie liebten ihn auch von ganzer Seele, und befolgten alle seine Winke. Die schönen Hoffnungen, die ihm in den holden Knaben ausblühten, milderten seinen Schmerz über den unerseßlichen Verlust der unvergeßlichen Mutter. Allein bald kam über den edlen Mann ein neues, noch größeres Leid.

Er mußte wöchentlich ein paarmal in Handelsgeschäften in die Stadt reisen; besonders war dies an den Vorfestagen unumgänglich nothwendig. Eines Tages mußte er sich wieder dahin begeben, weil er da mit mehreren Kaufleuten ein wichtiges Geschäft abzumachen hatte. Er nahm von den beiden Knaben zärtlich Abschied, empfahl sie der treuen Obforge der Wärterin, die sie hatte erziehen helfen, einer bereits betagten, sehr frommen Person, und versprach gegen Abend bei Zeiten wiederzukommen. Die Knaben begleiteten ihn vor das Haus. Er küßte sie noch einmal, schwang sich dann auf das Pferd, und sprengte davon.

Vor dem schönen Landhause befand sich ein großer grüner Platz; in der Mitte desselben standen einige schattige Bäume, und rings umher war er mit Blumenbeeten und blühenden Gesträuchen umgeben; ein breiter, mit reinlichem Kiese beschütteter Weg, sehr bequem zum Gehen und Fahren, zog sich um den länglichrunden Rasenplatz. Hier hatten die Knaben ihren Spielplatz; sie sprangen auf dem schönen grünen Rasen öfters in die Wette, spielten Ball, oder trieben auf dem kieseligen Wege den Reifen. Sie betrachteten jeden Morgen die neu ausge schlagenen Blumen; sie rührten sie aber nie an, obwohl ihnen nur verboten war, sie nicht abzubrechen. Sie horchten mit Freuden auf den fröhlichen Gesang der Vögel, die auf den Bäumen nisteten.

Als die zwei Knaben heute wieder Hand in Hand bei den Blumenbeeten herumgingen, sahen sie bei einem blühenden Rosenstock, nicht weit von einem Feigenbaume, einen umgestürzten Blumentopf, aus dessen Rande ein Stückchen herausgebrochen war. „Der Blumentopf gehört doch gar nicht hierher,“ sagte Timotheus; „der Gärtner sollte dergleichen zerbrochene Geschirre besser aufheben.“ Philémon nahm den Topf hinweg, um ihn anderswohin zu bringen. Aber wie erstaunten beide Knaben, als sie hier ein Vogelnestchen erblickten! Die fünf jungen Vögelchen zwitscherten laut, und sperrten die kleinen gelben Schnäbelchen auf. „Das ist ein Rothkehlchennest,“ sagte Timotheus; „sieh, dort fliegt das alte Rothkehlchen ängstlich umher; es meint, wir wollen ihm seine Jungen nehmen.“

„Nein, nein, das liebe Vögelein,“ sprach Philémon, „wir wollen deinen zarten Jungen nichts zu leid thun!“ Er stürzte den Topf wieder über das Nestchen, und beide Knaben entfernten sich mehrere Schritte weit, um zu sehen, ob das alte Rothkehlchen wieder zu seinen Jungen kommen werde. Es kam bald wieder, hatte eine Fliege im Schnabel, sie ihnen zu bringen, und schlüpfte damit durch die kleine Oeffnung unter den Blumentopf. Darüber freuten beide Knaben sich sehr, und Timotheus sprach: „Es ist ganz so, wie der Vater uns gesagt hat. Dieses Vögelein nistet in



niedern Gesträuchen, oder auch in kleinen Erdhöhlen. In diesem Blumentopfe fand es eine noch viel bequemere Stätte zu seinem Nestchen. O, wie wird der Vater sich freuen, wenn wir ihm das Nestchen mit den fünf jungen Gelbschnäbelchen zeigen!"

Da kam ein wohlgekleideter Mann herbei, der vor einiger Zeit öfter in Geschäften zu ihrem Vater gekommen war, und ihnen allemal ein kleines Geschenk von Spielsachen für Kinder mitgebracht hatte. Die Knaben begrüßten ihn freundlich, und erzählten ihm sogleich von dem glücklichen Fund, den sie eben gemacht hatten. Sie wollten ihm das Nestchen zeigen. „Ah, das Rothkehlchennest dort?“ sprach er. „Das kenn' ich schon; das heißt nicht viel. Ich will euch ein anderes Vogelnest zeigen, über das ihr erstaunen werdet. Es sind zehn Junge darin: die Alten, die sich immer bei dem Neste aufhalten, sind ohne Vergleich schöner, als ein Rothkehlchen. Sie funkeln wie lauter Gold und Edelsteine. Und singen können sie — so schön, daß eine Nachtigall nichts dagegen ist. Ihr habt dergleichen noch nichts gesehen und gehört. Dort in dem Gebüsch hinter eurem Hause befindet sich das Nest. Kommt einmal mit mir! Ich will es euch zeigen.“

Die Knaben gingen voll Freude mit ihm. Das Gebüsch war nur einige hundert Schritte von dem Hause entfernt. Als sie dort ankamen, erblickten

sie einen andern Mann mit zwei Pferden. Jeder der zwei Männer ergriff eilig einen Knaben und schwang sich mit ihm auf ein Pferd. Die Knaben wollten um Hülfe rufen. Allein die Männer verstopften ihnen mit einem Tuche den Mund, schlugen ihre Mäntel um sie, sie zu verbergen, und ritten im Galoppe davon.

Gegen Abend näherte der Vater sich seinem Hause. Es wunderte ihn, daß ihm die Knaben nicht entgegen kamen; denn sonst waren sie ihm allemal mit Freudengeschrei entgegen gesprungen. Niemand war da, ihm das Pferd zu halten. Er stieg ab, und ging in das Haus. Alle seine Leute waren in der untern Stube versammelt. Alle waren voll Jammer und Betrübniß, und erschracken über seinen Anblick. „Was ist's, was gibts!“ fragte er bestürzt. „Ach Gott,“ rief die Wärterin, „die Kinder sind nicht mehr da, und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen sind. Wir haben in allen Häusern des Dorfes uns nach ihnen erkundigt; wir haben eine Menge Leute nach ihnen ausgesandt, sie überall, in dem Walde und am See, zu suchen; allein vergebens!“ „Sie sind doch wenigstens nicht ertrunken!“ sagte der Verwalter. „An den See, wo sie zuweilen, von dem liebevollen Vater begleitet, kleine Muschelschalen und farbige Kieselsteinchen sammelten, sind sie nicht gerathen. Allein in dem nahen Walde, fand der Förster einen der kleinen

Schuhe und eine Mütze von ihnen, die dort auf dem Tische liegen; auch bemerkte er auf dem weichen Boden die Spur von zwei Pferden bis an die Landstraße. Dort waren die Fußstapfen der zwei Pferde aber von den vielen andern Spuren der Pferdehufe nicht mehr zu unterscheiden!"

Der Vater stand todtenbleich in der Mitte seiner jammernden Leute. Er erhob Augen und Hände zum Himmel und rief: „O Du guter Gott! Ich wollte lieber, sie wären ertrunken! Dann wären sie jetzt bei Dir im Himmel schöne Engel! Aber geraubt! — ach das ist schrecklich! In welche Gefahr können sie kommen, selbst böse Menschen zu werden! — Doch, wo sie auch hinkommen mögen, überall sind sie, o Gott, in Deiner Hand!" Er sank auf die Knie nieder, und rief mit festgefalteten Händen: „O Gott, beschütze Du sie! Bewahre sie nur vor Sünde!" Er betete noch lange stille, stand dann stillschweigend auf, und ging ohne seinen Leuten einen Vorwurf zu machen in sein Zimmer.

---

## Drittes Kapitel.

### Der Sklavenhändler.

Der Mann, der die zwei Knaben geraubt hatte, war ein arger Bösewicht. Er hatte früherhin versucht, mit dem reichen Kaufmanne Luzius Handelsgeschäfte zu machen. Dieser merkte aber bald, der feine, geschmeidige Mensch wolle ihn nur betrügen. „Geh!“ sagte Luzius unwillig; „ich will mit dir weiter nichts zu thun haben!“ Der Betrüger wendete sich hierauf an einen andern Kaufmann in der Stadt, und betrog ihn um eine große Summe Geldes. Der Betrogene klagte seinen Verlust dem edlen Luzius, bei dem alle Nothleidende und Bedrängte immer sichere Zuflucht und Hülfe fanden. Luzius nahm sich des Betrogenen an. Der Betrüger wurde eingezogen und lag, während die Sache untersucht wurde, einige Monate im Gefängnisse. Endlich wurde er verurtheilt. Er mußte das Geld zurückbezahlen und überdies noch eine bedeutende Geldstrafe erlegen.

Dieser Mann hatte die Kinder geraubt, die nichts davon wußten, was für ein gefährlicher Mensch er sey. Man hatte ihn in der Gegend gesehen. Ein Nachbar versicherte, er habe einen solchen Mann, wie man denselben beschrieb, um das Sandhaus umherschleichen sehen; allein es sey ihm

nicht eingefallen, der Kerl habe eine so schreckliche That vor. Luzius zweifelte nicht mehr, wer der Thäter sey. Er ließ, um Nachrichten von seinen Kindern zu erhalten, ihm überall nachforschen. Er setzte einen Preis von hundert Goldstücken auf dessen Kopf. Allein alle Nachforschungen waren vergebens. Der verruchte Räuber ließ sich nirgends mehr in dem Lande blicken.

Als der böse Mensch den Urtheilsspruch über sein früheres Verbrechen vernommen hatte, und aus dem Gefängnisse entlassen war, glühte er von Rache gegen Luzius, und sann nur darauf, sich an ihm zu rächen. Er wußte, daß er dem Vater kein größeres Leid zufügen könne, als wenn er ihm die geliebten zwei Kinder raube. Er würde sie ermordet haben, wenn ihm nicht eingefallen wäre, sie einem Sklavenhändler zu verkaufen.

„Je nun, umbringen will ich sie nicht!“ hatte er zu seinem Räubergenossen gesagt, der wegen ähnlicher Bubenstücke, ein Jahr später, in Untersuchung gekommen war. „Es sind hübsche Kinderlein. Daß sie einander so gleichen, wie ein Ei dem andern ist eine große Seltenheit. Ich will sie verschachern; ich erlöse aus ihnen gewiß ein schönes Stück Geld.“

Er flüchtete sich mit den Kindern über die nahe Gränze der Türkei, in die nächste Gränzstadt. In der Türkei befindet sich, in jedem bedeutenden Orte an der Landstraße, ein großes Haus, in dem Rei-

senbe. aufgenommen, und drei Tage unentgeltlich mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen werden. Ein solches Haus befand sich auch hier. Ein unternehmender Mann hatte jedoch darin, weil von Zeit zu Zeit mehrere reiche türkische Kaufleute dahin kamen, einige Zimmer eingerichtet, wo sie für Geld bequemer wohnen konnten und besser bedient wurden. In dieses Haus begab sich der Mann mit den zwei Kindern, hielt sich in der allgemeinen Stube auf, wo er umsonst zehren konnte, ging aber alle Tage in die bessern Zimmer, und forschte nach, welche reiche Kaufleute dort ankämen. Endlich traf er einen Türken, Namens Selim, der mit allerlei schönen Tüchern, seidenen Stoffen und prächtigen Teppichen handelte, sich jedoch auch mit dem Sklavenhandel abgab, welchen man in der Türkei nicht für strafbar, sondern für erlaubt hält.

Er stellte die zwei Knaben dem Türken vor, und bot sie ihm zum Kaufe an. Der Türke sagte: „Das sind wohl zwei recht liebliche Kinder. Sie gefallen mir. Allein was soll ich mit ihnen anfangen? Ich müßte sie lange füttern, bis sie nur einige kleine Sklavendienste leisten könnten.“ Da aber die zwei Knäblein, die wohl begriffen, daß man sie als Sklaven verkaufen wolle, zitternd und bebend vor ihm standen, und gar so schmerzlich weinten, so kaufte er sie, 'mehr aus Mitleid, als um etwas an ihnen zu gewinnen. „Sie mögen es bei mir

leicht besser haben, als bei einem Arabern!“ sagte er. Er bezahlte den Verkäufer, der mit dem Kaufe so ziemlich zufrieden war, und nahm die Knaben mit sich nach Hause, in einen ansehnlichen Flecken, in dem er wohnte.

Sein etwas grämliches Weib schien mit dem Handel eben nicht mißvergnügt; seine Kinder aber hatten an den kleinen Gästen große Freude. Der Türke Selim gestattete seinen Kindern, mit diesen Christenkindern umzugehen, ließ sie mit ihnen essen, hieß sie mit denselben spielen, und wies ihnen gemeinschaftlich im Hause allerlei kleine Geschäfte an. Er gedachte sie so lange zu behalten, bis sie ein wenig größer und stärker geworden und auch von der türkischen Sprache im Umgange mit seinen Kindern das Nöthigste gelernt hätten.

Es wäre ihnen hier ziemlich wohlgegangen, wenn das Heimweh und die Sehnsucht nach dem väterlichen Hause nicht gewesen wäre. Das Schmerzlichste aber war ihnen, daß sie mit den Kindern des Türken nicht von Christus reden durften, ja daß ihnen streng und bei harter Strafe verboten war, seinen Namen auch nur zu nennen.

---

## Viertes Kapitel.

### Der fromme Gärtner.

In dem Flecken lebte ein reicher Türke, Namens Ibrahim, der einen großen, prächtigen Garten hatte. Er hielt sich einen eigenen, sehr kunstreichen Gärtner, der ihn trefflich besellte. Es wurde ein solcher Ueberfluß von Gemüse und Obst darin gebaut, daß man nicht nur das Haus reichlich damit versehen, sondern noch davon verkaufen konnte.

Eines Tages wurden beide Knaben in den Garten des reichen Türken geschickt, um in einem großen Korbe mit zwei Handhaben Gemüse zu holen. Der Gärtner, ein bereits bejahrter Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen, war auch ein christlicher Sklave. Er hatte eben ein großes Gartenbeet umgegraben, und sich nun in den Schatten eines Baumes in das Gras gesetzt, um auszuruhen. Er las in einem Buche, neben ihm lag die Schaufel, ein großes Stück Gerstenbrod nebst ein wenig Ziegenkäse auf einem irdenen Teller, neben dem ein Wasserkrug stand. Als beide Knaben, jeder den Korb an einer Handhabe haltend, vor ihn traten, betrachtete er sie mit Wehmuth. Ihr liebliches, sich ganz gleichendes Aussehen, und die zierliche ungarische Kleidung, die sie noch aus dem väterlichen Hause hatten, fielen ihm auf. Er grüßte sie sehr freund-



lich in ungarischer Sprache, und sagte ihnen, daß er ihr Landsmann sey. Beide hatten eine unbeschreibliche Freude, ihre Muttersprache wieder zu hören. Der Mann war ihnen nun nicht mehr fremd; sie fühlten das größte Zutrauen zu ihm. Er fragte, wie sie als so zarte Kinder vornehmer Aeltern in die Sklaverei gerathen seyen? Sie erzählten ihm ihre Geschichte, und beide fingen an schmerzlich zu weinen, als sie den Namen ihres geliebten Vaters nannten. Der gute Gärtner tröstete sie liebevoll, und fragte sie, ob sie auch schon einigen Unterricht in der christlichen Religion erhalten hätten? „O ja,“ sagten sie, „wir haben das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn, nebst dem englischen Grusse gelernt. Wir beten diese Gebete alle Tage mit einander.“ „Nun,“ sagte der Mann, „so betet einmal das Vater unser.“ Beide erhoben sogleich ihre kleinen Hände, fingen an zu beten, und blickten, als sie die Worte sagten: Der Du bist in dem Himmel — so andächtig zum Himmel, daß der Mann darüber sehr gerührt und erfreut war. Er lobte sie, und sagte ihnen, er heiße Antonius und sey ein christlicher Priester. Da wollten beide Knaben ihm ehrerbietig die Hand küssen. Er gab dieses jedoch nicht zu, ermahnte sie aber väterlich liebevoll, dem christlichen Glauben getreu zu bleiben und auf Gott zu vertrauen. „Glaubt mir,“ sprach er mit

einem frommen Bild zum Himmel, „der gütige Gott wird sich eurer erbarmen, und euch wieder in die Arme eures guten Vaters zurückführen.“ Er gab ihnen den priesterlichen Segen, füllte hierauf ihren Korb mit Gemüse und beschenkte sie überdies mit Blumen. Sie eilten sehr erfreut nach Hause, beschenkten aber mit den schönen Blumen die Kinder des Türken.

Beide Knaben kamen nun öfter in den Garten, um Gemüse zu holen. Die Kinder des Türken dünkten sich zu vornehm, den Gemüsekorb zu tragen. Sie waren es daher wohl zufrieden, daß die Knaben sich so bereitwillig dazu zeigten. Da sie überdies die Blumen und Früchte, die ihnen der Gärtner mit in den Kauf gab, allemal unter die Türkenkinder austheilten, so sagten diese: „Nun ist's uns noch lieber, daß ihr euch mit dem Korb schleppt; denn uns hat der knauserige Gärtner noch nie so schöne Blumen und köstliche Früchte geschenkt, wenn wir Gemüse holten.“ Die Knaben kamen daher fast täglich in den Garten. Der fromme, christliche Gärtner, wußte ihnen allemal viel Lehrsreiches und Erfreuliches zu sagen. Sie freuten sich schon am frühen Morgen auf die Viertelstunde oder halbe Stunde, die sie bei ihm zubringen durften. In der Folge erlaubte ihnen Selim, auf ihr flehentliches Bitten, täglich eine ganze Stunde bei ihrem geliebten Gärtner, wenn derselbe Feterabend

gemacht hatte, zuzubringen. Diese Stunden waren ihnen die seligsten Stunden, die ihnen in diesem unchristlichen Lande zu Theil wurden. Sie dankten Gott alle Tage, daß Er ihnen einen so frommen, guten Priester zum Lehrer gegeben habe.

---

## Fünftes Kapitel.

### Der Sklavenmarkt.

So verflossen beinahe zwei Jahre. Der Türke Selim hatte die Knaben liebgewonnen, und dachte nicht daran, sie zu verkaufen. Die Türkin aber war ihnen nicht so geneigt. „Wir haben,“ sagte sie eines Tages, „die Kinder gekauft und sie bisher gepflegt. Wir müssen aber nunmehr darauf bedacht seyn, sie wieder zu verkaufen. Ihre Ernährung und Bekleidung ist zu kostspielig. Sie sind nun schon im Stande, ihr Brod anderwärts zu verdienen. Es ist Zeit, daß sie einmal aus unserm Hause weiter kommen.“ Der Eigennuß war aber nicht die einzige Ursache, warum sie die Knaben verkauft haben wollte. Fast Jedermann, der in das Haus kam, lobte die Schönheit und Artigkeit der zwei Knaben gar sehr, ihre Kinder aber nur wenig oder gar nicht. Das war ihr sehr verdrieß-

lich. Sie klebete von nun an ihre Kinder auf das schönste, die zwei Christenknaben aber in Sklavenkleider von dem größten Luche, das sie austreiben konnte. Es half aber Alles nichts; die zwei Knaben gefielen den Leuten doch besser. Ja einmal kam eine fremde Frau, eine reiche Türkin, in das Haus, um schön gefärbte Zeuge von Kameelgarn zu kaufen. Timotheus und Philemon saßen an einem niedrigen Tische, auf dem mehrere Kolben von Türkenkorn lagen, und waren damit beschäftigt, die großen, goldgelben Körner herauszulösen. Die fremde Frau erblickte die Knaben und rief verwundert: „Was dies doch für schöne Kinder sind! Wahrhaftig, du bist eine beneidenswerthe Mutter! Sie sind wahre Engelskinder.“ Jetzt kamen zwei Kinder der Türkin in die Stube. „Was sind denn dies für garstige Geschöpfe?“ sagte die Frau. „Die gehören wohl einem eurer Nachbarn? Mich dünkt, sie sind mit ihren feinen, aber beschmutzten Kleidern recht ungezogene Kinder. Gegen die zwei Knaben da sind sie rechte Fragensichter.“ Von dieser Zeit an konnte das Weib die zwei Knaben gar nicht mehr ausstehen. „Ich kann sie nicht mehr vor Augen sehen,“ schrie sie; „sie müssen fort, je eher, je lieber.“

Nach einigen Tagen wurde in der weit entfernten Stadt, wo der Pascha dieses Bezirkes seinen Sitz hatte, ein großer Jahrmarkt gehalten. Da

sagte das Weib zu ihrem Manne: „Du mußt die zwei Buben mit auf den Markt nehmen, und sie dort verkaufen. Ich dulde sie nicht mehr länger in dem Hause. Eine Wohlthat will ich jedoch ihnen noch erweisen. Ich will sie neu und etwas besser kleiden, damit sie verkäuflicher sind. Nach, also, daß wir ihrer los werden.“

Dem Türken Selim war dieses nun gar nicht recht. Er war ein bider, gutmüthiger Mann, der sich aber von seinem hageren, zänkischen Weibe ganz beherrschen ließ. Er gehorchte, setzte sich mit beiden Knaben auf einen Wagen, und fuhr ab. Einige Kameele mit Waaren beladen, folgten dem Wagen. Er begab sich mit den Knaben, die Hand in Hand vor ihm hergingen, auf den großen Marktplatz, der sich vor dem Hause des Pascha befand, und gedrängt voll Menschen war. Es versammelten sich sogleich mehrere Leute um die zwei Knaben. Die zwei lieblichen Kinder, die einander so ähnlich sahen, fielen Jedermann auf. Mehrere Käufer kamen herbei. Sie sagten jedoch: „Wenn die Knaben nicht gar so jung und so klein wären, dann wären sie wohl gut anzubringen; allein zu Sklavendiensten sind sie noch zu schwach.“ Sie gingen weiter.

Zwei Käufer, ein Türke und ein Mohr, handelten jedoch um die Knaben, machten aber auch die Ausstellung, daß sie noch keine Dienste leisten können. „Je nun,“ sagte Selim, zu dem Türken, „sie könn-

ten doch ihrem künftigen Herrn die Tabackspfeife anzünden, und ihm den Kaffee austragen, oder in dem Garten die abgefallenen Citronen auflesen." Zu dem Mohren sprach er: „Wie in christlichen Ländern hohe Herrschaften sich's zur Ehre rechnen, einen schwarzen Diener zu haben, so haben die Mohren gern einen weißen Sklaven in ihrem Dienste, wenn er auch gleich zu nichts sonderlich taugen sollte, als zum Staatmachen."

Der Mohr und der Türke kauften die Knaben. Der Türke sagte zu dem Sklavenhändler Selim: „Du kennst mich; hole das Geld bei mir ab!" und nahm Timotheus bei der Hand, um ihn mit sich zu nehmen. Der Mohr sprach zum Verkäufer: „Komm mit dem Knaben in meine Wohnung; dort werde ich dir das Geld erlegen."

Allein da die zwei Knaben hörten, daß sie von einander getrennt werden sollten, fingen sie laut an zu jammern und zu weinen. „Nein, nein," rief der eine, seinen Bruder umarmend, „nein, mein liebster Timotheus, ich scheide nicht von dir; ich will mit dir leben und sterben." Der andere rief: „Unsere liebe Mutter ist gestorben, unserm lieben Vater wurden wir geraubt! Ich habe nun Niemand mehr als dich, liebster Philemon! Ich kann, ich kann dich nicht verlassen. Gott wolle dies verhüten!" Alle Umstehende wurden von dem Jammer der Kinder gerührt.

Die Gemahlin des Pascha, die an dem Fenster stand, um den Markt zu beschauen, hatte die zwei schönen Kinder, die einander so gleich sahen, mit großem Wohlgefallen beobachtet. Der Jammer der guten Knaben griff ihr tief ins Herz. Sie sandte einen Diener an den Verkäufer und die zwei Käufer der Kinder, und ließ ihnen sagen: „Ich, die Gemahlin des Pascha, will die zwei Kinder kaufen; überlaßt sie mir.“ Alle drei verneigten sich tief gegen das Fenster. Der Sklavenhändler folgte mit den zwei Knaben dem Diener und stellte der Frau die Kinder vor. Sie bezahlte den Mann viel reichlicher, als er erwartet hatte. Er sagte den Knaben nicht ohne Thränen im Auge, Lebewohl, ging aber doch sehr vergnügt über die gute Bezahlung weiter.

Die Frau ließ sich mit den zwei Knaben in ein Gespräch ein, und wollte ihre Geschichte vernehmen. Sie erzählten ihr Alles, was sie wußten, sehr treuherzig. Sie konnten sich in der türkischen Sprache freilich nicht immer ganz richtig ausdrücken. Indeß verstand sie doch Alles, was die Kinder sagten, sehr wohl, mußte jedoch über die seltsamen Ausdrücke, deren sie sich mitunter bedienten, hie und da lächeln. Da sie eine große Kinderfreundin war, selbst aber keine Kinder hatte, so beschloß sie, die Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Sie hoffte, ihr Gemahl, der eben in Geschäften verreist war, werde dies gerne zugeben.

Sie ließ beide Knaben, die ziemlich ordentlich, aber doch als Sklaven gekleidet waren, nach türkischer Landesart sehr prächtig kleiden. Als beide Knaben in dem langen türkischen Kleide ihr zugeführt wurden, war sie ganz entzückt. „Das dunkelrothe Gewand,“ sagte sie, „auf das ihre gelben Locken sich verbreiten, steht ihnen wunderschön.“ Sie betrachtete sie von allen Seiten. Den Knaben war es aber nicht lieb, sich als Türken gekleidet zu sehen. Allein die Frau sprach: „Ihr lieben Kinder, seyd getrost! Ich will keine Türken aus euch machen; ich werde aber doch eure zweite Mutter seyn.“

---

## Sechstes Kapitel.

### Elmine.

Elmine, die Gemahlin des Pascha, war eine vortreffliche Frau, von großem Verstande. Die türkischen Frauen leben sonst in ihren Wohnungen eingeschlossen, fast wie Gefangene, und dürfen nie anders als verschleiert und in Begleitung ausgehen. Allein in Elminens Einsicht und Tugend setzte ihr Gemahl ein so unbegrenztes Vertrauen, daß er sie diesem Zwange nicht unterwerfen wollte; vielmehr



übertrug er ihr die Oberaufsicht über sein ganzes Hauswesen, seine Gärten und Feldgüter. Sie durfte überall frei umher gehen. Alle Hausgenossen mußten in seiner Abwesenheit ihr gehorsamen, wie ihm selbst. Diese edle Frau, die eine überaus wohlwollende, menschenfreundliche Seele war, hielt ihr Wort, den Knaben eine Mutter zu seyn, getreulich. Sie wies ihnen ein eigenes, sehr schönes Zimmer an, übergab sie der Aufsicht einer Kammerfrau, und befahl einem christlichen Sklaven, zu dem sie das meiste Vertrauen hatte, sie zu bedienen. Sie ließ die Knaben sehr oft zu sich rufen. Wenn dann sie und ihre Kammerfrauen bei ihren Stidrahmen saßen, unterhielten sie sich mit den Knaben. Sie fragten sie Vieles, wie es in christlichen Ländern zugehe, und fanden an ihren kindlichen Erzählungen und lebhaften Schilderungen viel Vergnügen.

Wenn Elmine in den Garten ging, der sehr groß und prächtig war, durften die Knaben sie allemal begleiten. Sie erblickten da manche Blume, die sie in den Gärten ihres Vaters und ihres Lehrers Antonius schon gesehen hatten, und begrüßten sie mit Freuden als alte Bekannte; viele sehr große Blumen von blendenden Farben, waren ihnen aber noch ganz fremd. Die Knaben sagten zu der Frau: „Die christlichen Blumen sind uns schon alle bekannt; wir bitten dich, sag' uns doch, wie heißen diese türkischen Blumen?“ Elmine lächelte und nannte die Namen.

Die Knaben durften nun auch, wenn Elmine nicht dabei war, in den Garten oder auch in den Hof an dem Ballaste gehen. Jedermann in dem Ballaste gewann die artigen Kinder lieb; die Arbeiter im Garten und die Diensthofen im Hofe hatten große Freude an ihnen; sogar die Thiere waren ihnen zugethan. Sobald die zwei Knaben in dem Garten sich sehen ließen, kam das Paar Schwanen, das sich Elmine auf dem großen Gartenteiche hielt, sogleich an das Ufer herbeigeschwommen, weil die Knaben ihnen allemal Brod zuwarfen. Auch die zwei schönen, großen Jagdhunde, die der Pascha hielt, sprangen, so oft die Knaben hinab in den Hof kamen, ihnen freudig entgegen, weil die Knaben ihnen allemal einige gute Bissen zuſtedten und ihnen ſchmeichelten.

Der kleine Philemon hätte, als er die Hunde das erste mal sah, bald großen Verdruß angerichtet. „Wir hatten auf unserm Hofe auch einen solchen Hund,“ sagte er; „er gehörte unserm Verwalter, und hieß Sultan.“ Zum Glück hatte diese Rede nur ein chriſtlicher Sklave, der die Hunde füttern mußte, gehört, und warnte ihn, nichts solches mehr hören zu lassen. „Bei Leib und Leben nicht,“ sagte er, „es könnte dir den Kopf kosten. Denn, Sultan nennen die Türken ihren Kaiser. Es ist auch nicht recht, daß einige Chriſten den Kaiser der Türken so beschimpfen und seinen Namen so entehren; sie

dürfen sich deshalb nicht beklagen, daß die Türken sie Hunde nennen."

Nachdem die Knaben in dem Ballaste angewöhnt, und nun immer sehr heiter und fröhlich waren, gab Elmine dem christlichen Sklaven, der die Knaben bisher bediente, und der überaus geschickt war, und schon lange unter den Türken gelebt hatte, den Auftrag, sie in der türkischen Sprache, und im Lesen und Schreiben derselben, auch im Rechnen zu unterrichten. Der Sklave war darüber höchst erfreut. Er begnügte sich aber nicht damit, den zwei Knaben die türkische Sprachlehre beizubringen; er übte sie auch im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache. Ganz vorzüglich aber sprach er mit ihnen in jeder Unterrichtsstunde von Gott und von Christus dem Herrn.

Eines Morgens wollte Elmine nach den Kindern sehen. Die Thüre des Zimmers stand halb offen. Beide knieten in Mitte des Zimmers und beteten mit lauter Stimme. „O Du lieber Gott," sagten sie unter anderm, „Du lieber Vater im Himmel, o segne, segne unsere zweite Mutter, die gute Elmine, mit Deinem besten Segen! Sie ist gegen uns so liebevoll und gut. O gib, daß sie Dich immer mehr, und auch Deinen lieben Sohn, Jesus Christus, erkennen lerne — und selig werde."

Diese Worte gingen Elminen sehr zu Herzen. Sie befragte von nun an die Knaben öfter über

die christliche Religion. Alles, was sie ihr sagen konnten, gefiel ihr sehr wohl. Einiges war ihr jedoch nicht ganz klar. „Ach!“ sagte sie einmal, „ich wünschte mit einem Manne zu sprechen, der mir nähere Auskunft geben könnte!“

„D!“ riefen beide Knaben, „da wissen wir dir den Allerbesten, den man nur immer finden kann! Es ist der gute Gärtner, von dem wir dir — weißt du noch? — so Vieles erzählt haben. Er ist ein frommer Christ, ein gelehrter Mann, ja sogar ein christlicher Priester.“

„Da habt ihr Recht,“ sprach Elmine. „Ich werde ihn mir zu verschaffen wissen. Doch laßt nichts davon merken, daß er ein christlicher Priester ist. Das könnte ihm das Leben kosten; die Türken wären im Stande ihn zu erdroffeln.“

Da nach einigen Wochen wieder Jahrmarkt war, ließ Elmine den Kaufmann Selim rufen. „Ich bin dir vielen Dank schuldig,“ sprach sie zu ihm. „Du hast mir die zwei Christenknaben zu kaufen gegeben, mit denen ich ausnehmend zufrieden bin. Ich habe aber noch eine andere Angelegenheit. Ich wünschte meinen Garten in einem bessern Zustande zu sehen. Die Christen verstehen sich aber besser auf die Gartenkunst, als die Türken. Wüßtest du mir keinen christlichen Sklaven zu verschaffen, der darin erfahren ist? In dich setze ich das größte Vertrauen.“

Der Mann fühlte sich durch diese Anrede geschmeichelt. „Ich wüßte wohl einen,“ sagte er, „der viele Proben abgelegt hat, daß er in der Gärtnerei ein großer Meister sey. Allein der wird schwerlich zu bekommen seyn. Er ist der Sklave des reichen Ibrahim.“ — „Kaufe ihn mir,“ sprach Elmine, „für welchen Preis es auch immer sey. Sage dem reichen Manne, ich bedürfe seines Gärtners. Da wird er sich gewiß nicht weigern, ihn mir zu überlassen.“

Selim begab sich, sobald er nach Hause kam, zu Ibrahim, und erbot sich, ihm seinen Sklaven abzu kaufen. Allein Ibrahim gab ihm mit Unwillen eine abschlägige Antwort. „Was fällt dir ein?“ rief er; „mein Gärtner ist ein so guter Mann, und leistet mir so gute Dienste, daß er mir um keinen Preis feil ist. Ich verkaufe ihn durchaus nicht.“ Als der reiche Türke aber vernahm, die Gemahlin des Pascha verlange den Sklaven, ergab er sich darein.

Selim kam mit Antonius in dem Ballaste an, und der Hausmeister führte beide zu Elminen. Sie erstaunte, obwohl Antonius nur in schlechte Sklavenkleider gehüllt war, über seine ehrwürdige Gestalt. Sie bezahlte Selim, so viel als er gefordert hatte, befahl dem Hausmeister, die zwei Knaben zu rufen, und sprach, sobald er sich mit Selim entfernt hatte, zu Antonius: „Ehrwürdiger Vater! Deine zwei kleinen Schüler, Timotheus und Phllemon, die dich

so zärtlich lieben, wie Kinder ihren Vater, haben mir von dir erzählt. Du sollst von nun an auch mein Lehrer seyn. Ein christlicher Priester, wie du, kann mir über Das, was mir am meisten am Herzen liegt, und was für alle Menschen das Allerwichtigste ist, die sicherste Auskunft geben."

Antonius erhob Augen und Hände zum Himmel und sprach: „Guter Gott! welche große Dinge führest Du durch diese Kinder aus!“ — In diesem Augenblicke kamen beide in das Zimmer. Voll der höchsten Freude eilten sie auf ihn zu, und riefen: „O Antonius! Du unser Lehrer, unser zweiter Vater! O wie danken wir Gott, daß wir dich wieder haben!“ Ihre Freude war unaussprechlich.

Elmine ließ Antonius besser, wiewohl nur als einen Gärtner, kleiden. Sie kam mit den zwei Knaben öfter in den Garten, und unterredete sich mit Antonius. Die Türken meinten, sie berathe sich mit ihm bloß, wie der Garten des Pascha zu verschönern sey. Allein sie sprach von einem herrlicheren Garten, als diesem — von dem Reiche Gottes. Sie redete nur von Gott und dem göttlichen Erlöser. Ueber das, was Antonius Elminen sagte, ging ihr ein neues Licht auf. Sie wurde eine Christin. Sie legte in Geheim, nur vor ihm, den beiden Knaben und zwei christlichen Sklaven, in dem Gartensaale das christliche Glaubensbekenntniß ab, und ließ sich von ihm taufen.

Elmine erhielt auf ihr Verlangen den Taufnamen Elisabeth. Denn der fromme Ungar Antonius hatte ihr von der ungarischen Prinzessin Elisabeth erzählt, und diese heilige Landgräfin wegen ihrer Demuth, Sanftmuth und ungemein großen Mildbthätigkeit gegen Arme und Leidende gerühmt, und sie ihr besonders als ein Vorbild fürstlicher, ja nicht nur hoher, vornehmer, sondern aller Frauen vorgestellt. Elmine wählte daher diesen Namen, um an ein so schönes Beispiel beständig erinnert zu werden, und ganz in die Fußstapfen dieser heiligen Frau einzutreten.

## Siebentes Kapitel.

### Der Kriegsgefangene.

Während Elmine die zwei liebenswürdigen Kinder in ihr Haus aufgenommen, und der fromme Antonius nicht so fast zum Oberaufseher über ihre Gärten, als zu ihrem Seelsorger gemacht hatte, befand sich der Pascha, ihr Gemahl beständig zu Konstantinopel. Der türkische Kaiser rüstete sich zu einem neuen Feldzuge gegen die Christen, und hatte den einsichtsvollen Mann in den Kriegsrath berufen, und ihn zu einem der ersten Feldherren bestimmt. Der

Krieg brach wirklich aus. Elmine erhielt durch einen Eilboten zu Pferd sogleich Nachricht davon. Sie und ihre christlichen Freunde waren darüber sehr betrübt; allein die Türken im Ballaste und in der Stadt freuten sich und jubelten hoch auf.

Obwohl das große Kriegsheer in einer ganz andern Gegend in Ungarn eindrang, so wollten die Türken doch auch dahier ihres Orts nicht müßig seyn. Sie rotteten sich zusammen, zogen in stürmischer Eile über die Gränzen, überfielen die benachbarten Städte, Flecken und Dörfer, plünderten die Häuser, verheerten die Felder, trieben die Herden weg, sengten und brennten, und führten auch viele Gefangene mit sich fort in die Türkei.

Mehrere Gefangene wurden, unter einem großen Zusammenlaufe und Freudengeschrei des Volkes, auf den großen Marktplatz vor dem Ballaste des Pascha gebracht, um sie da zum Verkaufe feil zu bieten. Elmine und die zwei Knaben eilten an das Fenster, um sie zu sehen. Da erblickten die Knaben unter den Gefangenen ihren Vater. Beide riefen mit Einer Stimme, so laut sie konnten: „Vater! Vater! Liebster Vater!“ Er sah hinauf, sah die zwei Knaben in türkischer Kleidung, wußte aber noch nicht, wem ihr Zuruf gelte. Aber schon waren sie vom Fenster verschwunden. Sie eilten hinab, sie suchten sich durch die Volksmenge hindurch zu drängen. Die Leute weichen ihnen zu beiden Seiten aus.



Sie gelangten zu ihrem Vater, sie umschlangen seine Knie. Er kannte sie nicht sogleich. „O liebster, bester Vater,“ riefen sie, „kennst du uns denn nicht mehr? Ich bin dein Timotheus! Ich bin dein Philemon!“ „O meine Kinder!“ rief jetzt der Vater mit lauter, herzdurchbringender Stimme. „O Gott! o Gott! wie dank' ich Dir!“ Vater und Söhne brachen unter tausend der herzlichsten Begrüßungen in Freudenthränen aus. Er achtete nicht mehr seiner Ketten. Er war voll Seligkeit. Die Umstehenden, besonders die Ungarisch verstanden, waren erstaunt und gerührt; vielen kamen Thränen in die Augen. Sie riefen den Entferntern zu, die auch wissen wollten, was es gebe: „Er ist ihr Vater! Sie sind seine Söhne!“

Elmine schickte einen Diener hinab mit der Botschaft: „Die Gemahlin des Pascha verlangt, diesen Gefangenen ihr zu überlassen.“ Die Soldaten führten ihn zu ihr hinauf. Elmine beschenkte sie reichlich und sagte: „Nehmet dieses nur einstweilen! Bezahlen wird euch, ihr tapfern Krieger! sobald er zurückkommt, der Pascha.“ Die Knaben baten, ihrem geliebten Vater die Ketten abnehmen zu lassen. Die Frau befahl den Kriegern, es zu thun. Sie gehorchten, und entfernten sich mit den Ketten. Luzius dankte ihr in türkischer Sprache, die er sehr wohl verstand. Die erfreuten Knaben verwandten kein Auge von dem Vater, bemerkten jedoch mit

Behmuth, daß er, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatten, sehr gealtert habe. In der That hatte seine tiefe Betrübniß über den Tod der geliebten Mutter und der unbeschreibliche Kummer über den Raub seiner lieben Kinder, auch seine eigene Hinwegführung in die Sklaverei, wobei er von den grausamen Türken Vieles leiden mußte, seine Haare vor der Zeit grau gemacht, und in seine edlen Gesichtszüge Falten gebracht. Beide Knaben waren darüber sehr betrübt.

Doch auch der Vater wurde auf einmal sehr traurig; die prächtige, türkische Kleidung seiner Söhne befremdete ihn. Er fürchtete, sie seyen Türken geworden. Elmine bemerkte seine Traurigkeit, und vermuthete die Ursache derselben. „Seyd gutes Muths, lieber Vater, und freuet euch,“ sprach sie. „Auch ich bin eine Christin. Gott hat sich dieser Eurer guten Kinder bedient, mir Jesum Christum zuerst zu verkünden. Und dieser würdige Mann hier, der ein christlicher Priester ist“ — sie zeigte auf Antonius, der eben in das Zimmer trat — „ward weiterhin mein und ihr Lehrer. O, wie freue ich mich, den Vater so guter Kinder kennen zu lernen!“

Jetzt erst fühlte der Vater sich ganz selig; er lobte und pries Gott mit lauter Stimme.

Elmine, die zwei Knaben und Antonius beehrte, setzte sich nun, dem Luzius zu erzählen, wie wunderbar Gott Alles gesügt hatte. Er verlebte hier sehr frohe Tage; alle waren selig in Gott.

Indeß sehnte Vater Luzius sich doch mit seinen Kindern zurück in seine Heimath, zumal die Türken, die sich in dem Pallaste befanden oder dahin kamen, ihm sehr finstere Gesichter machten, und, wie er wohl merkte, ihren Ingrimm gegen ihn nur mit Mühe zurückhielten. Er bat daher die Frau, ihn und seine Söhne nach Hause reisen zu lassen. Allein Elmine sprach: „So lange der Krieg währt, ist es nicht rathsam; ihr wäret da tausend Gefahren ausgesetzt. Sobald es aber Friede seyn wird, werde ich euch ehrenvoll und mit reichlichem Ersatz für Alles, was ihr durch den Krieg verloren habt, zurücksenden in euer Vaterland.“

Luzius gab ihr Recht, und erkannte ihre Güte mit Dank. „Nur,“ sagte er, „würde es mir schwer fallen, dahier ohne bestimmte Beschäftigung zu leben. Die Langeweile würde mir unerträglich seyn.“ Er hatte sich bisher bloß in seinen freien Stunden und zu seinem Vergnügen mit der Gartenkunst beschäftigt, und es besonders in der Blumenzucht sehr weit gebracht. Er bat daher, ihn dem frommen Antonius zum Gärtnergehülfen beizugeben, was Elmine denn auch sehr gerne that. Luzius zog zu Antonius in die Gärtnerwohnung, und Beide freuten sich, nun bei einander zu leben, und ihr Leben gemeinschaftlich, in Arbeit und Gebet, Gott widmen zu können.

## Achtes Kapitel.

### Der Pascha.

Nach langer Zeit kam, plötzlich und ganz unerwartet der Pascha zurück. Die Türken hatten eine große Schlacht verloren, und einen sehr unvorteilhaften, ihnen nachtheiligen Waffenstillstand eingehen müssen. Als er mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Soldaten durch die Straßen der Stadt ritt, lief alles Volk zusammen, und begrüßte ihn mit frohem Jubel. Er aber war höchst aufgebracht, und fluchte über die Christen. Seine Diener verkündeten ihm, noch bevor er seinen Palast betrat: „Auch deine Gemahlin ist eine Christin geworden. Ein Priester der Christen hat sich, in einen Gärtner verkleidet, in deine Wohnung eingeschlichen, und sie von Mahomed abtrünnig gemacht. Noch ein anderer Christ, der als Kriegsgefangener hieher gebracht wurde, den aber deine tapferen Krieger ihr ausliefern mußten, hat auch dazu geholfen. — Sieh, dort geht er eben vorbei! — Diesen zwei verruchten Christen schenkt sie ihr ganzes Vertrauen; wir Türken gelten nichts mehr bei ihr! Sie richtet sich in ihrem Betragen mehr nach den Sitten christlicher als türkischer Frauen. Um aber das Maas voll zu machen, hat sie sogar zwei Christknaben, die Söhne jener

gefangenen Türkenfeindes, an Kindesstatt angenommen.

Da wurde der Pascha noch aufgebracht, und kam vor Wuth fast außer sich. Er rannte wie toll die Stiege hinauf, seine Gemahlin zur Rede zu stellen. Oben an der Stiege begegnete sie ihm, ihn freundlich zu bewillkommen. Bei ihrem Anblicke suchte er sich zu fassen, und sagte ziemlich ruhig: „Ist es wahr, bist du eine Christin?“ Sie sprach: „Es ist wahr, ich bin eine Christin! Und ich freue mich, meinen Glauben an Christus freimüthig zu bekennen.“ Da riß er ganz rasend seinen Säbel aus der Scheide, um ihr den Kopf zu spalten. Allein ein Hauptmann, der ihn begleitete, fiel ihm in den Arm, hielt ihm mit vieler Mühe die Hand zurück und sagte: „Laß ihr doch Zeit, sich zu bedenken; ich zweifle nicht, sie läßt sich auf bessere Gedanken bringen. Unsere Geselehrer werden sie zu belehren wissen. Die gute Frau wurde durch Ueberredungskünste nur zum Glauben der Christen verführt; sie wird ihre Thorheit bald einsehen und bereuen. Laß ihr doch Zeit dazu.“

„Es sey,“ sprach der Pascha, „ich lasse ihr drei Tage Bedenkzeit. Führt sie auf ihr Zimmer und bewacht sie dort. Den verhassten Priester aber, und den andern verfluchenswerthen Christen, werft in das Gefängniß. In drei Tagen sollen sie ohne Gnade sterben; ich lasse Weiden die Köpfe

abschlagen, und dem sinnlosen Weibe da, wenn sie indeß nicht zur Besinnung kommt, zugleich mit ihnen. Alle drei sollen dann in einer Stunde hingerichtet werden." Man führte die Frau auf ihr Zimmer, und stellte eine Wache davor. Der fromme Geistliche aber und der Vater der zwei Knaben wurden in das Gefängniß geworfen.

Die guten Knaben, Timotheus und Philémon, waren höchst traurig und bestürzt, daß man ihren lieben Vater in drei Tagen wolle hinrichten lassen. Alle im Pallaste hatten Mitleid mit ihnen. Die Christlichen Sklaven liebten sie von Herzen; denn die Knaben hatten ihnen viel Gutes erwiesen, und von der Frau des Hauses manche Wohlthat für sie erseht. Auch die Türken waren den liebenswürdigen Kindern nicht abgeneigt. Sie hatten öfter zu einander gesagt: „Beide sind wackere Knaben; sie werden einmal ganz gewiß brave Türken werden." Sie trösteten jetzt nach ihrer Art die Knaben. „Seyd froh," sagten sie, „daß der Pascha euch nicht auch hinrichten läßt. Ihr dürft von Glück sagen, daß er euch verschont! Nehmt euch aber wohl in Acht, ihm jetzt vor die Augen zu kommen; sonst läßt er euch die blonden lockigen Köpfe auch abschlagen."

Beide Knaben gingen auf ihr Zimmer, knieten da nieder, erhoben ihre Hände zum Himmel, und beteten unter heißen Thränen: „O Du guter, barm-

herziger Gott! Erbarme Dich unsers lieben Vaters, unsers lieben Lehrers und der guten Elmine! Errette Du sie! Denn Du kannst es allein." Sie trösteten einander mit den Worten der heiligen Schrift. Besonders tröstlich waren ihnen die Worte Davids, die ihnen der fromme Antonius öfter gesagt hatte: „Die Gerechten haben viel zu leiden, aber der Herr wird sie aus allen Leiden erlösen; denn Er ist der treue, mächtige Hüter und Beschützer aller Bedrängten."

Hierauf beteten sie wieder, und dachten dann wieder an einen schönen, trostreichen Ausdruck der heiligen Schrift, von denen sie viele auswendig mußten. Und ihr kindliches Vertrauen auf Gott und seine Verheißungen machten es ihnen leichter um das Herz. Sie wurden getrost und vollkommen ruhig.

---

## Neuntes Kapitel.

### Die Flucht.

Der herzlichste Wunsch der Knaben war nun, ihren geliebten Vater im Gefängnisse zu besuchen. Der Soldat, der es bewachte, war wohl ein Türke, allein er war in seinem Herzen der christlichen Religion eben nicht abgeneigt. Nur verbarg er, aus Furcht vor dem Pascha, diese seine Gesinnungen. Die Knaben baten ihn, sie zu ihrem Vater zu lassen. „Ich will es euch gestatten,“ sagte er; „nur muß es heimlich geschehen. Kommt heute Nacht wieder.“ Er nannte ihnen die Stunden, in denen er wieder die Wache haben werde.

Beide begaben sich hierauf zu dem Gefängnisse ihres frommen Lehrers. Ein türkischer Soldat hielt Wache vor der Thüre. Sie verlangten mit vielen Bitten und Thränen eingelassen zu werden. Allein er wies sie roh und trotzig zurück. Sie versuchten hierauf, Umlinden zu sehen. Sie kamen vor die Thüre ihres Zimmers. Zwei Türken mit blanken Säbeln standen vor der Thüre. Die Knaben brachten sehr schüchtern und bescheiden ihre Bitte vor. Allein der eine Soldat sagte nur kurz: „Nichts da! es ist verboten.“ Der andere schwang den Säbel und rief: „Geht! oder —!“ Sie kehrten betrübt zurück.



Als die Nacht angebrochen war, schlichen sie sich zu dem Kerker ihres Vaters. Die Gefängnisse waren an den Ballast angebaut. Ein schmaler Gang führte dahin. Der Wächter zündete an einer Lampe, die auf dem Gange brannte, eine kleine Laterne an, gab sie den Knaben, öffnete die Thüre, und ließ sie hinein gehen.

Der Vater saß in dem dunkeln Gefängnisse, das von der Laterne nur dürftig erhellt wurde. Sie fielen beide vor dem geliebten Vater auf die Knie nieder, und weinten über den blutigen Tod, der ihm bevorstand. Er aber sprach: „O meine liebsten Kinder, seyd getrost. Was Gott über mich verhängt hat, wird in Erfüllung gehen. Gegen Seinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Sein Wille geschehe! Hat Er meinen Tod beschlossen, so freue ich mich darauf, meinen Glanzen an Seinen geliebten Sohn Jesus Christus mit Vergießung meines Blutes zu bezeugen,

„O das ist gut,“ sagten die Knaben, „dazu sind wir auch bereit.“ Aber was solltest du dich von diesem grausamen Pascha hinrichten lassen! Alle diese Türken hatten kein Recht dazu, uns zu Sklaven zu machen. Entfliehe! Du kannst es leicht. Der Soldat, der dich bewacht, ist ein guter Mann, aber ein sehr träger, schläfriger Türke. Er hat sich, anstatt Wache zu stehen, niedergelegt auf den Boden und hat seinen Säbel quer über

die Aue gelegt; er wird bald einschloßen. Dann können wir leicht entkommen. Das Schlüßfeldchen zu deinen Fesseln ist mit einer Schnur an den großen Kerkerschlüssel geknüpft, der an der Thüre steht. Auch wissen wir ein verborgenes Thürrchen, das durch den Garten hinausführt in das Feld.“

Der Vater bedachte sich, und war dazu bereit. Einer der Knaben schlich vor die Thüre. Er kam zurück, und sagte leise: „Hier habe ich das Schlüßfeldchen. Der wachhabende Soldat schläft bereits und schnarcht gewaltig. Laß uns also entfliehen!“ „Nun denn, in Gottes Namen!“ sagte der Vater. „Ich kenne die Gegend. Wir haben zwei hohe Berge zu übersteigen; dann kommen wir in lauter Wälder und erreichen mit Gottes Hülfe die christliche Gränze.“ Er machte sich von seinen Ketten los, und entfloß mit den zwei Knaben.

Der Mond leuchtete helle. Sie kamen glücklich über den ersten Berg, wiewohl sie öfter durch dicke Gebüsche dringen oder über Felsen klettern mußten. Der Morgenhimmel fing an sich zu röthen. Sie gingen nun mit leichter Mühe weiter, quer durch das breite Thal hin, und erreichten den andern Berg. Nun hörten sie aber auf einmal ein Jagdhorn erschallen, den Hufschlag mehrerer Pferde und das Gebell von Hunden. „Das ist eine Jagd,“ sagten die Knaben. „Aber der Vater sprach: „Ich fürchte, das sind die Leute des Bar-

scha! Es sind seine berittenen Felsjäger, die er uns nachschickt, um uns wieder einzufangen. Wir müssen uns verbergen, bis sie vorübergezogen sind." Sie fanden unten am Berge eine Felsenhöhle, deren Eingang von Gesträuch überschattet war, und verbargen sich darin. Die Reiter kamen das Thal herab und immer näher.

Der Vater kniete in der Höhle nieder und betete: „O Du lieber, guter Gott, o rette diese meine Kinder!" Er fürchtete, der Pascha möchte in seiner Wuth auch die armen, schuldlosen Knaben ermorden lassen. Beide Knaben knieten neben den Vater hin, und beteten mit erhobenen Händen: „O lieber Gott! Errette nur unsern lieben Vater vor einem so grausamen Tode! Laß lieber uns beide hinrichten. Nimm unser Leben für das seinige." Dem Vater kamen über diese kindliche Liebe die Thränen in die Augen. „Ein so armer Mann ich jetzt bin," sprach er, „so bin ich doch ein glücklicher Vater. Gewiß, ich bin glücklicher als der Pascha, ja selbst als der Sultan."

Das Getöse der Pferde und Hunde entfernte sich jetzt. „Gott sey Dank," sagten die Knaben; „nun wollen wir auch weiter gehen!" „Jetzt noch nicht," sprach der Vater, „noch sind wir nicht sicher." Er setzte sich auf das Moos in der Höhle; beide Knaben setzten sich neben ihn. Alle drei fühlten erst jetzt, wie müde sie von dem an-

gestrengten Bergstrigen seyen. Auch regte sich bei den Knaben der Hunger. Sie hatten gestern Abend, ja fast am ganzen gestrigen Tage vor Verdrüß nichts gegessen. Sie hatten aber von ihrem Abendessen Gebackenes und Obst in ihre Taschen gesteckt, um es ihrem Vater in das Gefängniß zu bringen; denn sie wußten, daß man ihm nichts gebe, als Wasser und schimmliches Brod. Jeder zog jetzt ein Stückchen Kuchen und einen Apfel aus der Tasche. Beide sagten zugleich: „Da nimm, lieber Vater, und is!“

„O meine lieben Kinder,“ sprach der Vater gerührt, „est doch ihr! Ich habe noch keinen Hunger.“ „O, is doch,“ sagte Timotheus, „wir haben schon noch mehr. Sieh da!“ Er legte noch ein Stückchen Kuchen und ein Paar Äpfel auf das Moos hin. Allein der Vater sprach: „Est doch meine Kinder, est, und spart das, was ihr noch mehr habt, auf. Ihr werdet es noch sehr nöthig haben. Wir kommen nicht so bald zu Leuten, die euch ein Stücklein Brod geben würden.“ „Ach, Vater,“ sagte Philemon, „wenn du nicht essen willst, so essen wir auch nicht.“ Der Knabe legte Kuchen und Äpfel bei Seite.

„So wollen wir denn mit einander essen,“ sagte der Vater, „doch zuvor dem lieben Gott danken für seine milden Gaben.“ Beide Knaben erhoben andächtig die gefalteten Hände. „Du gu-

ter Gott," sagte Timotheus; „ich danke Dir, daß Du Getreide und Obst wachsen lässest!" „Und," sprach Philemon, „daß Du, lieber, guter Gott, es uns in den Sinn gegeben hast, Kuchen und Äpfel mitzunehmen. Wir könnten ja sonst in dieser Wüstenhitze hier leicht verhungern."

Alle drei aßen sehr vergnügt. Die Morgenröthe schen herein in die Höhle und erleuchtete das tiefe Dunkel. „O wie freundlich ist doch Gott," sagte Timotheus, „daß Er das schöne Morgenroth geschaffen hat!" Philemon sagte: „Wie können doch die Menschen, wenn sie das freundliche Morgenroth ansehen, einander noch ein unfreundliches Gesicht machen! Wie können sie sogar so grausam seyn, das Blut ihrer Mitmenschen zu vergießen!"

„Laßt uns," sprach der Vater, „Gott loben und preisen; daß Er das liebliche Morgenroth geschaffen hat, und jetzt seine Sonne bald wieder aufgehen läßt über Gute und Böse. Wir wollen darin Seine Liebe erkennen, und Ihm an Liebe gleichen und auch unsere Feinde lieben!"

## Behtes Kapitel.

### Neue Gefahr.

Jetzt ließ auf einmal sich das Jagdhorn wieder hören, und kam immer näher. Es war wirklich bloß eine Jagd. Der Pascha jagte in der Gegend. Er hatte vor Zorn über den christlichen Priester, und den Vater der zwei Knaben, und vor Kummer wegen seiner Gemahlin die ganze Nacht hindurch nicht schlafen können. Er war daher lange vor Tag aufgestanden, und hatte beschlossen, sich auf die Jagd zu begeben. „Die Jagdlust,“ sagte er, „wird mir vielleicht die Grillen vertreiben.“ Er wußte noch nichts davon, daß Luzius entwichen sey. Der Wächter hatte wohl bemerkt, der Gefangene sey nicht mehr im Gefängnisse; allein er hatte sich nicht getraut, eine Anzeige davon zu machen. Er zog bloß den Schlüssel ab, der noch an der eiser- nen Thüre steckte, schob ihn in die Tasche, und ging mit dem Gewehr im Arme vor der Thüre auf und ab, als wäre nichts geschehen. Er dachte: „Wenn man mich zur Rede stellt, wo der Gefan- gene hingekommen sey, so sage ich, ich wisse es nicht.“

Indeß rückte die Jagd der Höhle immer näher. Auf einmal erhoben die Hunde ein lautes Gebell. Zwei große Jagdhunde kamen in die Höhle, und sprangen, freudig bellend und mit dem Schweife

wedelnd, um die zwei Knaben herum. Es waren die Jagdhunde des Pascha. Sie waren auf die Spur der Knaben gekommen, verfolgten die Spur und zeigten daher eine so große Freude, ihre zwei Wohlthäter zu finden. „Ach ihr guten, treuen Thiere,“ sagte Timotheus, „ihr wißt nicht, was für einen schlimmen Dienst ihr uns erweist!“ Philemon gackte durch den Eingang der Höhle hinaus in das Thal, und sagte erschrocken: „O Du mein Gott, es ist der Pascha selbst. Er ist vom Pferde abgestiegen, und kommt mit gespanntem Bogen gerade auf die Höhle zu! Ach Gott, wie wird es uns ergehen!“ Beide Knaben bebten und zitterten vor Angst.

Der Vater sprach: „Fürchtet euch nicht, meine lieben Kinder! Es kann uns nichts begegnen, als was Gott über uns beschlossen hat. Der Wille des Herrn geschehe!“ Er befahl ihnen, weiter zurückzugehen und stellte sich vor sie hin, um sie zu beschützen, und seine Brust zuerst dem mörderischen Pfeile darzubieten.

Der Pascha trat vor den Eingang der Höhle, in der Erwartung, ein Stück Wild anzutreffen. Er bemerkte, daß sich in der dunkeln Höhle etwas regte, und wollte eben den Pfeil darauf abdrücken — da sah er erst, es sey kein Wild, sondern ein Mensch. Er senkte den Bogen und rief zornig hinein: „Wer du auch sehest, komm heraus!“ Luzius trat hervor,

und blieb ruhig stehen, ohne daß ein Zeichen von Furcht oder Schrecken an ihm zu bemerken war.

„Du bist es! Du!“ schrie der Pascha wie rasend, „Du, mein Gefangener! Du hast dich unterstanden, mir zu entlaufen? Es soll dir aber nichts helfen! Ehe zwei Tage vergehen, wird dir der Kopf abgeschlagen. Auf!“ rief er seinen Leuten zu, „ergreift und bindet ihn. Und ihr,“ befahl er zwei reitenden Jägern, „nehmt ihn zwischen eure zwei Pferde, führt ihn zurück, laßt ihn wieder in Ketten legen und ihn in das furchtbarste Gefängniß zu unterst in dem tiefsten Thurme werfen.“

Als die zwei Knaben sahen, daß man ihren geliebten Vater binde, kamen beide aus der Höhle hervor, und flehten für ihn um Gnade und Erbarmung. „Wie?“ rief der Pascha, „ihr seyd auch da! Welch ein Bösewicht ist der Mann, der die zwei jungen Sklaven, für welche die Frau eines Pascha ihr theures Geld ausgelegt hat, entführen wollte!“ So zornig er war, so konnte er die zwei lieblichen Knaben mit ihren Augen voll Thränen, ihren emporgehobenen zarten Händen doch nicht ohne Mitleid ansehen. „Diesen Kindern,“ sagte er, „kann ich es nicht übel nehmen, daß sie mit ihrem Vater gingen. Dafür verdienen sie keine Strafe; daran haben sie Recht gethan. Denn der Mann, so schlimm er auch seyn mag, er ist nun doch einmal ihr Vater! — Uebrigens nehme ein jeder von



euch zwei Jägern einen der Anaben zu sich auf das Pferd, um sie zurückzubringen in meinen Ballast!"

Der Pascha ritt voll Unmuths mit seinem Gefolge weiter, und setzte seine Jagd fort. Die zwei Anaben wurden in den Ballast zurückgebracht; ihr edler Vater aber in ein furchtbares unterirdisches Gefängniß geworfen.

## Gilftes Kapitel.

### Versuchung zum Abfall.

Der Pascha, Namens Abdallah, fand an der Jagd das gewohnte Vergnügen nicht mehr. Er ließ Hirsche und Rehe ganz nahe an sich vorbeilaufen, und bemerkte sie kaum. Es war ihm ein schrecklicher Gedanke, daß Elmine, seine Gemahlin, nunmehr zu den Christen gehören sollte, denen er Haß geschworen hatte bis zum Tod. Indes war die Liebe zu der edlen Frau, so zornig er auch über sie war, in ihm doch noch nicht erloschen. Haß und Liebe stritten mit einander in seinem Herzen. Er befand sich in einem höchst unruhigen, peinlichen Zustande; sein ganzes Gemüth war im Auf- und Abwogen, gleich dem Meere, wenn es von entgegengesetzten Winden bewegt wird. Er ritt den ganzen

Tag über unsicht im Walde hin und her, daß er seinen Reuten wie verwirrt vorkam. Erst mit einbrechender Nacht schlug er den Weg zur Stadt ein. Er verbot den Jägern, ein Waldhorn erschallen zu lassen. In tiefer Stille zog er da ein. Auf den traurigen Tag folgte eine qualvolle Nacht.

Sobald es Tag ward, ließ Abdallah drei türkische Geistliche rufen, die man Imam nennt, und sprach zu ihnen: „Euch halte ich für die gelehrtesten, eifrigsten und beredtesten aller Imame; deshalb habe ich euch mir zu einem wichtigen Geschäfte ausersuchen. Geht zu meiner Gemahlin und beredet sie, ihrem neuen Glauben zu entsagen, und wieder zu unserm Glauben zurückzukehren. Wenn es euch gelingt, so gebe ich jedem von euch einen schweren Beutel voll Gold.“ Sie versprachen, ihr Bestes zu thun, und zweifelten gar nicht an dem glücklichsten Erfolge. Allein nach einer Unterredung von mehr als zwei Stunden kamen sie wieder zu dem Pascha zurück, zuckten die Achseln, und sagten mit betrübten Mienen: „Wir richten leider nichts aus! Es ist eine seltsame Veränderung mit der Frau vorgegangen. Wir wissen gar nicht, was für ein Geist aus ihr spricht. Wir konnten ihm — wir bekennen es frei! — nicht widerstehen.“

Der Pascha fragte mehrmals des Tages, bald diese, bald jene der Kammerfrauen, die seine Gemahlin zu bedienen hatten: „Was macht sie?“

sprach er zu einer derselben, „was sagt sie dazu, daß ich ihr will den Kopf abschlagen lassen? Ist sie recht aufgebracht gegen mich? Hast sie mich?“ „O nein,“ sagte die Kammerfrau, „ganz und gar nicht; sie ist noch immer voll Liebe gegen dich.“

„Ändert sie ihren Sinn noch nicht?“ fragte er eine andere. „Sie betet nur für dich,“ antwortete diese, „daß du deinen Sinn ändern mögest!“ „Sie wünscht also,“ rief er freudig, „daß ich sie nicht hinrichten lasse?“ „Davon,“ antwortete die Kammerfrau, „sagt deine gute Gemahlin kein Wort. Sie wünscht nichts, als daß auch du ein Christ werden mögest.“ „Die Seligkeit,“ sagte sie, „die ich empfinde, möchte ich auch meinem lieben Gemahl gönnen!“

Der Pascha ließ Zerine, die erste Kammerfrau, rufen, zu der seine Gemahlin immer das größte Vertrauen gezeigt hatte. „Du gilst das Meiste bei ihr,“ sprach er, „du hast sie von ihrer zartesten Kindheit an erzogen. Du vermagst Alles über sie. Rede ihr doch zu, daß sie ihren Christenglauben aufgebe, und wieder eine Türkin werde.“ „Ich rede ihr beständig zu,“ sagte Zerine, „ihr junges Leben nicht so in die Schanze zu schlagen. Allein sie sagte: „Lieber sterben, als Christo, meinem göttlichen Erlöser, abtrünnig werden.“ „Sie denkt wohl,“ sagte der Pascha, „daß ich ihr nur drohe, und daß ich sie nicht werde hinrichten lassen?“ „Sie zweifelt nicht im Geringsten daran,“ sprach

Zerine, „daß du es thun werdest, weil du ihr, wenn Hauptmann Omar dich nicht zurückgehalten hätte, wirklich den Kopf gespalten hättest.“

„Allein, fürchtet sie sich denn nicht vor dem Tode?“ fragte der Pascha. „Ganz und gar nicht,“ sagte Zerine. „Ich begreife die Frau nicht. Sie freut sich auf den nahen blutigen Tod. Ich sagte weinend und schluchzend zu ihr: „Ach, so soll denn dieser Hals durchhauen werden! So soll denn dieses schöne, holde Haupt unter dem Schwerte fallen, und sich blutig im Staube wälzen!“ Ich stellte ihr so recht vor, was dies Schauerliches sey! Hu, mir selbst schauderte! Aber sie lächelte nur und sagte: „Das ist nur ein Augenblick; mein Geist kommt ja dann in den Himmel. O wie verlangt mich nach jener unbeschreiblich großen Herrlichkeit und Klarheit!“ In meinem Leben habe ich die Frau nicht so heiter und fröhlich gesehen. Es ist wunderbar! Die Christen sind ganz eigene Leute; ich denke, es könnte doch etwas an dem Christenthume seyn.“ „Ich denke,“ sagte der Pascha unwillig, „du bist nahe daran, auch eine Christin zu werden!“ Er warf ihr einen zornigen Blick zu, wandte sich von ihr ab, und ging.

Gegen Abend wollte Abdallah in den Garten hinabgehen, um dort frische Luft zu schöpfen. Auf der Stiege begegnete ihm eine junge Sklavin, Namens Orma, die bei seiner Gemahlin als Stubenmädchen

blente, und ihr auf einem Teller eben ein Glas Wasser hinauftragen wollte. Er bemerkte ihre von vielem Weinen geschwellene Augen und sagte: „Du hast ja recht viel geweint, du gutes Kind! Hast du denn gar so großes Mitleid mit Elminen?“ „Ach,“ seufzte die Sklavin, „wer sollte da nicht Mitleid haben? Sie ist gar so gut, und was ihr bevorsteht, ist gar so schrecklich!“ „Weinet auch sie recht viel?“ fragte er. „Nicht so viel,“ sprach sie, „als wir alle, die bei ihr sind. Ich glaube, sie weint nur aus Mitleid mit uns. Sie ist recht getroffen.“ „Was macht sie denn den ganzen Tag hindurch?“ fragte er weiter. Das Mädchen antwortete: „Sie liest und betet beständig, bald still, bald laut; auch für dich betet sie, und für uns alle.“ „Sag’ mir aufrichtig,“ fragte er, „haben ihre Gesellschafterinnen ihr auch recht ernstlich zugeredet, sie solle es nicht so weit kommen lassen, daß sie sterben müsse?“ „O ja wohl,“ sagte die Sklavin; „allein sie sprach: „Für den, der sein Leben für mich dahin gegeben, sterb’ ich gerne!“ Alle ihre Kammerfrauen, und alle ihre Freundinnen, die sich bei ihr versammelt hatten, baten sie mit weinenden Augen und aufgehobenen Händen: „O werde wieder eine Türkin wie wir!“ Allein sie sprach: „Lieber will ich mich mit glühenden Zangen zerreißen lassen.“

Der Pascha fluchte über diese Hartnäckigkeit, wie er ihre Standhaftigkeit nannte. „Nun denn,“

rief er, „wenn sie es so haben will, so geschehe ihr Wille!“ Er befahl, dicht vor seinem Ballaste das Blutgerüst zu errichten, welches denn auch noch in später Nacht bei Fackelschein zu Stand kam.

## Zwölftes Kapitel.

### Noch eine schwere Prüfung.

Schon vor Anbruch des folgenden Tages war die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung. Fast alle Einwohner, die christlichen Sklaven ausgenommen, behaupteten, dem christlichen Priester geschehe es Recht, daß man ihm den Kopf abschlage, und sie freuten sich darauf, seinen blutigen Tod mit anzusehen. Den Vater der Zwillingebrüder bedauerten sehr Viele. „Um seiner Kinder willen,“ sagten sie, „sollte man den Vater verschonen. Es sind gar so liebe Knaben! Wenn sie so in ihrer türkischen Tracht mit einander Arm in Arm durch die Straßen gingen, hatte Jedermann Freude an ihnen. In der ganzen Stadt gibt es keine schönere junge Türken ihres Alters. Und dabei sind sie gar nicht stolz, sondern freundlich gegen Jedermann, auch gegen die ärmsten Kinder. Man sollte sie durch den Tod ihres Vaters nicht so betrüben.“

Ueber die bevorstehende Hinrichtung der Gemahlin des Pascha entstand ein allgemeiner Jammer. „Sie ist nicht nur die schönste, sondern auch die beste Frau welt umher im Landel!“ sagten die Leute. „Wie oft hat sie den Zorn des Pascha besänftigt, wie viel durch ihre Fürbitten den Bürgern genügt!“ Die Armen in der Stadt zerfloßen in Thränen. „Sie war unsere größte Wohltäterin,“ sagten sie alle einmüthig: „wir verlieren an ihr eine wahre Mutter.“ Die türkischen Frauen in der Stadt, reiche und arme, waren alle über den Pascha höchst aufgebracht. „Da kann man sich kein Muth mehr vor den Mund nehmen,“ sagte Manche. „Seine eigene Frau hinrichten zu lassen, das ist zu arg, zu grausam. Da gibt er unsern Männern ein böses Beispiel! Wie werden diese uns künftig behandeln?! Es ist freilich wahr, die gute Frau beging einen großen Fehler, daß sie eine Christin wurde. Allein dessen ungeachtet kann sie eine gute, ja vortreffliche Frau bleiben, wie sie es bisher gewesen ist. Es gibt unter den Christen auch gute Leute. Was wahr ist, darf man sagen. Viele christliche Sklaven unter uns sind besser als unsere türkischen Sklaven.“ So redeten die Türkinnen unter einander.

Niemand aber in der ganzen Stadt war so bekümmert, so unruhig, als — der Pascha selbst. Als der Morgen des verhängnißvollen Tages kaum angebrochen war, ließ Abdallah den bleibern Haupt-

mann Omar rufen, und sprach zu ihm: „Du, braver Omar, hast Elminen schon einmal das Leben gerettet. Du bist, als ich ihr den Kopf spalten wollte, mir in die Arme gefallen, und hast den Todesstreich von ihr abgehalten. Zu dir muß sie Zutrauen haben; gegen dich muß sie Dankbarkeit fühlen. Und Zutrauen und Dankbarkeit vermögen viel. Geh du zu ihr, und sag' ihr: Wenn sie wieder meines Glaubens werde, so wolle ich dem Priester Antonius und dem Vater der Knaben das Leben schenken. Auf diesen Vorschlag wird sie eingehen; den Tod ihrer Freunde wird sie nicht wollen. Stell' es ihr aber recht nachdrücklich vor; sag ihr: Sieh du kannst zwei Menschenleben retten; werde doch nicht Schuld an ihrem Tod.“

Der Hauptmann ging und sagte ihr Alles getreulich und redlich. Elmine hörte ihn an, und schwieg lange. Endlich sagte sie: „Ach, wie bin ich in so großen Nöthen!“ Sie fing an zu weinen und rang die Hände. „Gott weiß es,“ sprach sie, „wie gerne ich diesen guten, frommen Männern das Leben rettete! Aber ich darf nicht, ich kann nicht! Unter der Bedingung, die man mir macht, ist es mir unmöglich. Meinen zwei Freunden und Mitbrüdern im Herrn würde auch das Leben, wenn es ihnen auf solche Art geschenkt würde, kein angenehmes Geschenk seyn. Mein Abfall würde sie betrüben bis zum Tod. Besser ist es, wir sterben



alle drei zusammen; dann sind wir, ehe eine Stunde verfließt, alle drei bei einander in dem Himmel!"

Die junge Sklavin Orma flüsterte ihr leise zu: „Stelle dich nur so an, als entsagtest du Christus, den du deinen Herrn nennest. Sage bloß mit dem Munde ich bin wieder eine Türkin; im Herzen kannst du eine Christin bleiben. So kommt ihr alle drei mit dem Leben davon.“

„Auch bloß mit dem Munde,“ antwortete Elmire, „darf ich Christus nicht verläugnen. Denn Er sprach: Wer Mich verläugnet vor den Menschen, den werde Ich auch einmal vor meinem himmlischen Vater und seinen Engeln verläugnen. Das sind Seine Worte. Ich halte mit Herz und Mund fest im Glauben an Ihn. Ich bin bereit, zu sterben.“

Omar brachte mit schwerem Herzen und bekümmertem Angesicht diese Antwort dem Pascha. „Nun,“ sprach Abdallah, „so habe ich denn alle Mittel erschöpft. Doch, Eines noch will ich versuchen. Sie soll die Hinrichtung ihrer christlichen Freunde mit ansehen. Wenn sie das geschwungene Schwert, das fallende Haupt, das ausspreizende Blut sieht, so wird das Alles sie auf andere Gedanken bringen. Zarte Frauen können kein Blut sehen. Sie wird zusammenschauern und in Ohnmacht sinken. Und wenn sie dann wieder zu sich selbst kommt, so wird sie sagen: „Rein, so soll es mir nicht gehen. Ich will meinem Gemahle gehorchen; ich will eine Türkin bleiben.“

Der Hauptmann sprach: „Die Selbststärke dieser bewunderungswürdigen Frau ist so groß, daß sie schwerlich so sagen wird.“ Abdallah sprach: „Mir fällt da noch Etwas ein. Ich will den Vater der Knaben zuerst hinrichten lassen. Wenn sie dieses blutige Schauspiel mit ansieht, so wird sie ganz gewiß einen solchen Tod von einem christlichen Priester abwenden wollen. Die Ehrfurcht vor dem Priester, das Mitleid mit ihm werden siegen. Ich zweifle nicht. Man führe sie auf den Altan, von dem man gerade auf das Blutgerüst hinabsieht. Beharrt sie auf ihrem Sinne, so bleibe auch ich auf meinem Entschluß.“ Allein, bei all seinem Troste, war es ihm doch nicht wohl zu Muth.

## Dreizehntes Kapitel.

### Euzins auf dem Blutgerüst.

Während im Pallaste tiefe Stille und Traurigkeit herrschte, der Pascha voll Unruhe und banger Erwartung war, und nur Elmine ihrem Tode ruhig und heiter entgegen sah, hatte sich eine unermessliche Menge von Menschen um das Blutgerüst versammelt, um das türkische Soldaten, die Janitscharen, einen Kreis schlossen. Alle Fenster der Häuser, die den

großen Marktplatz umgeben, waren gedrängt voll Menschen. Viele waren auf die Dächer gestiegen. Die Hinrichtung einer solchen angesehenen Frau, der Gemahlin des Pascha, war etwas so Außerordentliches, so Unerhörtes, daß Jedermann zusehen wollte.

Als Elmine, von zwei Kammerfrauen begleitet, auf dem Altane, hoch über dem Portale des Ballasties erschien, entstand ein theilnehmendes Gemurmel. Viele seufzten stille, Viele jammerten laut. „Seht, das ist sie!“ riefen Einige. „O wer sollte diese herrliche Frau nicht bedauern.“ Die christlichen Sklaven unter der Volksmenge beteten: „O Gott erbarme Du Dich ihrer; o Jesu, steh' Du ihr bei!“ Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie war ganz weiß gekleidet, ohne allen Schmuck von Gold und Edelsteinen. Sie warf den Schleier zurück. Sie sah etwas blaß aus, war aber ganz ruhig und ohne alle Furcht. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, faltete ihre Hände und betete stille. Keiner der Zuschauer, der sie so stehen sah, blieb ungerührt. Unzählige Thränen flossen.

Jetzt trat der Pascha mit großem Gefolge von Offizieren und Dienern aus der Pforte des Ballasties hervor, auf den erhöhten Vorplatz, zu dem mehrere Stufen hinaufführten. Der Pascha war in seine lange, faltenreiche Amtstracht von Purpur gekleidet, und hatte einen Säbel angegürtet, dessen Griff und Scheide von Gold und Diamanten fun-

setten. Auf dem Kopfe hatte er einen großen, blendend weißen türkischen Bund, den Turban, mit einer hohen Straußfeder geziert. Sein Angesicht war sehr ernst und finstern. Er war mit seinen großen, funkelnden Augen unter den dunkeln Augenbraunen, seiner gebogenen Nase, seinem schwarzen langen Barte ein sehr ansehnlicher Mann. Seine Gestalt hatte etwas Majestätisches. So oft er sich sonst öffentlich zeigte, wurde er immer mit lautem, frohlockendem Zurufe begrüßt. Dieses Mal schwieg aber Alles; es herrschte eine Todesstille.

Der edle Lujus wurde gebracht, von mehreren Janitscharen begleitet. Mit festem, sicherem Schritte betrat er das Blutgerüst. Der Hentersknecht nahm ihm die Ketten ab, und löste ihm die Halsbinde, ihm den Hals zu entblößen. Der Scharfrichter mit gezogenem Schwerte stand bereit. Lujus richtete seine Blicke zum Himmel, und betete. Seine Gestalt kam Allen sehr ehrwürdig, ja ehrwürdiger und erhabener vor, als die des Pascha, trotz all dessen Macht. Es war ein feierlicher Augenblick, der viele Gemüther, die nicht ohne alles Gefühl waren, erschütterte. Nun trat Lujus, auf Befehl des Scharfrichters, nieder. Der Scharfrichter mit erhobenem, furchtbar glänzendem Schwerte schaute zum Pascha hinüber, bis dieser nach dem herkömmlichen Gebrauche der Türken, das Zeichen zum tödtlichen Streiche gebe.

Jetzt kamen mit einmal die zwei Söhne des guten Vaters auf das Gerüst. „O Vater, liebster Vater!“ riefen beide weinend und schluchzend, und fielen ihm beide um den Hals. „So mußt du uns denn jetzt verlassen! So mußt du denn sterben!“ Der Vater stand noch einmal auf. Er faßte einen Knaben um den andern in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. „O meine liebsten Kinder!“ sagte er, mit lauter, kräftiger Stimme. „Seyd getrost; ich sterbe nicht. Ich werde ewig leben. Ich komme jetzt zu Gott! Ich werde jetzt — o wie freue ich mich darauf! — das Angesicht unsers göttlichen Erlösers sehen. Auch eure liebe Mutter werde ich dort in dem Himmel wiedersehen. Ich will ihr Grüße von euch bringen. Gott, der Vater aller Waisen, wird Vater- und Mutterstelle an euch vertreten.“ Er bezeichnete beide Knaben mit dem Zeichen des Kreuzes, obwohl er wußte, daß dieses den Türken ein großes Aergerniß seyn werde. „Und nun,“ sprach er, „empfehle ich euch Gott und seiner Gnade. Werdet wahre Christen, und gute Menschen; dann ist Alles gut. Im Himmel sehen wir uns wieder! Lebet wohl!“

Beide Knaben redeten einige Augenblicke leise mit einander, und riefen dann laut: „Wir müssen zu dem Pascha; wir haben mit ihm zu reden!“ Sie eilten die Staffeln des Gerüsts hinab. Das Volk machte ihnen Platz. Sie eilten die Stufen zu der

Gebühung wo der Pascha stand, hinauf. Sie warfen sich ihm beide zu Füßen.

„Was wollt ihr?“ sprach er trozig. „Ich begnadige euren Vater nicht. Bittet mich also nicht, daß ich ihm das Leben schenke.“ „O nein,“ sagten die Knaben; „wir bitten dich nicht um sein Leben. Wir wissen wohl, daß es vergeblich wäre. Wir bitten dich, laß uns mit ihm sterben!“ „Wie, was?“ sagte er höchst erstaunt; „verlangt ihr, daß ich euch die Köpfe abschlagen lasse? Macht euch das Vergnügen?“ „Ja, ja,“ sagten die Knaben; „es ist unser herzlichster Wunsch!“ „Wie könnt ihr das wünschen?“ sprach er. „Warum verlangt ihr das?“ „Ach,“ sagten Beide, „wir wünschen sogleich mit unserm Vater in den Himmel zu gehen. O wie schön wird das seyn, wenn unsere selige Mutter den Vater und die Söhne zugleich erblickt! Wie groß wird unser Aller Freude seyn!“

Der Pascha betrachtete beide Knaben. Sie weinten nicht mehr. Ihre lieblichen Gesichtchen waren, wiewohl noch von Thränen benetzt, ganz unbeschreiblich heiter und fröhlich. „Ach ja,“ sagten beide wiederholt, „erfülle doch unsern Wunsch!“ Der Pascha, der den Ruth über Alles schätzte, konnte sich über den Ruth so zarter Knaben nicht genug verwundern. Ihre Bitte kam ihm höchst unerwartet; die Freude, mit der sie zu sterben verlangten, war ihm unbegreiflich. Er wußte nicht

was ihm geschah. Er war überrascht, erschüttert, gerührt. Er rief dem Scharfrichter zu: „Stech dein Schwert in die Scheide. Die Hinrichtung unterbleibt heute. Führt den Gefangenen wieder in sein Gefängniß.“

Da entstand ein großes Getümmel unter dem Volke. Einige erwarteten, daß sie der Pascha um das schauervolle blutige Schauspiel bringe. Die Meisten aber freuten sich, daß der Vater dieser guten Kinder und die Gemahlin des Pascha Gnade zu hoffen hatten. Die Freude wurde immer allgemeiner. Beinahe alles Volk brachte dem Pascha ein lautes: „Lebe hoch!“

Das Volk ging auseinander. Viele Männer und Weiber blieben indeß truppenweise bei einander stehen. „Wir möchten doch nur wissen,“ sprachen Einige, „was die zwei Kinder dem Pascha gesagt haben!“ „Ei freilich,“ sagten Andere, „wir auch. Allein wir und alles Volk waren zu weit entfernt, um ein Wort zu verstehen. Was sie gesagt haben, das weiß nur der Pascha, und die Offiziere, die ihm zunächst standen. Etwas Besonderes muß es aber gewesen seyn. Man sah es dem Pascha an, er war darüber sehr erstaunt. Er veränderte auf einmal die Farbe. Und daß er so plötzlich die Hinrichtung einstellte, das ist beinahe ein Wunder.“

Auch dem Vater Luginus kam es sehr wunderbar vor. Er wußte auch nicht, was seine Söhne

dem Pascha gesagt hatten; denn er war überzeugt, daß die Bitte um sein Leben, wenn sie sonst nichts vorgebracht hätten, ganz vergebens gewesen wäre. „Was es aber gewesen seyn mag,“ dachte er, „so hat es ihnen gewiß Gottes Geist eingegeben!“

Die Gemahlin des Pascha begab sich, Gott dankend; wieder auf ihr Zimmer. Luzius wurde wieder in das Gefängniß geführt. Seine beiden Knaben begleiteten ihn. Sie wollten mit ihm in das Gefängniß. „So schauerlich es da seyn mag,“ sagten sie, „so werden wir dennoch da, bei unserm lieben Vater, so selig seyn, als wären wir im dem Himmel.“ Man ließ sie aber nicht mit ihm hinein. Der Vater umarmte seine Söhne; sie umarmten ihn. Beide Knaben dankten Gott und ihrem Erlöser auf den Knien, daß Er so augenscheinlich und wunderbar ihren Vater errettet habe.

## Vierzehntes Kapitel.

### Die Zwillingsbrüder vor dem Pascha.

Der Pascha Abdallah entließ sein Gefolge und begab sich in seinen Garten. Hier ging er mit großen Schritten in einem langen Gange unter Palmabäumen auf und ab. „Es ist seltsam!“ sagte



er bei sich selbst, und blieb stehen. „Einen so starken Muth bei so zarten Knaben hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich selbst, der ich doch immer voll kühnen Muthes in die Schlacht ging, würde etwas verzagt und feimüthig werden, wenn ich als ein armer Sünder so jämmerlich und armfelig, so wehrlos, ohne ein Schwert zu meiner Vertheidigung zu haben, sterben sollte. Ich kann es nicht läugnen, ich würde mich entsetzen, wenn der Sultan mir die seidene Schnur schickte, daß ich damit erdrosselt werde. — Woher nehmen diese Knaben einen so hohen, mehr als männlichen Muth? Ich fühlte mich von ihnen überwältigt, besiegt, entwaffnet. Mit dem Schwerte ist nichts gegen sie auszurichten. Sie scheuen den Tod nicht; sie sind ihrer Sache so gewiß, sie glauben so fest an ein künftiges Leben, als blickten sie schon in das Paradies, in den offenen Himmel. Dieser Christenglaube muß doch nicht so verwerflich seyn, als wir Türken dafür halten. Ich muß der Sache näher auf den Grund kommen.“

Er ging wieder eine Weile auf und ab, stand dann wieder still, und sprach: „Die zwei Knaben kamen mir sehr gelegen. Ich bin in meinem Zorn gegen meine Gemahlin zu weit gegangen. Ich habe meinen Entschluß, sie zu tödten, zu bestimmt, zu laut, vor zu vielen Menschen ausgesprochen. Er wurde in der ganzen Stadt, und wohl weit umher

im Bande bekannt, Ich konnte ihn mit Ehren nicht mehr zurücknehmen. Da halfen diese guten Kinder ohne ihr Wissen, mir aus der Verlegenheit."

"Freilich wohl," sagte er, "wenn man ein Unrecht begangen hat, oder auf dem Wege ist, es zu begehen, sollte man es sich nicht zur Schande rechnen, wieder umzukehren. Allein ein Pascha denkt bisweilen anders als andere vernünftige Leute. — Doch, dies beiseite. Ich kann nun, durch die Vermittelung dieser Kinder, meinen Ausspruch aufgeben, ohne daß man mich deshalb tadelte; man wird mich vielmehr loben. Das habe ich heute gesehen und gehört. Alles Volk war traurig, da mein Urtheil vollzogen werden sollte; es jubelte aber laut, da ich die Vollziehung einstellte. Das Volk brachte mir ein Lebehoch! Es erwartete, daß ich, wenn ich auch Recht gehabt hätte, Gnade für Recht ergehen lasse."

Er wurde ruhiger, ging auf sein Zimmer, und befahl, seine Tabackspfeife zu stopfen, die er sonst immer im Munde hielt, in diesen Tagen aber ganz vergessen hatte. Er befahl, Kaffee zu bringen. Er rauchte und trank gemächlich, und gebot dann dem aufwartenden Sklaven: „Laß mir die zwei Knaben rufen!“ Sie kamen und blieben schüchtern an der Thüre stehen.

„Kommt doch näher, ihr lieben Kinder!“ sprach Abdallah. „Ihr gefällt mir; ich ehre euren Muth.

Kommt, setzt euch zu mir. Du, zu meiner Rechten, und du, zu meiner Linken. So! Und nun erzählt mir!"

Er that viele Fragen an sie — über ihren Vater, über ihre verstorbene Mutter, und über beider Aeltern Beschäftigungen und ganzes Thun und Lassen; über die Art und Weise, wie die zwei Knaben in dieses Land gebracht worden, wie ihr Vater und Antonius hieher gekommen; wie Elmire veranlaßt worden, sie alle in das Haus aufzunehmen, und was seine Gemahlin Alles während seiner Abwesenheit gethan habe. — Die Knaben beantworteten alle Fragen mit kindlicher Offenherzigkeit und Unbefangenheit. Der Pascha mußte manchmal lächeln.

Am Ende sprach er: „Dies alles gefällt mir sehr wohl. Euer Vater ist ein recht guter Mann, und eure Mutter war eine ganz vortreffliche Frau. Auch den Antonius muß ich loben. Aber sagt mir nun, hat euer Vater nie über unsern Propheten Mahomed geschmäht!" „Unser Vater hat uns den Namen niemals genannt," sagten die Knaben; „wir haben diesen Namen erst hier zu Lande neu hören." „Aber," sagte der Pascha, „ihr Christen haßet doch die Türken?" „O nein, nein," riefen beide Knaben. „Wir müssen alle Menschen lieben, über die Gott seine Sonne scheinen läßt. Und darunter sind auch die Türken. Wir sehen

es ja mit Augen, daß Er auch euch die Sonne scheinen lasse; wir müssen also auch die Türken lieben.“ Der Pascha lächelte. „Aber,“ sprach er weiter, „Alles an den Türken gefällt euch Christen doch nicht?“ „Freilich nicht Alles!“ sagten die Knaben. „Nun,“ sprach der Pascha, „zum Beispiele?“ „Ja,“ sagten die Knaben, „daß die Türken die Christen rauben und zu Sklaven machen; von denen es manche in dieser Sklaverei recht hart haben. Die Christen haben wohl auch schon im Kriege Türken zu Gefangenen gemacht; sie behandelten sie aber nie als ihre Sklaven; sie raubten niemals Türken, um sie zu ihren Sklaven zu machen.“

„Hat euer Vater dieses an den Türken getadelt?“ fragte der Pascha. „Nein,“ sprach Timotheus, „das haben wir von Ihm nicht gehört. Wir haben das gesehen. Bei uns, in unserm Vaterlande, hat man keine türkischen Sklaven, aber hier zu Lande gibt es viele christliche Sklaven.“ „Nur das hat der Vater getadelt,“ sprach Philemon, „daß es in der Türkei mit der Gerechtigkeit nicht am besten stehe, daß man da Manche ohne gerichtliche Untersuchung verurtheile. Er sagte auch einmal, in einem Gespräche mit einem seiner Freunde, etwas von einer fettenen Schnur, die der Sultan zuweilen einem Pascha schicke. Der Vater hielt sich sehr darüber auf; wir begriffen aber nicht

recht, was er damit meinte. Diese Schnur muß obwohl sie von Seide ist, eine sehr schlimme Schnur seyn. Wenigstens nahmen wir das aus den Händen unsers Vaters so ab."

"Da hatte euer Vater vollkommen Recht!" sprach der Pascha mit einem bittern Lächeln. „Aber was hatte euer Vater sonst noch an den Türken auszustellen?" „Ach," sagte Timotheus, „daß sie die Leute mit Feuer und Schwert zu ihrem Glauben zwingen wollen." „Nun, genug, genug davon!" sagte der Pascha. Es fiel ihm ein, daß er selbst sogar seine Gemahlin mit dem Schwerte zum Glauben an Mahomed nöthigen wollte. „Reden wir von etwas Anderm," sprach er; „ich möchte gern etwas Näheres von eurer Religion inne werden." Er legte den Knaben mancherlei Fragen vor. Er war mit ihren Antworten ziemlich zufrieden; hie und da schüttelte er jedoch ungläubig den Kopf, sagte aber nichts dagegen. Was ihm indeß ausnehmend wohl gefiel, waren einige Sprüche aus der heiligen Schrift, welche die Knaben vorbrachten. Ihre selige Mutter und ihr frommer Vater hatten ihnen diese Sprüche so oft vorgesagt, und Antonius hatte sie von den Knaben so oft lesen und wiederholen lassen, bis sie dieselben auswendig wußten. Unter diesen waren besonders folgende Aussprüche:

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe

bleibt, der bleibt in Gott. Laßt uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt."

„So hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen Eingebornen für sie dahin gegeben, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

„Denen, die an Ihn glauben, gibt Er die Macht, Kinder Gottes zu werden."

„Die Liebe zu Gott offenbart sich dadurch, daß wir Seine Gebote halten; und Seine Gebote sind nicht schwer."

„Das erste und größte Gebot ist: Du sollst Gott deinen Herrn lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften."

„Das zweite Gebot ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. — Alles, was ihr wollet, das euch die Menschen thun sollen, das thut ihnen auch."

„In diesen zwei Geboten besteht das ganze Gesetz und die Propheten."

„Wenn du zum Leben eingehen willst, so halte die Gebote."

„Die Welt mit ihrer Herrlichkeit vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit."

„Wer meine Gebote hat und sie hält, spricht Christus, der stirbt nicht, sondern wird leben, wenn

er auch gestorben ist; er ist durch den Tod zum Leben hindurch gedungen."

„Die Gerechten werden im Reiche ihres Vaters (im Himmel) glänzen, gleich der Sonne."

„Kein Aug' hat es gesehen, kein Ohr gehört, es ist in kein Menschenherz gekommen, was Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben."

Diese göttlichen Aussprüche, die Abdallah jetzt das erste Mal und zwar aus dem Munde der Huldlichen Unschuld vernahm, leuchteten ihm sehr ein, und drangen ihm in das Herz. Die Knaben mußten sie ihm mehrmal wiederholen, und thaten es mit sichtbarer Andacht.

„Nun gut," sprach er, „ihr seyd gute, fromme, wohlunterrichtete Kinder. Nun geht hin, und kündigt eurem Vater meine Befreiung an. Sagt ihm, ich werde ihm kein Leid mehr thun, sondern ihm vielmehr Alles Gute erwelsen, das nur immer in meinen Kräften steht."

## Fünfzehntes Kapitel.

### Fröhliche Botschaften.

Der Pascha stand auf, und befahl dem Hauptmann Omar, der im Vorzimmer am Schreibtische

faß: „Führe diese zwei Knaben zu ihrem Vater, laß ihm die Ketten abnehmen, und begleite ihn hieher.“ Sie gingen mit Omar. Den Knaben zitterte das Herz, als sie die enge, steile Stiege in den tiefen Thurm hinabstiegen. Die eiserne Thüre wurde geöffnet. Sie erblickten in dem finstern Kerker, in den nur durch die offene Thüre einige Helle eindrang, mit Mühe und voll des innigsten Mitleids den geliebten Vater. Er saß mit schweren Ketten beladen auf einem niedrigen Stein, an dem er angekettert war. Die Thränen kamen ihnen über seinen bejammernswerthen Zustand in die Augen; doch das Mitleid mußte sogleich der Freude weichen. Beide Knaben eilten auf ihren Vater zu; beide umarmten ihn; beide riefen voll Entzückens: „O liebster Vater! Du bist frei! Der Pascha thut dir kein Leid mehr; er will dir nur Gutes thun. Er wird dir dies selbst sagen; wir sollen dich zu ihm führen.“

„Welche wunderbare Veränderung!“ rief der Vater. „O meine liebsten Kinder, welche große, unerwartete Freude hat uns Gott bereitet! Ja, Du großer, allmächtiger Gott, der Du die Herzen der Könige und Fürsten wie Wasserbäche leitest, diese große Veränderung hast Du bewirkt. O wie dank ich Dir! O Gott, wie gut bist Du!“

„Ja,“ sagte Timotheus, „der liebe Gott ist doch recht gut! Weißt du noch, lieber Vater, wie



wir dort in der Höhle beisammen waren, und zu Gott saßen, Er wolle uns erretten, und uns nicht dem Pascha in die Hände fallen lassen? Damals hat Gott uns nicht erhört; aber jetzt hat Er es doch noch gethan, und auf eine viel herrlichere Art, als wir denken konnten!"

„Ach ja,“ sagte Philemon, „damals, als wir Ihn in jener Höhle — ach so herzlich! — gebeten hatten, Er wolle wenigstens nur unsern lieben Vater retten, und der Vater dennoch gebunden, und zwischen den zwei Pferden fortgeführt wurde, da wurde ich recht betrübt. Ich konnte gar nicht begreifen, warum Gott uns nicht erhöhe. Mir schien es, Er bekümmere sich gar nicht mehr um uns. Ich habe aber dem lieben Gott Unrecht gethan. Unser Gebet zu Ihm war doch nicht vergebens! Er weiß Alles schöner und besser zu machen, als wir wünschen und hoffen! Wir müssen nur Geduld haben und warten können!"

Dem Vater wurden jetzt die Ketten abgenommen; er ging heraus aus dem engen Gefängnisse. Er trat, von dem Hauptmanne begleitet und an jeder Hand einen der Knaben führend, in das Zimmer des Pascha. Der Pascha ging ihm einige Schritte entgegen, bot ihm die Hand, und sprach: „Laß uns Freunde seyn, August! Ich habe mich in dir geirrt. Ich habe dir Unrecht gethan. Der Vater so guter Kinder kann kein böser Mann seyn."

Komm, setze dich zu mir." Er führte ihn zum Sopha, und Luzius mußte sich neben ihn setzen.

Jetzt traten beide Knaben mit aufgehobenen Händen vor Abdallah und sagten beide, flehend bittend: „Ach liebster Pascha! laß auch unsern lieben Lehrer los. Weißt du! er ist jener gute Gärtner, von dem wir dir so Vieles erzählen mußten, was dir Alles sehr wohl gefiel. Ach, schenke doch auch ihm das Leben!"

„Es ist recht schön von euch," sprach der Pascha, „daß ihr seiner gedenkt und mich an ihn erinnert. Ihr seyd gute Kinder. Geht hin und sagt ihm, er habe nunmehr, so wie euer Vater, an mir einen Freund. Er soll hieher kommen. Der Hauptmann hier, wird euch begleiten."

Jeder der Knaben faßte eine Hand des Hauptmanns. Sie gingen, mit eilenden Schritten und ihn vorwärts ziehend, neben ihm her.

Antonius wußte von Allem, was vorgegangen war, noch nichts. Als er, auf dem Gange zu seinem Gefängnisse, mehrere Tritte vernahm, und als er nun die schweren Schläffer und Riegel der Thüre öffnen hörte, so erwartete er nichts Anders, als man werde ihn zum Tode führen. Die Thüre ging auf, und beide Knaben sprangen voll Freude hinein und riefen: „Liebster Antonius, freue dich! Du wirst nicht hingeworfen. Du bist frei! Der Pascha, ist nun nicht mehr über dich zornig. Du

sollst zu ihm kommen. Unser Vater ist wirklich bei ihm. Der Pascha ist nun gegen euch Beide recht gut; er nannte euch Beide seine Freunde. O komm nun eilig mit uns!"

"Ist möglich!" rief Antonius höchst erstaunt. „Das kommt von Dir, o Gott! Da ist der Finger Gottes! Menschen hätten dies nicht bewirken können. Du, o barmherziger Gott, Du hast mein Gebet erhört!"

Antonius hatte in seinem einsamen Gefängnisse inbrünstig gebetet, Gott wolle es nicht zugeben, daß den guten Kindern ihr Vater geraubt werde, daß die edle Frau hingerichtet werde; daß der Pascha seine Hände mit unschuldigem Blute, sogar mit dem Blute seiner frommen Gemahlin färbe! „Um mich ist es mir gar nicht," hatte er öfter gesagt; „o Du lieber Gott, rette nur den edlen Vater der guten Knaben, rette die vortreffliche Frau! Dieser Mann und diese Frau können auf dieser Welt noch mehr Gutes stiften, als ich abgerbter Dreis! Mich nimm zu Dir!"

Er war über die Nachricht der Knaben jedoch hoch erfreut, und ging mit ihnen. An jeder Hand einen führend, wie vorhin der Vater, trat er in das prächtige Zimmer. Der Pascha hatte den Antonius noch nie gesehen. Er war über die ehrwürdige Gestalt des frommen Priesters sehr verwundert und betrachtete ihn einige Augenblicke.

„O wie schmerzlich wäre es gewesen,“ sprach er, „wenn ein solches Haupt durch meine Schuld unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen wäre!“

Abdallah ging jetzt schnell auf Antonius zu, bot ihm die Hand und sprach: „Euzius hat mir verziehen; verzeihe mir auch du! Sey mein Freund, wie er es nun auch ist.“

Euzius umarmte Antonius unter Freudenthränen. Antonius weinte auch vor Freude. Beide waren sehr gerührt; beide lobten und priesen Gott. Der Pascha war von diesem Augenblicke sehr ergriffen. „Erlaubt mir,“ sagte er, „daß ich euch auch umarme! Und nun kommt, und setzt euch zu mir! Wir haben noch Vieles mit einander zu reden!“

„Ihr aber, meine lieben Kinder,“ sprach Abdallah zu den Knaben, „geht nun zu Elminen, meiner Gemahlin. Erzählt ihr, was hier vorgegangen ist. Sagt ihr, ich lasse sie bitten, mich wissen zu lassen, ob und bis wann ich sie besuchen dürfe.“ Beide Knaben sprangen augenblicklich fort, und hüpfen vor Freude. Sie sprangen in das Zimmer der Frau und riefen: „Der Pascha hat eben jetzt unsern Vater und unsern Lehrer umarmt. Wir haben gesehen, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Alle drei sitzen jetzt sehr freundlich und vergnügt beisammen. Er, dein Gemahl, läßt dich fragen, ob er zu dir kommen dürfe?“

Die Frau hatte schon mit Erstaunen vernom-

men, daß ihr Gemahl seinen Sinn geändert, und sich gegen Eulius und Antonius sehr gnädig bezeigt habe. Sie erwartete, ihr Gemahl werde auch ihrer nicht vergessen. Sie war deshalb über diese Botschaft höchst erfreut. Sie weinte vor Freuden und schloß beide Kinder, die ihr die Hände küssen wollten, in ihre Arme. „D eilt,“ sprach sie, „sagt meinem Gemahl, ich freue mich unaussprechlich, ihn zu sehen!“ Die Knaben eilten fort; sie flogen mehr, als sie gingen.

Abdallah stand unverzüglich auf und ging zu seiner Gemahlin. Er blieb unter der Thüre stehen, und sprach: „O geliebteste Elmine! Kannst du mir verzeihen? Ach, ich habe dich schwer beleidigt. Ich habe dir viele Angst und großen Jammer bereitet. Ich habe dich sogar tödten wollen! D. zürne nicht über mich!“ Elmine eilte mit offenen Armen auf ihn zu. „Ach,“ sagte sie, „ich habe nie über dich gezürnt. Ich habe nur immer für dich gebetet.“ „Dein Gebet,“ sprach Abdallah, „war nicht vergebens. Ich habe vorhin Alles aufgegeben; deinen Sinn zu ändern; aber nun hat Gott meinen Sinn geändert. Ich habe nichts mehr dagegen, daß du eine Christin bist; ich hoffe, auch noch ein Christ zu werden.“

Beide setzten sich auf das Sopha. Sie erzählte, wie sie die zwei Knaben kennen gelernt, wie sie auf der kindlichen, rührenden Gespräche der Knaben

hat den Antonius habe wissen lassen, wie die Töchter des Vater der Knaben als Gefangenen hieher gebracht haben, und wie sie ihn seinen Kindern wieder gegeben habe. „Ich denke,“ sagte sie, „dies Alles hat Gott so gefügt. Ich glaubte nicht anders handeln zu können. Du wirst mir nicht Unrecht geben.“ „Du hast ganz recht gehandelt,“ sprach er; „ich hätte es wohl auch so gemacht, nur nicht so gut, wie du.“ Ich danke Gott mit dir.“ Er blickte gerührt zum Himmel. „Doch nun kommt mit mir,“ sprach er; „unsere Freunde warten auf uns. Wir wollen mit einander einen seligen Abend zubringen.“

Abdallah trat mit seiner Gemahlin, Arm in Arm, in das Zimmer. Sein Angesicht leuchtete von Freude. Auch sie lächelte mit Augen voll Freudenthänen. Euzius und Antonius bezeugten ihre freudige Theilnahme. Alle, auch die Knaben, waren voll Seligkeit. „Wir wollen diesen Abend zusammen speisen,“ sagte der Pascha. „Das Mittagessen ist mir heute ohnedies ganz aus dem Sinne gekommen, und euch wird es wohl auch so gegangen seyn.“

Ueber eine Bette wurde aufgetragen. Vergnügter und seliger war nicht leicht eine Tischgesellschaft. Als es anfang spät zu werden, hieß Elmine die Knaben, in deren Augen sich der Schlaf meldete, zu Bette gehen. Der Pascha aber, seine

Gemahlin, Luzius und Antonius verhielten sich so in fromme Gespräche, daß sie bis lange nach Mitternacht beisammen blieben.

## Sechzehntes Kapitel.

### Ein großer Entschluß.

Am folgenden Morgen hatte Abdallah Amtsgeschäfte vorzunehmen, deren eine Menge auf ihn wartete, und ihm bis zum späten Abende kaum einen freien Augenblick übrig ließ. Viele Beamten kamen, ihm über ihre Verwaltung während seiner langen Abwesenheit Rechenschaft abzulegen. So ging es alle Tage, und währte mehrere Wochen. Elmine blieb meistens in ihren Zimmern. Antonius und Luzius waren wieder, wie zuvor, in dem Garten beschäftigt. Die Sehnsucht nach ihrem geliebten Vaterlande regte sich mächtig in ihrem Herzen. Luzius ließ durch seine Söhne Elmine an ihr Versprechen erinnern, ihn zu entlassen, und Elmine redete darüber mit ihrem Gemahl.

Abdallah kam in den Garten und sprach zu Luzius und Antonius: „Ich kann mir denken, daß ihr euch aus diesem unchristlichen Lande in euer Vaterland zurücksehnt. Allein der Winter ist vor

der Thür. In dieser rauhen Jahreszeit ist es nicht gut reisen. Aus aufrichtigem Wohlwollen gegen euch kann ich euch noch nicht entlassen; jedoch muß ich gestehen, daß einiger Eigennuß dabei ist. So viel mir daran liegt, euch keinen unnöthigen Beschwerden und Gefahren auszusetzen, so ist es mir doch auch um mich zu thun. Ich möchte eures belehrenden und erbaulichen Umganges gerne noch länger genießen. Den ehrwürdigen Antonius könnte ich schon gar nicht entbehren. Denn mir liegt nun an meinem Seelenheile mehr, als an aller Herrlichkeit der Welt. Ich bitte euch also, bleibt noch bei uns!"

Sie willigten in seine Bitte, und er brachte von nun an alle seine freien Stunden in ihrer Gesellschaft zu. Besonders hatte er mit Antonius lange Unterredungen über christliche Wahrheiten. Oft spät in der Nacht, wenn er in der kleinen Zelle, die Antonius in der Gärtnerwohnung bezogen hatte, noch Licht sah, schlich er aus Furcht der Türken zu ihm, wie einst Nikodemus aus Furcht der Juden zu Christus.

Alein die Türken merkten es dennoch, und es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß ihr Pascha mit dem Christen Luzius, und sogar mit einem christlichen Priester, dem Antonius, so vertraulich umgehe. Sie fanden aber, daß der Pascha von dieser Zeit an nicht mehr so jähornig, sondern



viel sanfter und milder sey; daß er Niemanden mehr, der eine Beschwerde vorzubringen hatte, ungehört abweise; daß er Manches in der Uebereilung begangene Unrecht wieder vergäbe; und so waren sie denn zufrieden. „Wir habem es nun besser unter ihm,“ sagten sie, „und so ist es gut.“

Antonius wußte die Wahrheit, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der christlichen Religion so klar und lebhaft darzustellen, daß Abdallah immer mehr dafür eingenommen wurde. Der fromme, erleuchtete Priester fing von dem Sündenfalle der ersten Menschen und der göttlichen Verheißung eines Erlösers an, durchging die ältesten Weissagungen der Propheten, die alle an Jesus erfüllt worden; erzählte dann ganz einfach die Geschichte Jesu — von seiner wunderbaren Geburt, von den Engeln, den Hirten, den Weisen aus Morgenland, die sich bei seiner Krippe eingefunden — von der Taufe Jesu, dem offenen Himmel, und der Stimme, die vom Himmel kam — von der himmlischen Lehre Jesu — von seinen Weissagungen, die eben so, wie die der Propheten von Ihm, in Erfüllung gegangen — von seinen wohlthätigen Wunderthaten — von seinem Leiden — der blutigen Dornenkrone und dem Kreuze, von seiner unendlichen Liebe, mit der Er für die Menschen in den Tod ging, mit der Er noch für seine Mörder betete — von seiner herrlichen Auferstehung — den Engeln und

stritten am Grabe: — von seiner Himmelfahrt — von der Geisteserleuchtung, und wie die Apostel von diesem Geiste erleuchtet und entflammt, hingingen in alle Welt, und mächtig in Worten und Thaten die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Erlöser der sündigen Welt, überall auf Erden verkündeten. Abdallah hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und ward mehrmals innig gerührt.

Was über die Worte des frommen Mannes noch eindringender machte, war die Glaubensfreudigkeit, die fromme Begeisterung, mit der er redete — und vor Allem sein Leben, das mit seinen Lehren so schön übereinstimmte. Abdallah dachte sehr eifrig nach über Alles, was er seit einer Zeit her gehört und gesehen hatte. Er saß manche Stunde allein in seinem Zimmer, oder ging an schönen Herbsttagen in den Gängen des Gartens auf und ab, und sann nach, und überlegte Alles in seinem Herzen.

Einmal kam seine Gemahlin in den Garten, stand ihn auf einer einsamen Bank sitzend, und sprach zu ihm: „Warum bist du immer so nachdenkend und immer so allein? Worüber sinnest du?“ „Ach,“ sprach er, „das kannst du dir ja leicht denken! Die Religion, zu der du dich nunmehr bekenneest, ist mein einziger Gedanke. Ich dachte eben an unsere zwei Freunde. Sie sind doch recht edle Menschen. Dieser Antonius ist so von Herzen

demüthig, so sanftmüthig, so voll Liebe gegen Gott und Menschen, so einfach, so redlich und aufrichtig, daß ich ihn nicht genug bewundern kann. Auch Euzius ist ein sehr vortrefflicher Mann. So erfahren er in Weltgeschäften ist, so ist er doch über die Güter, Ehren und Lüste dieser Welt weit erhaben. Diese beiden Christen hängen an nichts Irdischem mehr. Sie sind ganz durchdrungen von Liebe zu Gott und den Menschen; ihr ganzer Sinn ist nur darauf gerichtet, Gott zu ehren und den Menschen Gutes zu thun. O welch ein Unterschied ist zwischen diesen zwei Männern und den hochmüthigen, geldgierigen, blutdürstigen, wollüstigen Türken, wie sie fast alle sind. — Und dann die zwei holden Knaben, Timotheus und Philemon! Wie lieben sie ihren Vater! Wie hängen sie mit ganzer Seele an ihrem Lehrer und seinem Munde! Wie gehorchen sie jedem Winke! Wie freundlich und fröhlich sind sie immer! Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte, und was mir unvergeßlich bleibt, ist der Muth, mit dem sie bereit waren zu sterben, voll des lebhaftesten Wunsches, der festesten Hoffnung in den Himmel zu kommen!“

„Und auch du, liebste Elmine, du warst zwar immer eine gutgeartete, sanfte, lebenswürdige Frau. Aber seit du eine Christin bist — o denke nicht, daß ich dir schmächeln wolle! — kommst du mir vor wie ein himmlisches Wesen. Wenn ich, unbe-

merkt von dir, dich in deiner Andacht, deinem frommen Gebete erblicke, schienst du mir wie verklärt! Und mit welcher himmlischen Sanftmuth hast du mir mein rohes, rachgieriges Betragen, die Eigenvuth, mit der ich dich ermorden wollte, verziehen! Nein — nicht verziehen! Du habtest nicht einmal über mich gezürnt! Du warst mir nicht einmal gram geworden!" Er hatte Thränen in den Augen und umarmte sie. „Eine Religion," sprach er, „die so gute Menschen bildet, muß eine gute Religion seyn. Ich bin nun entschlossen, mich ein Christ zu werden. Dieser mein Entschluß steht unerschütterlich fest."

## Siebenzehntes Kapitel.

### Ein christlicher Gottesdienst.

Abdallah eröffnete seinen Entschluß, ein Christ zu werden, seinen zwei Freunden. Beide Freunde waren darüber hoch erfreut und dankten Gott. — „Nur," sprach Abdallah, „muß die Sache für jetzt noch ein Geheimniß bleiben. Dazu habe ich meine wichtigen Gründe. Indeß möchte ich doch hier in meinem Harem eine christliche Hauskapelle haben. Und diese ließe sich, wie ich denke, wohl zu Stande

bringen, ohne daß die Türken etwas davon merkten. Ich habe einmal, da ich zu Konstantinopel war, in dem Hause eines der christlichen Gesandten, eine solche Kapelle gesehen, die mir mit dem reichgezierten Altare und den schönen Gemälden schon damals — freilich nur in Hinsicht der Kunst — sehr wohl gefiel. Ich denke, das Zimmer, in dem ich bisher meine Schätze und Kostbarkeiten aufbewahrte, und wohin ich nur selten einem Menschen den Zutritt gestattete, ist am besten dazu geeignet. Ihr aber, meine Freunde, müßt mir dazu behülflich seyn, diesen Gedanken auszuführen.“

Euzius, der gewandte, viel erfahrene Kaufmann, erbot sich, die goldenen und silbernen Gefäße zum Altardienste herbei zu schaffen. Antonius übernahm es, ein Messbuch, ein Ritual und die übrigen nöthigen Bücher, nebst der priesterlichen Kleidung zu besorgen. „Und ich,“ sprach der Pascha, und strich sich vergnügt den Bart, „werde euch sogleich mehr Geld dazu geben, als nur immer dazu erforderlich seyn kann. Laßt nur Alles recht kostbar und auf das schönste machen. Verabredet miteinander das Weitere. Sorgt dafür, daß Alles, wohl in Kisten gepackt, unter meiner Adresse, sicher an die Gränze gebracht werde. Ich werde Anstalten treffen, daß die Kisten, ohne Plünderungen und Untersuchungen von Raubhühnern und Gränzwächtern, schleunigst hieher kommen. Meiner Gemahlin müßt ihr

aber zur Zeit noch nichts davon sagen. Ich möchte sie gerne überraschen."

Zur großen Freude Abdallah's kamen, eher als er dachte, die Kisten an. Er wäre gern dabei zugegen gewesen, als Antonius und Luzius das Zimmer zur Kapelle, oder vielmehr nur zu einem Betesaale einrichteten. Allein wichtige Amtsgeschäfte riefen ihn eben jetzt ab in eine entfernte Stadt. Das war seinen zwei Freunden sehr lieb. Sie wollten auch ihn überraschen.

Ein zierlicher Tisch von Cedernholz diente zum Altar. Ueber dem Altare wurde an der Wand ein schönes Gemälde in goldenem Rahmen angebracht. Auf dem Altare wurde ein silbernes Kreuzifix, nebst sechs silbernen Leuchtern aufgestellt. Der kostbare, mit Edelsteinen besetzte goldene Kelch und Kelchteller, die kleinen silbernen und vergoldeten Rännchen für Wein und Wasser, nebst dem Teller worauf sie standen, alles von schöner getriebener Arbeit, die Messglöcklein von Silber, auch die priesterlichen Kleider, wurden seitwärts in einem anstoßenden, geräumigen, hohen Gewölbe verwahrt, das zur Sakristei dienen mußte.

Als Abdallah von seiner Geschäftsreise zurückkam, und sich unverzüglich in seine Kapelle begab, ward er wirklich sehr überrascht. Er rief, bevor er sich Zeit nahm, Alles näher zu besehen, Elminen herbei, und führte sie herein. Beide lobten Alles, was sie erblickten. Vorzüglich aber gefiel ihnen

das Altarblatt. Es stellte die heiligen drei Könige vor. Elmine war entzückt über die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde Abdallah bewunderte überdies die ehrwürdige Gestalt der Könige. Ihre morgenländische Tracht, die Bedeckung des Hauptes, die einem türkischen Bunde glich, und noch besonders der Mohr, hatte seinen ganzen Beifall. Auch den Stern, der hoch oben glänzte, bewunderte er wohlgefällig. „Auch mir,“ sprach er, „hat Gott einen Stern aufgehen lassen. Auch ich will mit diesen Königen meinen göttlichen Erlöser anbeten!“

Der zur Taufe Abdallah's bestimmte Tag brach an. Antonius hatte ihn über die heilige Handlung der Taufe und das heilige Geheimniß des Altars seit mehreren Tagen her eifrig unterrichtet. Abdallah trat, von seiner Gemahlin und von seinem Freunde Euzius begleitet, in die Kapelle. Die Kerzen auf dem Altare brannten, das Messbuch war aufgeschlagen. Abdallah und Elmine wunderten sich aber, daß Antonius noch nicht zugegen sey. Auch Euzius war befremdet, seine Söhne, die sich schon früher hieher begeben hatten, nicht zu sehen. Allein jetzt traten beide Knaben in Kirchenkleidung aus der Seitenthüre, um am Altare zu dienen, oder wie man zu sagen pflegt, zu ministriren. Antonius hatte ihnen dazu den erforderlichen Unterricht gegeben. Er folgte ihnen in priesterlicher Kleidung und trat an den Altar.

Abdallah legte vor dem Altare mit kräftiger Stimme das Glaubensbekenntniß ab. Antonius taufte ihn. Abdallah bekam in der Taufe, auf sein Verlangen den Namen Paulus. „Bisher,“ sprach er, „war ich ein Saulus. Gott gebe, daß ein Paulus aus mir werde.“ Luzius war Taufzeuge. Elmire zerfloß in Thränen der seligsten Rührung. Sie dachte daran, wie auch sie getauft worden, und wie sie seit dieser Zeit so selig und gleichsam in den Himmel versetzt war.

Nun entrichtete Antonius das heiligste Opfer, wobei der Neugetaufte und dessen Gemahlin, voll frommer Sehnsucht, der heiligen Geheimnisse des Altars theilhaft werden wollten. Bei dem dreimaligen: „Heilig, heilig, heilig!“ und bei der Erhebung der geweihten Hostie und des gesegneten Reiches klagelten die Knaben. Abdallah und Elmire schlangen, mehr aus Andacht, als weil sie es gelehrt worden, sich tief neigend an die Brust. Nachdem der Priester die heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes des Herrn genossen hatte, reichte er zuerst dem Abdallah, und dann Elmire das Brod des Lebens. Beide beteten in Anbetung versunken. Antonius begab sich mit seinen zwei Altardienern in die Sakristei. Es verging wohl eine halbe Stunde, bis er mit ihnen, in gewöhnlicher Kleidung, wieder heraustrat. Auch er hatte inbrünstig für Abdallah und Elmire zu Gott gesprochen.



„Mein Sohn, meine Tochter,“ sprach er, indem er zu ihnen trat, „Gott wolle euch Beiden diese heiligen Handlungen zum ewigen Leben gereichen lassen.“ Abdallah umarmte ihn; Elmine küßte ihm die Hand. Ein jedes ging stille auf sein Zimmer, um dort noch zu beten, und in Gott versammelt zu bleiben.

## Achtzehntes Kapitel.

### Der Abschied.

Auzius verlangte nun immer sehnlicher, mit seinen Söhnen in sein Vaterland zurückzukehren. „Ich kann dir dies nicht verdienen,“ sprach Abdallah. „Auch ich habe nicht im Sinne, für immer hier in diesem Lande zu bleiben. Allein sogleich kann ich noch nicht abreißen. Ich habe noch vieles Unrecht, das ich anrichtete, zu vergüten. Ich will nicht, gleich einem flüchtigen Diebe, mich aus dem Staube machen. Ich will dem Sultane von meiner Verwaltung Rechenschaft ablegen, und von ihm, auf meine Bitte, der Ordnung gemäß meine Entlassung erhalten. Wenn er in der Folge, nachdem ich abgereist sein werde, vernahmen wird, ich sein Dürfte mehr, so soll er doch sagen müssen, ich

sey nicht nur ein ehrlieber Mann geblieben; sondern es noch mehr geworden. Er soll seine Ursache finden, den Glauben, den ich nun angenommen habe, zu schmähren. Auch das große Vermögen, das meine Gemahlin mir zugebracht hat, will ich in Sicherheit bringen. Ich will an ihr und den Armen, kein Unrecht begehen. Sie wird ihren Reichthum zum Besten der Armen besser zu verwenden wissen, als wenn er, wer weiß, in welche raubgierige Hände käme. Ich will in Allem als ein Mann, und als ein Christ handeln.“

Elmine war darauf bedacht, Euzius und seine zwei Söhne ganz neu und aufs beste kleiden zu lassen. Unter den christlichen Sklaven in der Stadt befand sich ein junger Mann aus Ungarn, der ein sehr geschickter Kleidermacher war, und mit seinen trefflichen Arbeiten seinem Herrn vielen Gewinn brachte. Elmine ließ ihn kommen, und fragte ihn, ob er sich getraue, für Euzius und dessen Söhne ungarische Kleider zu verfertigen, und ob er diese Arbeit übernehmen wolle? „O, mit tausend Freuden!“ rief er; „ich verstehe mich noch viel besser darauf, ungarische, als türkische Kleider zu machen. Und sie müssen gewiß so gut ausfallen, als ehemals mein Meisterstück. Alle Meister und Gesellen von ganz Ungarn müßten, wenn sie zusammengerufen würden, sie auch für ein Meisterstück erklären.“ Er bat sich die Erlaubniß aus, das Raab

zu nehmen. Elmine ließ Timotheus und Philomon rufen. „Das ist lustig,“ sprach er, indem er sie erblickte, „und erspart mir viele Mühe. Ich brauche nur an Einem der jungen Herren das Maas zu nehmen, um für Beide die Kleider zu verfertigen.“ Hierauf ließ Elmine ihn von den beiden Brüdern zu Vater Luzius führen. Nach einiger Zeit brachte der fleißige junge Mann die Kleider. Sie waren wie angegossen. Elmine lobte die Arbeit, bezahlte ihm das Macherlohn, reichte ihm überdies noch ein Geschenk, und sagte: „Der Pascha wird, wie ich nicht zweifle, auf meine Bitte, dich von seinem Herrn kaufen, und dann dir die Freiheit schenken.“ Der flinke Gesell verneigte sich tief, küßte ihr die Hand, und hüpfte höchst vergnügt und erfreut zur Thüre hinaus.

Es stand aber noch über ein Jahr an, bis Luzius mit seinen Söhnen abreisen konnte. Abdallah wollte sie bis zur Grenzstadt, wo er Geschäfte vorzunehmen hatte, begleiten, ward aber durch andere Geschäfte immer daran gehindert; Elmine suchte aus mütterlicher Zärtlichkeit die Abreise so lange, als es nur immer schädlich war, zu verzögern; Luzius wurde bedenklich krank, und brauchte längere Zeit bis er sich wieder erholt hatte.

Endlich brach der Morgen an, der zur Abreise bestimmt war. Abdallah, Luzius und seine Söhne hatten das Frühstück eingenommen. Alle standen.

zur Weite bereit! „Da sitzen beide Anaben auf einmal laut an zu weinen. „Was ist euch, meine lieben Kinder?“ sprach Elmine. „Ach, ach,“ riefen Beide, „ach, daß wir dich verlassen müssen!“ Sie küßten ihr die Hände und befeuchten sie mit Thränen. „Ach, ist es dieses?“ sprach Elmine. „Nun, nun, meine lieben Kinder! Seyd getroßt; wir sehen uns ja bald wieder.“

Beide näherten sich nun schluchzend und mit heißen Thränen ihrem theuren Lehrer Antonius, um Abschied zu nehmen. Abdallah sprach: „Ihr weinet ja, als müßtet ihr aus der Welt scheiden; ihr geht ja nur in ein anderes Land, in euer geliebtes Vaterland — und wir kommen nach. Bald, bald kommen wir dort alle wieder zusammen.“

„So ist es!“ sprach Antonius. „Und so ist es auch, wenn eines unserer Geliebten, sey es Vater oder Mutter, ~~Vater oder Mutter~~, die Reise in die Ewigkeit antreten muß. Es ist nur um eine kleine Weile zu ~~sein~~. Dort, dort im Himmel, unserm rechten Vaterlande, hoffen wir alle wieder zusammen zu kommen. Darum seyd getroßt, meine lieben Kinder! Bei jedem Abschied ist der beste Trost der Hoffnung. Wir sehen uns wieder — in dieser oder in jeder Welt.“

Die Anaben trockneten ihre Thränen und wurden ruhiger. Der Reisewagen fuhr vor; eine Schaar tapferer Jährlinge saß schon lange zu Pferd; ihn

zu begleiten. Abdallah flog mit August in den Wagen; Timotheus und Philemon flogen auch ein und setzten sich rückwärts. Alle boten Elminen und Antonius noch aus dem Wagen die Hand. Die Knaben winkten ihnen mit ihren nassen Tüchern noch lange.

Doch bald erheiterten die Knaben sich wieder. Die Berge und Thäler, die Wälder und Felder, die Flecken und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbeisflogen, machten ihnen viele Freude. Sie konnten sich nicht genug darüber wundern. Einige Gegenden mit Wald und Felsen waren gar unvergleichlich schön. Alle im Wagen dankten Gott, daß er seine Welt so schön geschaffen habe.

## Neunzehntes Kapitel.

### Der Juwelenhändler.

Der Wagen kam glücklich in der Grünstadt an. Zwei Janitscharen zu Pferd hatten es schon einen Tag vorher in der Stadt angefangt, der Pascha werde kommen. Es waren daher am Stadthore und auf der Straße eine Menge Leute versammelt, ihn zu sehen.

Der Pascha flog bei dem großen Hause ab,

das für Reisende aller Art sehr gut eingerichtet war, und verlangte, man solle ihn in das beste und größte Zimmer führen. Es sah zwar nicht prächtig, aber doch ordentlich aus, und von dem Fenster hatte man eine weite, herrliche Aussicht hinüber nach Ungarn. August trat an ein Fenster, erblickte seine vaterländischen Berge und seine Thäler, füllten sich mit Thronen. Er blickte zum Himmel und dankte Gott, der ihm nach so manchem Leiden eine so frohliche Heimkehr ins Vaterland bereite.

Indes trat ein Mann in ganz hübscher türkischer Kleidung, mit einem gleichen Köpfchen am dem Arme herein, neigte sich tief vor dem Pascha und sagte: „Befehlen Eure Herrlichkeit Nichts von meinen Waaren? Ich handle mit lauter Kostbarkeiten, mit dem prächtigsten Schmucke für Herren und Damen. Das feinste Gold, die herrlichsten Edelsteine! Alles gut und ächt, und sehr wohlfeil. Ich mache immer die billigsten Preise!“

Ehe der Pascha antwortete, hatte der Mann die Waaren schon auf dem Tische ausgelegt. „Von diesen Ringen und Armabändern, mit Diamanten, Rubinen und andern Juwelen besetzt,“ sprach er, „von diesen goldenen Halsketten sollten Eure Herrlichkeit doch der Frau Gemahlin Eines mit nach Hause bringen.“

August trat nun auch an den Tisch, besah die

Darvon, auf die der sich als Kaufmann sehr gut verstand; und sagte: „Das Gold ist schlecht, es hat kaum sechs Karat; die Steine aber sind alle falsch!“

„O, Gott behüt' dich, der Mann!“, rief der, der sagt, der versteht sich schlecht auf Gold und Edelsteine. Seine Hoheit da,“ sagte er, sich gegen den Pascha verneigend, „ist, wie ich sagtest, bemerkt habe, ein wahren Reinen!“

Bajaz blinnte dem Mann ins Gesicht, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach: „Schürke! Ich kenne dich schon lange. Du wolltest mich auch einmal betrügen! Ja, du hast einen Bänder meiner Vaterstadt um eine große Summe Geldes wirklich betrogen. Der brave Mann wäre ein Dittler geworden, wenn der Betrug am Ende nicht noch glücklich wäre entdeckt worden.“

„Das ist nicht so,“ rief der Betrüger, „der Herr irrt sich! Ich habe den Herrn noch mit keinem Auge gesehen! Ich weiß gar nicht, wer er ist.“ Indeß bemerkte man das ernste Gesicht und die fohnigen Worte, die der Pascha auf ihn richtete, und sagte: „De nun, sei der seltsame, wunderliche Herr! Gehst du, wer er will, thut mir, wie ich sehe, nun schon ein bißchen. Geht gemächlich! Ich werde hier nichts gewöhnen.“ Er riss seine Bänder schnell zusammen und wollte sich entfernen.

„Seht, treten Timotheus und Abilemon herein.

Der Vater hatte ihnen, auf ihre Bitte erlaubt, die Stadt ein wenig zu besuchen. Timotheus rief sogleich: „Dies ist der Mann, der uns geraubt hat.“ „Ja,“ sprach Philemon, ihn näher betrachtend, „er ist es!“ Beide Knaben sagten: „Die Stadt kam uns, als wir hereinfahren, sogleich so bekannt vor. Wir erinnerten uns gar wohl, daß wir schon einmal hier gewesen.“ „Und,“ sagte Timotheus, indem er im Zimmer umher blickte, „oben in dieser Stube hat der Mann da uns verkauft. Auf diesem Tische hier wurde ihm das Geld ausgezahlt.“ Philemon sagte: „Der Wirth der damals zugegen war, hatte großes Mitleid mit uns; er konnte uns aber nicht retten. Allein jetzt scheint er freilich uns nicht mehr zu kennen.“

Der Handelsmann stand, mit seinem Köpfchen unter dem Arm sehr erschrocken da. Indes läugnete er Alles. Er schwur darauf und rief: „Weiß Gott! Ich kenne die seinen jungen Herren nicht. Wie könnte ein Mensch auch so verwegen seyn, auf einmal zwei so schöne Herren, die bei dem großen Pascha in so hohen Gnaden stehen, zu entführen und zu verschachern. Ein solcher verruchter Bösewicht wäre ja nicht werth, daß ihn die Erde trage!“

Der Pascha ließ den Wirth hereinkommen, und fragte ihn, ob er die Knaben kenne. Beide traten vor den Wirth. Er betrachtete sie aufmerksam,



und sagte dann: „Ja, jetzt erinnere ich mich ihrer. Anfangs erkannte ich sie nicht wieder, denn Weiber sind indes sehr gewachsen. Allein die große Ähnlichkeit, die sie mit einander haben, über die ich mich damals schon sehr wunderte, und die, auch jetzt noch, nicht größer seyn könnte, ist mir ein sicheres Kennzeichen, daß sie wirklich die zwei Frauen sind, die der Mann da, in dem Gaale hier, verkauft hat. Von dem Manne weiß ich aber sonst nichts zu sagen. Ich habe ihn seit der Zeit nicht mehr gesehen, noch etwas von ihm gehört.“

Jetzt rief der Pascha den Kadi, den Richter der Stadt, der sich eben hatte melden lassen und im Vorzimmer stand, herzu, erzählte ihm, wofür der Mann beschuldigt werde, und erkundigte sich, was der Kadi von diesem Manne wisse.

Der Kadi sprach: „Der Mann war mir bisher gänzlich unbekannt. Denn ich bin noch nicht länger, als seit einem Jahre hier, und sehe ihn, da er erst vor einigen Tagen wieder in diese Gegend kam, jetzt das erste Mal. Der Beschreibung nach, die meine Leute mir von einem gewissen verdächtigen Edelsteinhändler machten, ist es dieser. Er gibt sich, dem Vernehmen nach, bald für einen Türken, bald für einen Christen aus. Andern Nachrichten zufolge, die ich aber nicht verbürgen kann, ist er ein polnischer Jude. Wer er indes auch seyn mag, so wäre er meines Borsamkeit

nicht entgangen. Ich gab meinen Getreidehändlern und Auspähern die gemessensten Befehle, wohl aufzupassen, um ihn auf einem betrügerischen Schritte zu ertappen. Nun ward der Betrüger, heimlich ohne mein und meiner Leute Zuthun, bloß durch den Scharfsicht einer Herrlichkeit entdeckt und entlarvt."

Hierauf ersuchte der Pascha den August, jenen früheren Betrug des Mannes zu erzählen. August erzählte: „Der Betrüger hat schon vor mehreren Jahren, einem sehr weisen, gutmüthigen Handelsmanne meiner Vaterstadt, der aber nicht für sehr klug gehalten wurde, einen Wechsel überreicht und das Geld dafür eingestrichen. Der Betrogene ward erst, als er das Papier in Geld umsetzen wollte, zu seinem Schrecken inne, der Wechsel sey falsch. Er verklagte den Mann. Der Betrüger läugnete aber, der Wechsel, den ihm das Gericht vorgelegt, sey aus seiner Hand gekommen; er behauptete, er habe dem Handelsmanne einen ganz andern, andern Wechsel gegeben. Der Betrogene kam in seinem großen Jammer zu mir. Ich nahm mich des guten, bedauernswerthen Mannes an. Ich empfahl ihn meinem Advokaten, und versproch, alle Gebühren zu bezahlen. Der Betrüger kam in Arrest. Er wußte sich aber einen sehr listigen Sachwalter zu verschaffen. Es entstand ein Prozeß. Nach ziemlich langer Zeit erfolgte endlich

der Urtheilspruch: Der Betrüger habe das entnommene Geld zurückzuerstatten, und sämtliche Prozeßkosten zu bezahlen. Den ausgestandenen Arrest von mehreren Monaten wolle das Gericht ihm als Strafe gelten lassen. Uebrigens sey er da noch manche andere schlechte Streiche von ihm entdeckt worden seyen, unter polizeiliche Aufsicht zu stellen — bis zur Besserung. Sein Advokat fragte ihn: „Was ist nun zu machen? Wollen wir uns in den Spruch ergeben, oder an eine höhere Gerichtsstelle appelliren?“ Die Antwort, die der Bösewicht gab, ist einzig. Sein Advokat selbst hat sie einmal mit lachendem Munde in einer zahlreichen Gesellschaft erzählt. „Je nun,“ hatte der Verurtheilte zu dem Advokaten gesagt, „auf das Zahlen will ich, so ungern ich es thue, mich einlassen; allein wenn wir nur die Besserung wegbringen könnten!“

Alle lachten; der Pascha sagte aber sehr ernsthaft: „Dem bösen Menschen ist es allerdings gelungen, sich der polizeilichen Aufsicht zu entziehen; auch hatte er offenbar nie einen Gedanken an Besserung, sondern verharrte in seiner Bosheit. Obwohl aber weder ich, noch irgend eine weltliche Macht ihn zwingen kann, sich zu bessern, so kann ich ihn doch verhindern, ferner Böses zu thun. — Die Sache ist mir ganz klar; sie bedarf keiner weiteren Untersuchung. Er blieb ein verhärteter

Bösewicht, und entführte, kam aus dem Gefängnisse befreit, die zwei Kinder, theils um sich zu rächen, theils um an ihnen das ausgelegte Gold für die Prozeßkosten wieder zu gewinnen. Wie er ehemals die Leute mit falschen Wechseln betrogen hat, so betrügt er sie jetzt mit falschen Edelsteinen. Man fesse den ruchlosen Kinderräuber, und führe ihn als Sklave in die Bleibergwerke ab. Dort soll er bei harter Arbeit und magerer Kost für seine Frevelthaten büßen."

Luzius sprach: „Das ist die strafende Gerechtigkeit Gottes! Der böse Mann hat meine beiden Kinder hier in diesem Saale zu Sklaven verkauft; jetzt ward er selbst in eben dem Saale zur Sklaverei verurtheilt. Ein Bösewicht mag sein Wesen, ohne sonderlich dafür bestraft zu werden, lange treiben. Am Ende läuft er doch noch, durch wiederholte Uebelthaten immer fester geworden, blindlings in sein Verderben. Gott weiß ihn zu finden. Möchten doch alle Menschen sich dies zur Warnung seyn lassen, und vor Gottes allsehendem Auge immer gut und gerecht handeln."

Am folgenden Morgen sehr früh hatte Luzius sich mit seinen Söhnen reisefertig gemacht. Der Bascha hatte ihn überreichlich mit Gold versehen; den erlittenen Kriegsschaden und das Versäumniß seiner Geschäfte wieder zu vergüten und den wahrscheinlichen Verfall seiner Güter wieder zu steuern,

Er umarmte Euzius; beide Knaben küßten ihm dankbar die Hände, und daten ihn weinend, Eltemtern und ihren theuren Lehrer zu grüßen und auch ihnen noch einmal zu danken. Abdallah drückte beide Knaben an sein Herz, und sprach: „Ihr seyd meine guten Engel gewesen. Ihr habt, oder vielmehr hat Gott durch euch einen Tiger in ein Lamm umgeschaffen. Weinet nicht, und lebet wohl!“ Die Knaben konnten vor Schluchzen nicht mehr reden; auch den Vater machte die Rührung stumm. Abdallah begleitete sie noch an den Reisewagen. „Gott, der Allmächtige, segne und bewahre euch und euren geliebten Vater!“ rief er noch, indem der Wagen abfuhr. „Will's Gott, ehe ein Jahr vergeht, sehen wir uns wieder!“

## Zwanzigstes Kapitel.

### Ein Wunsch.

Euzius kam mit seinen Söhnen in seiner Vaterstadt an. Die Nachricht, der edle Mann, und auch seine Söhne seyen wieder da, verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt. Viele Menschen drängten sich herbei, ihn zu begrüßen. „O Gottlob!“ rief mancher alte Freund, „daß wir dich wie-

der sehen! O wie gut, wie wunderbar ist Gott! Und auch deine Söhne hast du mit dir gebracht. Wir hielten sie längst für verloren. O wie schön und groß sind sie geworden! Die jarten Knabchen sind bereits Jünglinge. Wir können Gott nicht genug loben und preisen!"

Euzius ging in sein Haus, das man, in der Hoffnung, er werde dereinst wieder kommen, Miethleuten eingeräumt hatte; es war aber während seiner langen Abwesenheit sehr vergangen und ganz unansehnlich geworden. Seine Handelsgeschäfte hatten aufgehört; Niemand hatte sich gefunden, sie fortzusetzen. Er hatte viel zu thun, das Haus wieder herzustellen, und seine Handlung, wobei ihm jedoch seine Söhne behülflich seyn konnten, wieder in Gang zu bringen.

Er begab sich auf sein Landgut. Auch dort wurden er und seine Söhne mit Jubel aufgenommen. Das ganze Dorf lief zusammen. Die Leute, die ehemals den Verlust der kleinen Knaben schmerzlich beweint hatten, vergaßen nun bei dem Anblicke der blühenden Jünglinge und ihres edlen Vaters Freudenthränen.

Auch hier hatte man Haus und Güter einsteilen verpachtet. Das Haus fand Euzius sehr baufällig, und er traf sogleich Anstalten, es von Innen und Aussen zu erneuern. Von den Blumenbeeten des Gartens war nichts mehr zu sehen; man

hatte auf den Bäumen Kobl und Rüben angebaut. Vor dem Baumgarten, den Luzius angelegt hatte, gewährte einen herrlichen Anblick. Die jungen Bäumchen, die er gepflanzt hatte, waren nun Blüthe, mit weit ausgebreiteten Ästen, die mit reichlichem Laube und unzähligen Blüten prangten.

Ein Jahr verfloß dem Vater und den Söhnen unter anstrengenden Beschäftigungen. Jetzt stellte sich wieder der Frühling in seiner vollen Pracht ein. Sie suchten, nachdem sie täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abende unausgesetzt in der düstern Schreibstube gearbeitet hatten, auf dem Laube sich zu erholen, und schöpften da frischen Muth und freuten sich der Güte und Freundlichkeit Gottes im Anblicke seiner herrlichen Werke.

An einem schönen Frühlingstage saßen beide Jünglinge auf einer Bank neben der Hausthüre. Der Vater hatte noch Briefe zu schreiben, und wollte später heraus kommen. Da sahen sie auf dem Fußwege, der nicht weit von ihrem Hause vorbei und weiter hinein in das Dorf führte, einen fremden Wanderer, der sich nach einer Nachtherberge umzusehen schien. Er hatte ein langes, braunes Gewand an, hielt in seiner rechten Hand einen langen weißen Stab, und unter seinem linken Arme ein Buch, und trug auf dem Kopfe einen großen, schwarzen Strohhut, der an beiden Seiten aufgeschlagen war. „Das ist ein frommer Klosterbr-

der," sagte Timotheus; „oder gar einer der ehrenwürdigen Väter aus irgend einem Kloster." „Er scheint in der Gegend ganz fremd zu seyn," sprach Philemon. „Wir wollen ihn einladen, in unserm Hause zu übernachten. Das wird unserm Hause Segen bringen."

Sie gingen auf ihn zu. Er aber streckte ihnen beide Arme entgegen, und rief voll der höchsten Freude: „Gott grüße euch, meine liebsten Söhne! O wie danke ich Gott, daß gerade ihr die zwei ersten Menschen seyd, die mir in diesem — eurem Wohnorte begegnen!"

„O unser geliebtester Lehrer!" riefen Beide voll des lebhaftesten Entzückens, und eilten in seine Arme. „O bester Vater Antonius! O welche Freude, dich wieder zu sehen!" Sie hatten ihn weil sie ihn bisher nur in der grünen Gärtnerkleidung gesehen hatten, in seiner Ordensnacht, die er nun wieder angelegt hatte, nicht gleich erkannt. „O wie wird unser Vater sich freuen!" sagten sie. „o komm doch sogleich mit uns zu ihm!"

Ein Jeder faßte einen seiner Arme, um ihn zu ihrem Vater zu führen. Der Vater war eben so hoch erfreut. Beide würdige Männer umarmten sich unter Thränen des Dankes gegen Gott. Timotheus und Philemon nahmen dem geliebten Lehrer Hut, Reisefuß und Mantel ab, und führten ihn zum Sopha. Damit er von der Reise ausruhen



mitge. „Setzt euch Beide neben ihn!“ sagte der Vater, und setzte sich ihm gegenüber auf einen Sessel.

„Und was macht unser Freund Abdallah?“ sprach jetzt Eugène, „was macht seine Gemahlin, die fromme Azzine? Wird ihnen ihr Vorhaben, in unser Land zu kommen, wohl gelingen?“

„Ich denke,“ sprach Antonius, „sie befinden sich wohl, und ich hoffe, sie werden bald hier seyn. Es ist aber schon über sechs Wochen, daß ich sie verlassen habe. Dies kam so. Wie ihr wißt, gehöre ich dem Orden des heiligen Franziskus an. Da war es mir nun die dringendste Angelegenheit, eines unster Klosters zu besuchen, mich als noch lebend zu melden, wieder in den Orden einzutreten, und mit meinem Ordenshabit bekleidet zu werden. Ich bat daher unsern Freund Abdallah, mir zu erlauben, früher abreisen zu dürfen, als er seine Reise antreten wollte; welche Erlaubniß er mir denn auch nach einigen Einwendungen gab. Mit welcher Freude ich in dem Kloster aufgenommen wurde, kann ich euch gar nicht beschreiben. Meine Mitbrüder hatten seit der Nachricht, ich sey in türkische Gefangenschaft gerathen, nichts mehr von mir gehört, und hatten mich für todt gehalten. Mit großer Aufmerksamkeit hörten sie meine Erzählung, und lobten und priesen Gott für Abdallah's und Azzine's Befahrung. Auch was ich ihnen von euch und meinen lieben Söhnen, und von eurem Vater erzählte,

vernahmen sie mit herzlichster Theilnahme und innigem Danke gegen Gott. Alle waren höchst erfreut!"

„Indeß erinnerten sich unter den Vätern des Klosters nur die zwei ältesten, mich von Angesicht gekannt zu haben; die übrigen waren alle erst später in das Kloster gekommen, und hatten nur von mir gehört. Jene ehrwürdigen zwei Greise mit schneeweißen Haaren, der Guardian und der Senior des Klosters, hatten deshalb aus Allen die größte Freude mich zu sehen. Ich mußte, während ich erzählte, eben so zwischen ihnen sitzen, wie ich jetzt zwischen euch blühenden Jünglingen sitze. Am Ende meiner Erzählung sagten sie mir zwei denkwürdige Worte, die auch ihr euch wohl merken müßet.

Der Vater Guardian sprach zu mir: „Erinnerst du dich noch der Worte der heiligen Schrift, die ich dir zum Abschied sagte: „Habe deine Lust an dem Herrn, und Er wird dir thun, was dein Herz begehrt.“ Diese Worte sind gewißlich wahr. Denn wer Gott liebt, begehrt nichts Eitles oder Unrechtes. Du hattest ein großes Verlangen, zur Befehrung der Ungläubigen beizutragen, und diesen deinen heißen Wunsch hat nun der gütige, barmherzige Gott erfüllt.“

Der Senior des Klosters sprach: „Ich habe damals, als du dich auf den Weg machtest, dir gesagt: „Empfehl Gott deine Wege, und Er wird es wohl machen.“ Auch dieser Spruch ging in

Erfüllung; Gott hat, trotz aller Widerwärtigkeiten, am Ende Alles wohl gemacht."

„Und nun," sprach Antonius, „fehlt nichts mehr, daß meine Freude vollkommen sey, als unsern Freund Abdallah und seine fromme Gemahlin Elmine hier zu sehen, die auch beide, so Gott will, gewiß recht bald hier ankommen werden."

Da es bereits ziemlich spät, und Antonius sehr ermüdet war, genoß er nur noch einiges Wenige zur Abendmahlzeit, und begab sich dann zur Ruhe.

## Einundzwanzigstes Kapitel.

### Das Wiedersehen.

Am folgenden Morgen sprach Antonius zu Luzius und dessen Söhnen: „Vielleicht wird Euch noch heute eine große Freude zu Theil. Wenn Alles nach Wunsch geht, und keine besondere Hindernisse dazwischen kommen, so werden Abdallah und Elmine heute Abend hier eintreffen. Ich war unschlüssig, ob ich es Euch sagen solle oder nicht, weil Euch für heute die Freude denn doch könnte verëitelt werden. Indes halte ich es für das Beste, in Allem gerade und aufrichtig zu handeln." Luzius

und seine Söhne waren schon über die Hoffnung, vielleicht heute noch ihre theuren Freunde zu sehen, voll Entzücken.

Bald nach Tische und lange bevor es Abend wurde, sagten die beiden Jünglinge: „Run wollen wir unsern geliebten Vätern entgegen gehen!“ „Sehr wohl, meine Söhne!“ sprach der Vater. „Geht beide; ich werde später nachkommen. Ich will indeß bei unserm lieben Freunde bleiben. Er ist von seiner Reise zu ermüdet, um weit zu gehen, und so allein kann ich ihn doch nicht hier zurücklassen.“

Beide Jünglinge eilten fort. Sie waren schon über eine Stunde weit gegangen, immer in die Ferne blickend, ohne Jemand zu sehen, als hie und da einen Landmann, der aus der Stadt kam, ihnen aber von fremden Reisenden nichts zu sagen wußte. Endlich rief Timotheus: „Dort kommt ein leichtes, zweifsiges Rüttschen, in dem ein Herr und eine Dame sitzen. Das sind sie vielleicht!“ „Nein,“ sagte Philemon; „das sind, ihrer Tracht nach, vornehme ungarische Edelleute.“

Das Fuhrwerk kam näher. Da rief die Frau auf einmal: „Timotheus! Philemon! O ihr meine geliebten Kinder!“ Es war Elmire. Auch Oswald rief ihnen zu: „Seid mir gegrüßt, meine lieben Söhne!“ Er befahl dem Rutscher zu halten, und sprach zu Elminen: „Wir wollen aussteigen und

den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen.“ Beide stiegen aus, und begrüßten die zwei Jünglinge so freundlich, als nur immer die zärtlichsten Väter ihre geliebten Söhne beim Wiedersehen begrüßen können. „Wie befindet sich euer Vater?“ sagte Abdallah. „Ist Antonius glücklich angekommen?“ fragte Elmine. „O ja,“ antworteten die erfreuten Jünglinge; „beide könnten sich gar nicht besser befinden. Sie sind voll Freude, sich wieder zu sehen, und erwarten auch Euch mit eben so großem Entzücken.“

Timotheus fragte Abdallah: „Hat der Sultan dich doch entlassen?“ „Sehr ungern,“ erwiderte Abdallah, „jedoch sehr gnädig. Auch erlaubte er mir, eine Reise in christliche Länder zu machen. Er beschenkte mich auch noch, um, wie er sagte, meine getreuen Dienste zu belohnen, mit einem Ehrensäbel.“

Philemon fragte Elmine: „Wie seyd Ihr denn zu der prächtigen ungarischen Kleidung gekommen?“ „Hast du denn,“ sprach sie, „jenen geschickten Gesellen vergessen, der euch Brüder und euren Vater so trefflich gekleidet hat? Mein Gemahl kaufte ihn. Nachdem er einige Zeit in unserm Hause gewesen, und ich von seiner Treue und Redlichkeit mich überzeugt hatte, gab ich ihm den Auftrag, ungarische Kleider für Abdallah und mich zu verfertigen. Darüber sprang er vor Freude hoch auf.“ „Dieser Euer Auftrag,“ sagte er, „erfüllt mich mit den

heiligsten Hoffnungen. Ich sehe daraus, daß Ihr Euch nun bald frei und öffentlich zur christlichen Religion bekennen werdet." „Wohl," sprach ich, „allein das muß für jetzt noch ein Geheimniß bleiben." „Das versteht sich," sagte er; „ich werde deshalb in meinem kleinen Stübchen bei verschlossener Thüre arbeiten. Ich habe," sagte er, „gestern Abends, als ich bei der Mahlzeit austrug, in der Eile eine schöne, große Schüssel von dem feinsten Porzellan auf den Boden fallen lassen, daß sie in Stücke zerbrach. Sagt nun, ich habe deshalb Zimmerarrest." So sprach der etwas leichtsinnige junge Mensch. Ich wollte dies nicht sagen. Allein die Leute im Hause meinten dennoch, er sey wegen dieses Fehlers eingesperrt worden, und ich — hielt es nicht für klug, ihnen diese irrige Meinung zu benehmen." Er brachte die Kleider ganz vortreflich zu Stande. Wir wollten ihn mit uns nehmen; er wollte aber lieber zu seinen alten Aeltern zurückkehren. Wir gestatteten es ihm und versahen ihn mit Reisegeld. Darüber vergoß er Freudenthränen, und reiste an dem nächsten Tage ab."

Timotheus fragte Abdallah: „Habt Ihr mit Eurer Gemahlin die weite Reise so ganz allein gemacht?" „O nein," sprach Abdallah; „der treffliche Hauptmann Omar, der nun auch ein Christ ist, begleitete mich." „Aber," fragte Phllemon Elminen: „Was macht denn die gute Kammerfrau

Zerine, die so viel Liebe gegen uns gezeigt und so viele Mühe mit uns gehabt hat, als wir noch kleine Knaben waren?" „Auch sie ist bei mir," sagte Elmine; „auch sie ist nun eine Christin."

Die Jünglinge fragten nach einigen andern christlichen Sklaven und Sklavinnen, die sich vor den Uebrigen durch christliche Geduld und Ergebung in ihrem Sklavenstand auszeichneten und ihnen, den beiden Brüdern, immer mit großer Freundlichkeit viele Gefälligkeiten erwiesen hatten. „Einige von ihnen," sagte Abdallah, „haben wir mit uns genommen. Sie wollten freiwillig in unsern Diensten bleiben. Den Uebrigen, die sich in ihr Vaterland zu ihren Aeltern oder Verwandten zurücksehnten, habe ich die Freiheit geschenkt, sie mit allem Nöthigen zur Reise versehen, und ihnen Gelegenheit verschafft, sicher in ihre Heimath zu gelangen."

Elmine erzählte, daß die junge türkische Sklavin Drama, die immer und vor allen Andern die größte Liebe, Treue und Anhänglichkeit zu ihr gezeigt hatte, nun auch den christlichen Glauben angenommen habe und auch mitkomme. Sie hatte bei der Taufe den Namen jener treuen Magd in der Apostelgeschichte, „Rhode," erhalten.

„Aber," fragte Timotheus, „wo habt Ihr denn alle diese lieben Leute gelassen? Warum sind sie nicht bei Euch?" Elmine sagte: „Wir haben in der Stadt, wo wir gestern übernachteten, ihnen gesagt,

sie sollen dort bleiben, bis wir ihnen weitere Nachricht geben würden. Ich fürchtete, wenn wir so viele Leute mitbrächten, euren guten Vater und auch euch in Verlegenheit zu setzen.“ „O ja, wohl,“ sagte Abdallah, „wenn ein solcher Trupp Leute ein Haus plötzlich überfiel, das wäre ja wie im Krieg!“

„O sorgt nicht,“ sprachen die Jünglinge, „es fehlt uns eben nicht an Raum. Wir hätten schon zurecht kommen wollen; indeß wird es sich jetzt um so leichter machen lassen.“

## **Zweundzwanzigstes Kapitel.**

### **Die Abendmahlzeit.**

Unter diesen und dergleichen Gesprächen näherten Abdallah und Elmine sich, von beiden Jünglingen begleitet, dem Dorfe. Als sie nur noch eine Viertelstunde dahin hatten, kamen Luzius und Antonius ihnen entgegen. Abdallah und Luzius umarmten sich mit großer Rührung; Elmine bot ihrem Freunde Luzius die Hand. Beide, Abdallah und Elmine, nahmen ihn in ihre Mitte und redeten auf das Freundlichste und Lebhafteste mit ihm. Sie hatten sich einander so Vieles zu erzählen,



daß sie an kein Ende zu kommen, ja kaum anzufangen wußten. Antonius ging in der Mitte beider Jünglinge. Sie erzählten ihm voll Freude Alles, was sie von Abdallah und Elminen vernommen hatten, und Antonius, der Vieles davon noch nicht wußte, weil er die Türkei schon vor einigen Wochen verlassen hatte, war hoch erfreut.

Als sie alle bei dem Landhause ankamen, sprach Euzius zu Abdallah und Elmine: „Der Friede Gottes komme mit Euch in dieses Haus, und bleibe immer darin! — Diese Wohnung ist freilich nur klein und gering, im Vergleich mit dem großen, herrlichen Pallaste, den Ihr aus Liebe zu Gott und zu Christus verlassen habt. Doch Alles, was ich habe, steht Euch zu Gebot. Wir wollen, in christlicher Liebe und mit Dank gegen Gott, die milden Gaben, die Er uns verleiht, genießen. Ich denke, wir werden hier recht zufrieden und vergnügt zusammen leben.“

„Gewiß,“ sagte Antonius. „Die Mauern von Marmor und die mit Gold und seidenen Tapeten verzierten Wände machen es nicht aus. Sie können uns die Ruhe des Herzens und die rechte Seligkeit, die nur in Gott zu finden ist, nicht geben. Mancher Arme lebt in seiner Hütte vergnügter und zufriedener, als viele Reiche in dem prachtvollsten Pallaste.“

Sie traten in das Haus; der Tisch stand be-

reits gedeckt. Elmine betrachtete die runde, zierliche Tafel mit Vergnügen, rief aber: „Warum nur vier Bedeckte? Speisen Timotheus und Philemon nicht mit uns!“ Beide sagten: „Es macht uns Freude, und wir rechnen es uns zur großen Ehre, unsere zweite Mutter und ihren Gemahl, unsern großen Wohlthäter, bei Tische bedienen zu dürfen. Wir lassen es uns nicht nehmen, die Aufwärter zu machen.“ Sie waren auch bei diesem Geschäfte so aufmerksam, so gewandt und flink, so gefällig und freundlich, daß der Pascha gestand, bei all seiner ehemaligen Macht und Herrlichkeit sey er von seinen zitternden Sklaven nie so gut bedient worden. „Die Liebe geht über Alles,“ sprach Antonius, „was bloß aus Furcht und Zwang oder um des Geldes willen geschieht, ist nichts. Es macht den Herren und den Dienern nur gar zu oft Unbehagen und Verdruß.“

Als die Mahlzeit zur Hälfte vorüber war, sprach Elmine: „Nun kann ich es aber nicht mehr länger ertragen, euch, meine lieben Söhne, als Aufwärter und Bediente dastehen zu sehen. D kommt, setzt euch zu Tische! Es ist Raum genug an der Tafel und auch Speisen sind noch im Ueberflusse vorhanden.“ „Ja,“ sagte Abdallah, „du Timotheus, setze dich hieher, zwischen mich und deinen Vater!“ „Und du, lieber Philemon,“ sprach Elmine, „nimm hier zwischen mir und unserm Leh-

rer Platz!" Sie weigerten sich und sagten: „O, wir sind schon von der Freude satt; es ist uns gar nicht um das Essen." Elmine sprach: „Es ist schön, wenn der Mensch höhere Freuden kennt, als Speis und Trank; doch werden auch die Freuden der Tafel erhöht durch Dank gegen Gott und Gastfreundlichkeit!" Antonius sprach das einzige Wort: „Gehorcht!" Und nun setzten sich Beide augenblicklich an den Tisch. Elmine legte dem Philemon, Abdallah dem Timotheus vor und beide aßen.

Auf der Tafel stand auch in zierlichen Gefäßen Wein. Abdallah und Elmine aber tranken während der Mahlzeit nur Wasser. „Nun," sagte Luzius, indem er eine versiegelte Flasche öffnete, „müßt Ihr wenigstens doch diesen Wein kosten! Dieser Wein da ist ein gar köstliches Gewächs; er ist aus Tokay. Wir pflegen ihn deshalb, wie Ihr seht, nur aus kleinen Gläschen zu trinken. Trinkt einmal mit uns," sprach er lächelnd, „sonst muß ich Euch noch für Türken halten." „Nun so will ich denn trinken," sagte Abdallah. „Es ist das erste Mal, daß ich Wein trinke. Denn, wie Ihr eben bemerktet, hat der Prophet Mahomed den Türken den Wein ganz und gar verboten." Abdallah trank und leerte sogleich das ganze Gläschen. Elmine neigte bloß die Lippen. Abdallah gestattete aber gern, daß Luzius noch einmal ein-

schenke. „Unter vielem Andern,“ sagte Abdallah, „was ich dem falschen Propheten nicht verzeihen kann, ist nunmehr auch dies, daß er den Türken ein so köstliches Getränk verboten hat.“

Antonius, der in Allem eine sehr billige Denkungsart hatte, sprach: „In diesem Stücke möchte ich dem Mahomed nicht ganz Unrecht geben. Er hatte zu diesem Verbote sehr wahrscheinlich seine guten Gründe. Für die Türken, und — wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt! — für ein so rohes Volk, wie damals die Türken waren, scheint mir ein solches Verbot sehr heilsam. Ach, der Wein und auch andere starke Getränke, im Uebermaße genossen, haben schon großes Unheil angerichtet. Mancher Säufer hat sich um Vermögen, Gesundheit und Leben gebracht. Auch verleitete der Rausch schon viele Menschen zu den abscheulichsten Handlungen, sogar zu Mordthaten. Freilich sollte es des äußerlichen Zwanges, eines unbedingten Verbotes, nicht bedürfen. Bei Menschen, die einmal zur Vernunft und zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, und die sich selbst beherrschen können, wäre ein solches Verbot auch unnöthig, ja sehr hart. Allein einem Trinker, der sich nicht zu mäßigen weiß, wüßte ich keinen bessern Rath zu geben, als dem Weine und derlei Getränken ganz zu entsagen, und das Weinhaus oder die Branntweinstube gar nicht mehr zu betreten.“

„Nun, nun,“ sprach Lujus, „für Euch wäre ein solcher Rath ganz gewiß überflüssig.“ Er wollte ihm noch einmal einschenken. Allein Antonius bedeckte das Glas mit der Hand, und sagte: „Es ist genug. Euch aber, meine Freunde, will ich nicht wehren, diese Flasche auszutrinken. Laß aber, lieber Lujus, die zweite und dritte dort wieder in den Keller bringen.“ Antonius mußte sich jedoch auf vieles Zureden noch auf ein halbes Gläschen einlassen. Sie tranken die Flasche aus, und Abdallah wurde von dem wenigen Weine, weil er noch nie Wein getrunken hatte und ihn nicht gewohnt war, sehr fröhlich.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Rückblicke.

„Nun,“ sprach Antonius, „erlaubt mir noch ein ernstes Wort! — Ich habe es mir mein Leben lang zum Geschäft gemacht, über die Wege der göttlichen Vorsehung nachzudenken. Und so habe ich denn auch über unsere Geschichte viel nachgedacht. Laßt Euch einmal erzählen, was ich herausgebracht habe. Ich will von mir selbst anfangen.“

„Ich trat als ein junger Studirender in den Orden, den der heilige Franziskus, dieser wunderbar erleuchtete Mann, gestiftet hat, — einen Orden, der, wie ich denke, viel Gutes wirkt und viele Herzen Christo dem Herrn zuwendet. Allein es wollte mir Anfangs gar nicht gefallen, daß man mir in dem Kloster die Gartenarbeit anwies. Ich wollte höher hinaus. Ich hätte lieber den Garten Gottes, den Weinberg des Herrn angebaut. Ich brannte von Begierde, die Heiden zu bekehren. Endlich wurde mein Wunsch einiger Maßen erfüllt. Ich wurde ausgesendet, in jenen Gegenden an der Gränze Ungarns, wo großer Mangel an Geistlichen war, das Evangelium zu predigen. Allein die Türken ergriffen mich und führten mich hinweg in die Sklaverei. Das hielt ich nun für das größte Unglück meines Lebens. Allein wie gut war es nun für mich, daß ich von dem trefflichen Klostergärtner die Gärtnerei erlernt hatte! Sie bewirkte, daß ich viel milder als andere Sklaven behandelt wurde. Aber das war das Wenigste. Meine Kunst, Blumen zu ziehen und Bäume zu pflanzen, ward die Veranlassung, daß ich zwei schönere Blumen, zwei hoffnungsvollere Bäumchen — jene zwei lieblichen Knäblein in Obhut und Pflege nehmen konnte. Ja, nur als Gärtner konnte ich in den Harem des Pascha, ohne Aufsehen zu erregen, eingeführt und der Religionslehrer dieser

vortrefflichen Frau — und in der Folge auch ihres Gemahls werden. Ach, wie hätte ich damals, als ich in dem Klostergarten, oft nicht ohne Mißmuth, das Gartenmesser ergriff oder die Schaufel in die Hand nahm, auch nur ahnen können, eben diese seyen die Werkzeuge, mit denen ich armer Mensch es so weit bringen werde, einen Pascha, den allgewaltigen Statthalter des Großherrs, den Befehlshaber mächtiger Kriegsheere, in der christlichen Religion zu unterrichten. So wunderbar sind Gottes Wege; so wunderbar weiß Er durch geringe Mittel ein großes Ziel zu erreichen!"

„Du, liebster Luzius, hattest einen großen Jammer, als dir deine lieben Kinder geraubt wurden. Es mußte dir äußerst schwer fallen, selbst gefangen und auf dem Sklavenmarkte zum Verkaufe ausgestellt zu werden. Allein eben dort hast du deine verlornen Kinder wieder gefunden. Die Sklavensesseln wurden dir abgenommen! In dem Pallaste des Pascha lernten wir uns kennen, und knüpften das schönste Band — das Band wahrer christlicher Freundschaft. Die liebevolle Wohltäterin deiner armen Kinder wurde auch die Wohltäterin des Vaters. Wir verlebten dort selige Tage. Zwar kamen noch große Leiden über dich. Du wurdest in einen schauerlichen Kerker geworfen; du standest schon auf der Richtstätte; das Schwert des Todes war schon über dich geschwungen! Durch deine An-

der hat Gott dich errettet. So groß deine Leiden gewesen, deine Freude wurde doch noch größer und ist es noch jetzt. Gott führt in die Grube und wieder heraus. Er weiß im rechten Augenblicke zu helfen. Er leitet denen, die Ihn lieben, Alles zum Besten!"

„Und ihr, meine Söhne, ihr, geliebten Zwillingส์brüder! — was soll ich von euch sagen? An euch und durch euch hat Gott große Dinge gethan: Er schuf euch einander so ähnlich; Er gab euch die einander ganz gleiche und liebliche Gestalt, die Aller Augen auf euch zog, und euch die Herzen der Menschen gewann. Er hatte, als man euch in das Haus des Sklavenhändlers brachte, mich schon vorausgeschickt, damit ich dort in jenem schönen Garten euer Religionslehrer würde, und euch Gott und Jesus Christus noch näher kennen lehrte. Und wer hat es so gefügt, daß Elmine, die große Kinderfreundin, keine eigene Kinder hatte; daß sie, als euch der Sklavenhändler auf dem Marktplatz verkaufen wollte, eben an das Fenster trat; und daß sie, als ihr schmerzlich weinend Abschied nehmen solltet, so gerührt ward, — und den armen verlassenen Knäblein eine zweite Mutter wurde? Alles dieses geschah durch Gottes Leitung. Gott hat, als man euren geliebten Vater hinrichten wollte, euch die Freude und den Muth verliehen zu der Bitte, mit ihm hingerichtet zu werden. Er hat



euch die rechten Worte in den Mund gelegt. Euer Anblick, eure vereinten kindlichen Bitten — über Alles aber ein Lichtstrahl von Oben — hat das Herz des mächtigen Gebieters gerührt, ihm ein so großes Heil wiederfahren lassen, und uns Allen unaussprechliche Freude bereitet!"

„Ja," rief Antonius mit hoher Rührung, mit leuchtenden Blicken und gefalteten Händen: „Du großer, allmächtiger, barmherziger Gott, der Du Himmel und Erde geschaffen und alle unsere Haare gezählt hast, der Du die ganze Welt regierest und alle Dinge leitest, Du, ohne Deffen Wissen und Willen kein Bögelein vom Dache, kein Haar von unserm Haupte fällt — Du hast es so geschehen lassen, daß diese Söhne aus ihrem väterlichen Hause entführt, und in ein entferntes Land gebracht worden. Nicht durch den Anschlag jenes Bösewichts, sondern durch Deinen Rathschluß sind sie dorthin gekommen; er selbst mußte, wider Wissen und Willen dazu beitragen, daß Dein Wille erfüllt werde! Du hast aus den weisesten und liebevollsten Absichten, Vater und Kinder getrennt, um uns Alle hier zu vereinigen, im Glauben an Dich und an Denjenigen, den Du zu unserm Heile in diese Welt gesandt hast, an Jesus Christus! Dir sey inniger, unaussprechlicher, ewiger Dank! O verleihe, daß wir Alle in Glaube und Liebe Ein Herz und Eine Seele bleiben! daß wir einst im Himmel Dir ewig

Danken! Da sey Dank, Anbetung, Lob und Ehre  
und Preis und Ruhm in alle Ewigkeit!!

Alle hätten die Hände gefaltet, und jedes Wort  
Hartg in ihrem Herzen nach. Voll Andacht und  
mit Thränen in den Augen sagten Alle: „Amen.“  
Mehr ließ die Empfindung sie nicht sagen. Ihr  
Mund vermochte nicht auszusprechen, was ihr Herz  
empfand. Sie gingen stillschweigend aus einander,  
und begaben sich zur Ruhe.

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Ein Dankfest.

Am folgenden Tage standen Alle sehr frühe auf.  
Die Freude ließ sie nicht länger schlafen. Sie ver-  
sammelten sich in dem Saale, in den der reine,  
helle Morgenhimmel herein leuchtete, und den schön-  
sten Frühlingstag verkündete. Sie brachten ihr  
Gebet Gott zum Morgenopfer dar. Hierauf gin-  
gen sie hinaus in das Freie, um der frischen Früh-  
lingsluft und des Wohlgeruches der Blumen zu  
genießen, und die Sonne aufgehen zu sehen.

Abdallah ging stillschweigend und mit forschenden  
Blicken umher, um die Gegend in Augenschein  
zu nehmen. „Wann beschist du Alles gar so ge-

nan?" fragte Antonia. „Gefällt dir das alte Bauernhaus da drüben so wohl, daß du es so unheimlich betrachtest?" „Nicht das Haus," sprach Abdallah, „sondern der Platz, worauf es steht." Er rief Eugène herbei, der eben seine Blumen dem Gartenfreunde Antonius zeigte, und sprach zu ihm: „Dieses Haus gedenke ich zu kaufen. Ich werde dem Bauer, der es bewohnt, so viel dafür bezahlen, daß er sich andermahln ein anderes, neues und viel besseres Haus bauen kann. Die alte, baufällige Hütte werde ich dann niederreißen, und mir da, gerade deinem Haus gegenüber, eine Wohnung bauen lassen. Wir sind dann Nachbarn. Nur der schöne, grüne Rasenplatz mit den Blumenbeeten und den schattigen Fruchtbäumen liegt dann zwischen uns, und ich denke, wir werden wohl gute Nachbarschaft halten. Mein Haus soll ganz so werden, wie das Deinige. Beide Häuser sollen einander so gleich sehen, wie deine Söhne. Wenn wir alternden Leute einmal die Augen schließen, so soll das Haus deinen Söhnen, diesen jungen Männern und ihren künftigen Familien abgefallen bleiben. Ich denke, die Wahl zwischen den ganz gleichen Häusern werde ihnen nicht schwer fallen, und auch sie werden die besten Nachbarn sein." Das Abdallah sagte, ging in der Folge in Erfüllung.

Nach vor Tische machte die ganze Gesellschaft

dem Pfarrer des Dorfes einen Besuch. Sie trafen ihn in seinem kleinen Gärtchen. Der alte Mann begrüßte Abdallah und Eminen so freundlich als herrschaftig. Mit Antonius war er aber sogleich vertraut, und schüttelte ihm fröhlich die Hand. Nachdem die Gesellschaft eine Weile geblieben war, sagte Luzius: „Die zwei geistlichen Herren haben sich wohl Manches zu sagen, das nicht für uns Feien ist. Wir wollen uns entfernen; der Herr Pfarrer ist aber heute Mittag unser Gast.“

Sie gingen; Antonius blieb, und sagte zu dem Pfarrer: „Herr Luzius hat allerdings Recht. Ich habe zwei Bitten vorzubringen. Luzius bekommt heute noch mehrere Gäste, für die er kaum Raum haben wird; für mich aber ist es schließlicher in einem geistlichen Hause zu wohnen. Ich bitte daher nur um ein kleines Stübchen, wo ich für mich allein seyn kann. Meine andere Bitte besteht darin: Dieser vornehme Türke und seine Gemahlin, und alle die Türken und Türkinnen, die mit ihnen kommen, sind nunmehr Christen. Morgen werden sie die Kirche besuchen — und da wäre es doch wohl schließlich, in der Kirche ein kleines Dankfest anzuhängen.“ „Ein recht großes Dank- und Freudenfest,“ rief der Pfarrer, „ein so großes, als es dahier nur immer möglich ist! Freilich, freilich, heute ist es schon Samstag, und morgen Sonntag. Das ist sehr kurz angesetzt. Doch, mein Res-

ner und ich werden dennoch thun, was nur immer in unsern Kräften steht. Das Wichtigste ist ein feierliches Hochamt! Er lud Antonius ein, es zu halten. Antonius versprach es, und empfahl sich. Der Pfarrer aber eilte, so schnell als es seine alten Hüfe vermöchten, zu seinem Meßner, um die nöthigen Anstalten mit ihm zu verabreden.

Auf den Abend gab es bei August neue Freuden, neue freundliche Begrüßungen. Abdallah's und Elminens' Gefolge, lauter christliche Freunde kamen an. Der Hauptmann Omar und zwei Diener waren zu Pferd und noch türkisch gekleidet. Jeline, Orma und noch zwei Dienerinnen, nach ungarischer Art gekleidet, saßen in Abdallah's schwerem Reisewagen, dem zwei noch viel schwerere Packwagen folgten. Abdallah hatte das letzte Kutschchen bloß gemiethet, um noch an dem bestimmten Abende einzutreffen.

Am folgenden Morgen begaben sich Alle zur Kirche. Die ganze Gemeinde war schon lange vor der Zeit in der Kirche versammelt; die Leute hatten vernommen, welche vornehmen Gäste angekommen seien. „Ein Pascha,“ hieß es, „seine Frau und seine Dienerschaft, lauter Türken, die Christen geworden sind! Das ist ein großes Wunder.“

Der Pfarrer in seinen schönsten Chorkleidern bot Abdallah und Elminé am Portale der Kirche nach altem Gebräuche das Weihwasser. „Es ist,“

„Nun Antonius, der neben dem Pfarrer stand, zur Erinnerung an unsern allerersten Eintritt in die Kirche an das Taufwasser und an das Taufgelübde. So oft wir in die Kirche treten, sollen wir allzeit den Vorsatz erneuern, Alles zu halten, was wir bei der Taufe angelobt haben, und ein neues, Gott geweihtes Leben zu führen.“

Die ländliche Kirche prangte mit grünen Malen, der Altar war mit Blumen geschmückt. Ein silbernes Kreuzifix und sechs brennende Kerzen auf zierlichen Leuchtern standen auf dem Altare. Ein großes, schönes Gemälde diente dem Altare zur großen Zierde; auch an den reinen weißen Wänden erblickte man schöne Gemälde. Luzius hatte die Kirche neu bauen lassen, und seine selige Frau hatte so viel auf die Kirchenzierde verwendet.

Elmine blieb einige Augenblicke verwundert stehen, und betrachtete die Kirche. Sie hatte, außer jenem Zimmer, das zu einer Hauskapelle eingerichtet worden, noch keine christliche Kirche gesehen. „So sehen alle christlichen Kirchen aus,“ sagte Luzius; „nur sind die Domkirchen großer Städte viel prächtiger, aber in der Hauptsache dieser ähnlich.“ Denn damals waren alle christlichen Kirchen, in Ungarn und Deutschland, noch lauter katholische Kirchen.

Der Pfarrer führte Abdallah, Elmine und Luzius zu einem Betstuhle, der, mit rothem Tuche

bekannt, vor dem Altare stand. Antonius hatte sich  
indess in die Sakristei begeben. Dort trat er in  
reihen, mit Gold verzierten Ornate aus der Sakri-  
stie. Timotheus und Philemon traten vor ihm her,  
indem sie es sich zur Ehre rechneten, als Mini-  
stranten am Altare zu dienen. Der Weihrauch-  
wurde in das Räucherfass eingelegt, und heftlich auf-  
steigende Weihrauchwolken flogen empor. „So,“  
sprach Euzius, „soll unser Gebet zum Himmel em-  
porsteigen.“

Als der Priester am Altare die heilige Hand-  
lung anfang, erhob sich ein herrlicher Gesang. Dann  
betete das Volk wieder still. Ueber eine Weile  
eröffnete der Gesang wieder. Und so abwechselnd,  
Stimme, nach Abdallah und alle Anwesende, waren  
voll Andacht.

Endlich stimmte der Priester das hohe „Te  
Deum“ an: „Herr, Gott, wir loben Dich!“ und  
die ganze Gemeinde sang nun mit dem herrlichen  
Vorgesang mit lauter Stimme zu singen.

Als die Gesellschaft, nach dem Schlusse der  
Andacht, aus der Kirche trat, sprach Abdallah:  
„Unser ganzes künftiges Leben soll der beständige,  
wiewohl stillschweigende Lobgesang seyn: O Gott,  
wir loben Dich!“

# Das Karthäuserkloster.



Digitized by Google

### Zwei hoffnungsvolle Knaben.

Ritter Otto lebte auf seiner alterthümlichen, mit  
dicken Mauern und hohen Thürmen besetzten  
Burg in tiefer Trauer, und die finstern Tannen-  
wälder umher, von denen die Burg den Namen  
Finsterwalde hatte, kam ihm noch einmal so fin-  
ster und traurig vor. Seine geliebte Hausfrau,  
die fromme Giseltraut, die ihm diese Wildniß zum  
Paradiese gemacht hatte, ward in der Blüthe des  
Lebens ihm vom Tode entzissen. Der treffliche  
Ritter hatte in seinem abgeschiedenen Aufenthalte  
kein Vergnügen mehr, als seine zwei kleinen  
Söhne, Albert und Burthard. Die zwei lieblichen  
Knaben blühten zwischen den düstern Burgmauern  
auf, frisch und schön, wie Rosen. Er that für  
ihre Erziehung, so viel als er konnte. Ein altes  
ehrwürdiges Geistes, der Pfarrer des benachbar-  
ten Dorfes, kam, wenn die Witterung nicht gar  
zu schlecht war, die Woche zwei oder dreimal, auf

die Burg, laß in der Burgkapelle die heilige Messe, und unterrichtete die Knaben in dem Christenthume, Der Vater aber übte sie, so viel ihr zartes Alter es gestattete, in den Waffen. Er lehrte sie mit dem Pseile ein entferntes Ziel sicher treffen, mit Anstand und Gewandtheit zu Pferde sitzen und im Galoppe mit der Lanzenspitze einen Ring auffangen, der hoch an einem Faden schwebte. Auch an den rauhesten Tagen nahm er sie, um sie abzuhärten, mit auf die Jagd.

Eines Tages nun sagte der Ritter zu ihnen: „Liebe Söhne! Künftige Woche ist das Fest Mariä Himmelfahrt. Vor drei Jahren, an eben diesem Tage, starb eure Mutter. Ihre fromme, reine Seele ward, was ich zu Gott hoffe, wie Maria in den Himmel aufgenommen; ihr entselter Leib liegt, wie ihr wißt, drei Meilen von hier, in der Klosterkirche der Karthäuser begraben. Die jährliche Gedächtnißfeier ihres Todes wird am Tage nach Mariä Himmelfahrt von dem ehrwürdigen Vatern des Klosters mit Gebet und Gesang, und mit einem Traueramte festlich gefeiert. Ich fand mich immer bei dieser traurigen Feierlichkeit ein. Dieses Mal aber sollt ihr mich das erste Mal dahin begleiten. Ihr seyd nun stark genug, einen solchen Ritt mitzumachen. Da wollen wir dann an dem kalten Grabsteine eurer lieben Mutter zusammen sitzen; denn ich, wie wohl man mich für einen tapfern,

strengen Ritter hält, schme mich nicht der Thronen, um sie. Und auch ihr, wenn ihr daran denkt, wie gut eure Mutter war, und wie lieb sie euch hatte, werdet an ihrem Grabe in Thränen gerstehen.“ Dem Ritter standen, als er dies sagte, die heißen Thränen in den Augen. Auch den Knaben stießen, als sie den Vater wirren sahen, reichliche Thränen über die blühenden Wangen.

Indes verdrängte die Freude, mit dem Vater sehen solchen weiten Ritt machen zu dürfen, auch ihren jugendlichen Herzen halb allen Schmerz. Ihr tägliches Gespräch war nunmehr die bevorstehende Reise in die Karthause. So nannte man gewöhnlich das Kloster, von dem sie schon sehr vieles gehört hatten. Denn die Großältern der Knaben wurden als Güter des Karthauserklosters von Zerbermann weit umher, in der Gegend geehrt und geliebt. Der Großvater hatte Grund und Boden, Holz und Bausteine dazu hergegeben, die Großmutter aber ihren ganzen kostbaren Schmuck zur Bekleidung der Baukosten verwandt. Auch die selige Mutter der Knaben hatte der Kirche daselbst Gold- und Edelsteine vermacht, heilige Gefäße zum Gottesdienste daraus zu verfertigen. Uebrigens hatte sie noch eine wohlthätige Stiftung für Arme gemacht. Denn ihr ganzes Bestreben war immer, Gott zu verherrlichen und den Menschen Gutes zu thun.

In dem bestimmten Tage, lange bevor der Morgen anbrach, wurden die gefattelten Pferde vorgeführt. Der Ritter bestieg sein großes staatl. ches Reitpferd, die zwei Knaben setzten sich auf ihre kleinen, niedlichen Pferdchen, die der Vater ihnen vor einigen Monaten gekauft hatte. Die Pferde glänzten vor Reinlichkeit, und alles Messing an dem Reitzeuge schimmerte wie Gold. Denn die zwei Knaben hatten die ganze Woche hindurch an den Knechten getrieben, die hübschen Thiere für die weite Reise wohl zu füttern und zu striegeln; ja um das Messing an Zaum und Sattel recht glänzend hell zu poliren, hatten sie selbst mitgeholfen.

Der Vater ritt mit seinen zwei Söhnen durch den Wald hin. Zwei Knappen, junge Krieger, die in seinen Diensten standen, begleiteten ihn. Sie waren wohl bewaffnet, und hatten in ihrer glänzenden Rüstung und auf ihren muthigen Rossen ein sehr kriegerisches Aussehen. Noch lag düstere Nacht auf den finstern Wäldern umher. Nur der Morgenstern strahlte über den schwarzen Tannengipfeln. Nach und nach erhellte die hervorbrechende Morgenröthe die Gegend, und die zwei Knaben waren hoch erfreut, als die aufgehende Sonne manche ferne Burg und mehrere Kirchenthürme, die ihnen noch unbekannt waren, mit ihren goldenen Strahlen herrlich beleuchtete. So weit der Weg war, so wurde er den Knaben dennoch sehr kurz.

Er es dachte, sprach der Vater, indem er mit der Ruthe auf einen mit blauem Schiefer gedeckten Thurm zeigte, der zwischen zwei waldigen Bergen hervorragte: „Dort ist die Karthause!“

## 2.

## Das Grab der Mutter.

Der Ritter und seine zwei Söhne kamen bei dem Kloster an. Der Prior des Klosters, ein ehrwürdiger Greis, von unbeschreiblich mildem, freundlichem Aussehen, und zwei andere Karthäuser standen schon unter der Pforte, begrüßten den edlen Ritter und die fröhlichen Knaben, und führten sie in den Speisesaal, wo sie mit einem Festmahl bewirthet wurden. Jetzt ertönte die Glocke und mahnte, daß es Zeit in die Kirche sey. Mit Ehrerbietigkeit trat der Ritter in das alterthümliche Gotteshaus. Die zwei Knaben aber waren wie Erstaunen, als sie aus dem vollen Tageslichte in die dämmernde Halle traten, die bunten, von der Sonne erleuchteten Glasgemälde der Kirchenfenster sahen, und den Hochaltar und die übrigen Altäre der Kirche, von einer Menge brennenden Kerzen erleuchtet, in wunderbarem Goldmangel erblickten.

Ein Betstuhl, mit schwebender Decke besetzt, stand in Mitte des Chors vor dem Hochaltare. Der Ritter kniete nieder, und zu jeder Seite seiner knieten zwei Knaben. Bald darauf trat der Prior in schwarzem mit Gold gesticktem Ornate an den Altar; die übrigen ehrwürdigen Väter, in ihrer reinlichen, weißen Klostertracht, standen zu beiden Seiten des Chors in den kunstreich geschnittenen Chorstühlen und erhoben den ernstesten feierlichen Chorgesang. Der Ritter betete in Andacht, und Behemuth versunken; das Herz der beiden Knaben wurde zum Himmel erhoben.

Nach entrichtetem heiligen Opfer gingen der Prior und die übrigen Geistlichen, unter andächtigen Gesang und in feierlichem Zuge, zu dem Grabe der seligen Edlwaund, das sich in einem Seitengange der Kirche befand. Ein Grabstein von grauem Marmor, in der Mauer der Kirche, bezeichnete die Grabstätte. Ritter Otto mit seinen zwei Knaben folgte dem Zuge. Als der Gesang geendet und die fromme Feier mit dem Gebete beschloffen war: „Gott wolle allen abgestorbenen Seelen, deren sterbliche Hülle in den dunkeln Gräbern ruhet, ewige Ruhe verleihen und ihnen ewiges Licht leuchten lassen,“ gingen die frommen Väter langsam und in tiefer Stille wieder zurück. Der Ritter mit seinen zwei Knaben aber trat näher an den Grabstein, auf dem das Bildniß der

ner seligen Gemahlin mit aller Kunst und allem Fleiße jener Zeit sehr schön ausgehauen war. „Seht da, meine lieben Kinder,“ sprach er, „das ist das Bildniß eurer Mutter! Seht, wie sie vor dem Bilde des Gekreuzigten so fromm da kniet, und die gefalteten Hände so andächtig zum Himmel erhebt, gerade so, wie sie es in ihrem Leben gewohnt war. Unter diesem Steinsplaster der Ritze, auf dem wir stehen, ruht ihr entseelter Leichnam, der einst so schön blühte, und zerfällt nun in Staub!“

Die guten Knaben fingen an so schmerzlich zu weinen, daß ihre Thränen auf das Steinsplaster herabtröpfelten. Der Vater aber sprach: „Kinder! Gelobt mir hier an dem Grabe eurer Mutter, von Herzen fromm zu leben und nie etwas Böses zu thun. Bald werden auch meine Gebeine hier ruhen, und auch ihr werdet, wenn der Krieg euch nicht anderswo in das Grab legt, hier eure letzte Ruhe finden! Liebe Kinder! Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ Die Knaben versprachen mit feierlichem Handschlag, stets den Willen Gottes zu befolgen, und keinen Finger breit davon abzuweichen.



## 3.

## Der Prior und seine Zelle.

Jetzt kam der Prior, der indes die priesterliche Kleidung abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Klostertracht, den Ritter und dessen zwei Söhne aus der Kirche abzuholen. Er führte sie durch einen langen gewölbten Gang des Klosters. Auf der einen Seite des Ganges waren die Thüren zu den Zellen der Karthäuser; zur andern Seite befanden sich hohe, schmale Fenster, durch deren kleine, runde Scheiben man den Gottesacker des Klosters und die mit steinernen Kreuzen bezeichneten grünen Grabhügel erblickte. Am Ende des Ganges öffnete der Prior eine Thüre, um den Ritter und dessen Söhne in seine Zelle zu führen. Sie traten zuerst in einen kleinen Vorfaal, dem die höchste Reinlichkeit der weißen Wände und des glänzenden Pflasters von gelbgrauem Marmor ein sehr freundliches Aussehen gaben.

In dem gewölbten Saale befanden sich zwei alte Gemälde. „Dieses Bild hier,“ sprach der Prior, indem er auf das eine Gemälde zeigte, „stellt unsern Ordensstifter, den heiligen Bruno, vor. Der fromme Mann hier, in der einfachen Mönchstracht, aber von ehrwürdiger Gestalt, betrachtet, wie ihr

fehlt, einen Totenkopf. Die Betrachtung des To-  
des war ihm der Anfang seiner Bekehrung. Der  
Tod ist auch in der That der beste Sittenlehrer.  
Er fängt damit an, uns zu zeigen, daß Alles in  
dieser Welt nur Schein sey, und daß wir in Dem,  
was vergeht, unser wahres Heil nicht finden kön-  
nen. Und so werden wir denn so nach und nach weise,  
und suchen unser Heil nur in Dem, was unver-  
gänglich ist."

„Das andere Bild," sagte der Prior, mit aus-  
gestrecktem Arme auf das andere Gemälde deutend,  
„ist Ritter Hugo, der Stifter dieses Klosters.  
Der edle Mann, in der prächtigen Ritterkleidung  
und von kühnem, kriegerischem Aussehen, verdient  
es, unserm Ordensstifter an die Seite gestellt zu  
werden. Denn das Kleid und der Stand machen den  
Werth des Menschen nicht aus, sondern der gute  
Wille. Beide Männer achteten diese Welt geringe,  
und trachteten nach etwas Besserem jenseits dieser  
Welt. Der gottesfürchtige, rechtschaffene Ritter  
hier ist euer Großvater, liebe Kinder. Werdet  
fromm und rechtschaffen, wie er."

Von dem Vorsaale traten sie in das einfache  
Wohnzimmer des Priors. Ein Bildniß des Ge-  
kreuzigten aus blendend weißem Elfenbein an ei-  
nem Kreuze von schwarzem Ebenholze, sehr kunst-  
voll gearbeitet, war die einzige Zierde des Zimmers.  
Vor dem Kreuze stand ein Betstuhl, auf dem ein

aufgeschlagenes Evangelienbuch lag. Sonst fand sich nichts in dem Zimmer, als ein Schreibtisch, zwei Sessel, und einige Schränke mit Büchern und Schriften. Rechts ging eine Thüre in das reine-liche Schlafzimmer; das Bett bestand aber bloß aus einer Matratze, einem ähnlichen Polster statt des Kopfkissens, und einer wollenen Decke. Links führte eine Thüre in die Werkstätte, wo sich eine Drehbank, die dazu erforderlichen Werkzeuge, und mehrere fertige Arbeiten befanden. Der Prior beschenkte die Knaben mit seinen Arbeiten. Er gab jedem einen schön aus Horn gedrehten Schreibzeug und eine aus Buchsbaumholze gedrehte Federbüchse zu Aufbewahrung der Schreibfedern und sagte: „Ich denke, ihr werdet guten Gebrauch davon machen.“

Aus der Werkstätte kamen sie in einen kleinen Garten. Er war an allen vier Seiten von hohen Mauern umgeben, die mit auserlesenen guten Obstbäumen, an der Nordseite aber bloß mit grünen, laubreichen, hoch empor rankenden Gewächsen besetzt waren. Die Gartenbeete prangten mit schönem Gemüse und mancherlei Blumen von prächtigen Farben. Sonst sah man hier von der ganzen übrigen Welt nichts, als den blauen Himmel und den grünen Gipfel eines Berges, auf dem zuhöchst ein hölzernes Kreuz von rother Farbe stand.

„Eine solche Einsiedelei,“ sagte der Prior, „eine

solche Zelle zum Beten, Betrachten und Studiren, mit Werkstätte und Ruhestätte und einem Gärtchen, durch Mauern von der Welt geschieden und nur nach Oben, gegen den Himmel offen, wohin uns das Kreuz den Weg zeigt, hat jeder Karthäuser. Alle diese Einsiedeleien, deren unser Kloster zwölf enthält, stehen durch den Kreuzgang mit einander, und mit der Kirche, der Bibliothek und dem gemeinschaftlichen Speisesaal in Verbindung, und machen so zusammen die Karthause aus."

Die fröhlichen Knaben betrachteten mit Entzücken die Blumen des Gärtchens. Sie kannten bisher fast keine andere, als Wiesenblumen, und riefen verwundert: „So schöne Blumen, so groß und von so herrlichen Farben, haben wir in unserm Leben noch nicht gesehen. Es ist eine Pracht! Der Garten ist ein Paradies." Sie liefen von einem Blumenbeete zum andern, und fragten begierig nach den Namen der ihnen unbekannten Blumen. Der Prior nannte die Namen, brach einige Blumen für sie ab, fügte sie zierlich zusammen, gab jedem einen schönen, lieblich duftenden Blumenstrauß, und versprach, ihnen von allen diesen Blumen auf künstlichen Frühling Samen und Ableger zu schicken.

Jetzt blickten die Knaben, die Anfangs vor Ueberraschung nicht gewußt hatten, wohin sie ihre Blicke zuerst wenden sollten, an den Obstbäumen empor, die hoch an der Gartenmauer aufgezogen

waren. Die Menge goldener und purpurrothlicher Früchte setzte sie aufs Neue in Erstaunen. Der Prior pflückte ihnen mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit Apfelsinen und frühe Pfirsiche von den Bäumen, und wünschte nur, um sie noch besser bewirken zu können, daß die köstlichen Spät-Pfirsiche schon reif seyn möchten. Die Knaben dankten voll Freude für die schönen Blumen und die herrlichen Früchte. Der Prior aber sagte: „Danket vielmehr dem Schöpfer, der so schöne Blumen und so herrliche Früchte geschaffen hat.“

---

#### 4.

#### Eine kleine Schulprüfung.

Hierauf ging der Prior mit ihnen wieder in seine Zelle zurück. Er bot dem Ritter einen Sessel, setzte sich auf den andern, langte das Evangelienbuch herbei und zeigte den Knaben die schönen Miniaturgemälde, mit denen das Buch geziert war. Die beiden Knaben waren über den Glanz des Goldes und der lebhaften Farben, besonders über das herrliche Roth und das liebliche Blau ganz entzückt. Der Prior that nun allerlei Fragen an sie über diese Bilder, die lauter Begebenheiten aus der evang.

gelehrten Geschichte vorstellten. Er wollte auf gute Art, ohne daß die Knaben es merkten, inne werden, wie es bei ihnen mit der Erkenntniß der Religion bestellt sey. Er war mit den Antworten der Knaben zufrieden und lobte sie. „In dem Christenthume,“ sagte er, „seyd ihr, wie ich sehe gut unterrichtet. Das ist die Hauptsache. Wenn ihr das, was ihr wißt, auch thut, so werdet ihr selig!“

„Aber nun, Albert,“ sprach er weiter, „lies mir einmal diese Stelle.“

„O weh!“ sagte der Knabe, „das ist ja, glaube ich, gar lateinisch. Davon verstehen wir Knaben nichts. Aber Deutsch können wir beide schon ziemlich gut buchstabiren, obwohl ich erst neun Jahre alt bin, und mein Bruder gar nur acht Jahre zählt.“

Der Prior sah den Ritter betroffen an und sprach: „Das ist schlimm, daß die zwei fähigen Knaben noch nicht einmal ihre Muttersprache lesen können. Es wäre Schade, wenn sie so unwissend aufwachsen sollten. Das muß anders werden. Sie müssen nicht nur das Deutsche fertig lesen und schreiben, sondern wenigst so viel Latein lernen, daß sie eine lateinische Urkunde verstehen. Besonders aber rathe ich, daß sie die Italienische Sprache erlernen. Unser Kaiser steht mit Italien in naher Verbindung. Er bedarf vieler deutscher Männer,

Wie diese Sprache fertig sprechen. Lernen Eure Söhne Italienisch, so können sie nicht nur einst dem Kaiser große Dienste leisten, sondern dadurch vielleicht auch selbst ihr Glück machen."

"Bohl wahr," rief der Ritter; „aber woher nehme ich einen solchen Mann?"

"Ich will Euch einen solchen Mann verschaffen," sprach der Prior. „Ich kenne einen frommen und gelehrten Geistlichen, Namens Antonio Cellini. Er ward zwar in Deutschland geboren; seine Aeltern aber, vermögliche Handelsleute, waren aus Italien nach Deutschland gekommen. Als er etwas herangewachsen war, haben sie ihn zum Studiren nach Rom geschickt, wo er sich sehr auszeichnete. Er spricht die Italienische und Deutsche Sprache mit gleicher Fertigkeit, und ist in jeder Hinsicht ein sehr vortrefflicher Mann. Ich will ihn ersuchen, zu Euch zu ziehen, und die beiden Knaben zu unterrichten. Ich denke, Ihr werdet ihn in Ehren halten und für seine Mühe zu belohnen wissen, wie's recht ist!"

"Das werde ich!" sprach der Ritter sehr erfreut; „er soll es in meiner Burg so gut haben, als ich selbst! Denn ich wollte lieber eine meiner zwei Burgen verpfänden, als es meinen Kindern am nöthigen Unterrichte und ihrem Lehrer an einer angemessenen, ehrenvollen Belohnung fehlen lassen. Hier meine Hand darauf!"

### Das Kloster und seine Umgebungen.

Nun wurde zu Tische geläutet. Man speiste nicht in dem gewöhnlichen Speisezimmer, sondern in dem großen Speisesaale, der für fremde Gäste bestimmt war. Wirklich hatten sich auch mehrere Ritter und Geistliche aus Veranlassung der heutigen Feierlichkeit als Gäste eingefunden. Von den Karthäusern waren aber nur der Prior und noch zwei andere Väter zugegen, um für die Bewirthung und Unterhaltung der Gäste zu sorgen.

Der Prior sprach nun: „Venedictel!“ und sang, nach Klosterfittte in lateinischer Sprache das Tischgebet an, in das die übrigen Geistlichen mit einstimmten: „Aller Augen hoffen auf Dich, o Herr, und Du gibst ihnen Speise zu rechter Zeit!“

Nach vollendetem Gebete und nach gesprochenem Segen, hieß der Prior alle seine Gäste noch einmal herzlich Willkommen und sagte: „Fleisch kommt nicht auf unsern Tisch; bei uns Karthäusern muß man mit Fischen, Gemüsen und Mehlspeisen vorlieb nehmen. Was wir indeß haben geben wir gern.“ Die unverstellte Freundlichkeit und die ungesuchte Heiterkeit des Priors, die aus einem liebevollen Herzen und einem reinen Gewissen kamen, erheiterten alle Gäste und thaten ihnen im



Herzen wohl. Indes wußte er nicht bloß etwas Angenehmes, sondern auch etwas Nützliches und Heilsames zu sagen, und selbst seine unschuldigen Scherze leiteten auf etwas Höheres.

Nach Tische führte der Prior seine Gäste in den gemeinschaftlichen Klostergarten, der für die Karthäuser, diese Bewohner einsamer Zellen, zu gewissen Stunden zu geselligen Spaziergängen, freundschaftlichen Unterredungen und zu einer der Gesundheit dienlichen Bewegung bestimmt war. Der Garten war von großem Umfange. Diejenigen Gäste, die noch nie da gewesen waren, betraten mit Bewunderung die breiten, reinlich bekieseten Wege, die theils frei und der Sonne offen, theils von Fruchtbäumen oder mit Nebengewölben überschattet waren. Sie betrachteten mit Erstaunen bald die wohl gebauten und schön geordneten Gemüßbeete von mancherlei Grün, bald die reichen Blumenbeete, auf denen man Blumen aller Art und von den schönsten und lebhaftesten Farben erblickte. Die zwei Knaben ergötzten sich ganz besonders an dem großen wasserreichen Springbrunnen, der in Mitte des Gartens hoch empor sprang, und dessen geräumiges Becken allerlei Fische enthielt, und zu Begießung aller Gewächse und Blumen überflüssiges Wasser lieferte. Der Garten war sehr schön und freundlich, und hatte ohne fremdartige Florathen, ohne künstlich geschnittene

Säulen und steinerne Bildsäulen, wirklich ein sehr prächtiges Aussehen.

„All diese Pracht,“ sagte Ritter Otto, „kostet zwar wenig Geld, aber viele Mühe und Arbeit. Der Garten macht Eurem Kloster Ehre.“

„Was wir dabei thun können,“ sprach der Prior, „ist nur wenig; Gott muß hier, so wie überall, das Beste thun. Wir können, so wie in allen Dingen, nur pflanzen und begießen; Er aber gibt das Gedeihen. Alles, was wir in diesem Garten Schönes und Herrliches sehen, hat Er hervorgebracht.“

Aus dem Garten führte eine eiserne Gitterthür in das Freie. Hier blieb der Prior stehen, gab den zwei andern Karthäusern den Auftrag, den beiden Knaben und den andern Gästen, die dazu Lust hätten, die übrigen Denkwürdigkeiten des Klosters und der Kirche, die Kostbarkeiten der Sakristei, und die Umgebungen des Klosters zu zeigen. Er aber ging mit dem Ritter durch das Gitterthor. Das Thal umher bestand theils aus blumigen Wiesen, theils aus reichen Kornfeldern. Die nächsten Hügel waren mit Weinreben bepflanzt, die entfernten höhern Berge aber mit Wald bedeckt. Auf der Spitze des nächsten Nebenhügels befand sich eine von Reben beschattete Bank. Hier setzten sie sich. Von hier aus konnte man alle Klostergebäude, die Kirche mit dem altthümlichen

Spitzthürme, die vereinigten Einfriedungen, die landwirthschaftlichen Gebäude, die Aeder, Wiesen und Weinberge, die alle dem Kloster gehörten, mit Einem Blicke übersehen. Unten im Thale erblickte man eine Mahlmühle mit mehreren Rädern, und aus den nahen Bergen erscholl das Getöse der Eishammer.

## 6.

### Ritter Otto's Unterredung mit dem Prior.

Ritter Otto, neben dem Prior in der Nebenlaube sitzend, fragte den frommen Mann wie gewöhnlich, über seine geistlichen und auch über seine weltlichen Angelegenheiten um Rath. Denn der Prior war nicht bloß ein frommer Gottesgelehrter; er hatte ehemals als Staatsmann am Hofe gelebt, ja sogar als Ritter mehrere Feldzüge rühmlich mitgemacht. Er war ein Mann von großer Erfahrung und wußte in Allem Rath zu ertheilen. Sie redeten lange mit einander. Ritter Otto fühlte sich sehr beruhigt und erheitert. „Nun wohl,“ sagte er am Ende der Unterredung, „ich scheide getrost von Euch, wiewohl ich nirgends lieber bin, als bei Euch. Alles, was ich da sehe und höre,

gefällt mir sehr wohl. Eure Frömmigkeit verdient Ehrfurcht; die Ordnung und Reinlichkeit in Eurem Kloster sind sehr loblich; der Zustand Eurer Gebäude und Feldgüter könnte nicht besser seyn. Und doch wissen die Weltleute Euch eine Ausstellung zu machen. Ich muß sie Euch doch sagen, um zu hören, was Ihr dazu spricht. Eure Lebensart scheint ihnen — zu unthätig und der übrigen Welt unnütz.“

„So scheint es Manchem,“ sprach der Prior; „allein es ist nicht so. Dies können diese Acker, Wiesen, und Weinberge umher beweisen. Damals, als Euer Vater, was wir mit Dank anerkennen, dieses Thal und die Berge umher unserm Orden schenkte, war Alles, so weit ihr von hier aus sehen könnet, eine schauerliche Wildniß. Allein unermüdet fleißige Mönche haben die alten Baumwurzeln und Stöcke ausgegraben, Schluchten ausgefüllt, Felsen gesprengt und hinweggewälzt, die Wildniß in fruchtbares Land umgeschaffen, und jene Gebäude aufgeführt. Die spätern Bewohner bedurften dieser harten, angestregten Arbeiten freilich nicht mehr; sie konnten nunmehr die Früchte der Bäume genießen, die ihre geistlichen Väter gepflanzt hatten. Indes blieb es ein ausdrückliches Ordensgesetz bei uns, mit den Geistesübungen auch Handarbeit zu verbinden, obwohl diese Handarbeit zu unserm Lebensunterhalte jetzt nicht mehr nöthig ist. Wir

wissen nämlich sehr gut, die Arbeit sey der Gesundheit der Seele so zuträglich, als der Gesundheit des Leibes. Das Ordensgesetz, zu arbeiten, wird auch bis auf diese Stunde von uns Karthäusern getreulich befolgt. Wir müssen nicht nur den kleinen Garten, der jedem zugetheilt ist, mit ernstem Fleiße bauen und im Stande bewahren; jeder Karthäuser ist überdies außer seinem geistlichen Berufe, ein Handwerker oder Künstler. Es gibt unter uns Dreher und Tischler, Bildhauer und Maler. Einige machen sich auch ein vorzügliches Geschäft aus dem Abschreiben der Bücher. Die schön gearbeiteten Altäre und Chorstühle, und manches schöne Gemälde in unserer Kirche sind Werke fleißiger Karthäuser; eben so sind die eingelegten Tische und Schränke in meiner Zelle, das schöne elfenbeinene Bildniß des Gekreuzigten und das zierlich geschriebene Evangelium mit den lieblichen, trefflich gemalten Bildern lauter Werke ihrer Hand."

„Auch sind wir sonst der Welt nicht so unnütz, als es den Weltleuten dünkt. Mehrere Arten von Obst und nützlichen Gewächsen wurden erst durch Mönche hier zu Lande bekannt, und unser verbesserter Feldbau fand überall Nachahmung und verbreitete reichlichen Segen über die ganze Gegend. Die Weinberge, die wir anlegten, und die Eisenschmelzen, die wir in Gang brachten, geben mehr als hundert Menschen Arbeit und Brod. Ja, mich

dankt, seit ich in den Orden der Karthäuser getreten, habe ich mehr Gutes gethan, als damals, da ich noch dem Ritterorden angehörte. Als Ritter mußte ich an jenen verheerenden Kriegen Theil nehmen, durch die manche blühende Gegend zur Wüdnis wurde; hier schuf ich einen Theil dieser Wüdnis zu blühendem Lande um. Dort wurden mehrere vermögliche Leute durch den Krieg arm; hier helfe ich vielen Armen durch wohlbelohnte Arbeit zu ihrem ehrlichen Auskommen; ja wir Karthäuser ernähren viele Armen, die nichts mehr verdienen können, ganz und gar.“

„Selbst unsre vorzüglichste Beschäftigung, das Beten und das Betrachten himmlischer Wahrheiten, oder wie man zu sagen pflegt, die beschauliche Lebensart, ist nicht ohne großen Nutzen für die Welt. Wenn es ein Verdienst ist, den rauhen Boden zu bauen, so muß es wohl schon an sich verdienstlich seyn, den eignen Geist nicht brach liegen zu lassen. Die Veredlung des Menschengesistes ist etwas ohne Vergleich Höheres, als Veredlung der Bäume. Ein solcher veredelter Mensch aber kann seinen Mitmenschen sehr nützlich werden. Mancher Karthäuser, der zwischen seinen Mauern gleichsam vergraben ist, gleicht dem Bergmanne, der das ganze Jahr in den Schächten der Erde versteckt lebt. Wie der Bergmann aus seinen dunkeln Klüften Gold zu Tage fördert, so hat schon mancher

Karthäuser, in seiner unbekannten Zelle bei steter Nacht wachend, reines Gold der Wahrheit ans Licht gebracht. Manche ihrer Schriften zur Erbauung der Mitmenschen haben weit umher Segen verbreitet.“

„Stille und Einsamkeit ist übrigens zur Betrachtung göttlicher Dinge unumgänglich nöthig. In so ferne es indeß das Beste unserer Mitmenschen, oder das Wohl unsers Klosters erfordert, stühen wir die Gesellschaft nicht — wie denn immer Einer oder der Andere aus uns dazu bestimmt ist, die Fremden zu bewirthen und zu bedienen, oder die Geschäfte des Klosters auch auswärtig zu besorgen.“

„Die Hauptsache aber bleibt uns immer die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Unsere ganze Lebenszeit ist gegen die Ewigkeit nur ein Augenblick, und ohne Vergleich weniger, als ein Wassertropfenlein gegen das Meer; und da dieser Augenblick dennoch über die ganze Ewigkeit entscheidet, so können wir nichts Besseres thun, als diesen Augenblick des Lebens dazu anwenden, uns eine selbige Ewigkeit zu bereiten.“

### Abschied des Ritters und seiner Söhne von dem Prior.

Der Ritter hatte dem Prior aufmerksam zugehört und sprach jetzt: „Ihr überredet mich bald, ein Karthäuser zu werden.“

„Das sey ferne,“ sprach der Prior; „einen solchen Schritt dürftet Ihr in Euren Verhältnissen nicht thun. Bedenkt Eure Kinder und Eure Untertanen. Auch braucht man, um die Vortheile der Einsamkeit zu genießen, um zu beten und zu betrachten, und sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, eben kein Karthäuser zu seyn. Jeder kann sein einfaches Zimmer zur Klosterzelle machen.“

„Ihr habt vollkommen Recht,“ sprach der Ritter. „Meine Burg soll denn von nun an meine Karthause seyn. Sie ist ja ohnehin eine halbe Einsiedelei. Dort will ich Gott und dem Wohle meiner Mitmenschen leben.“

Jetzt kamen die zwei Knaben des Ritters, von einem Karthäuser begleitet, herbei. „Run, meine Kinder,“ sagte der ehrwürdige Prior freundlich, „wie gefällt es euch bei uns?“

„O recht gut,“ sagte Albert; „ich habe immer gemeint, in der Karthause müsse es gar traurig und finster aussehen. Allein bei Euch ist alles schöner



und freundlicher, als in unserer Burg. Ein junger Ritter sagte mir, die Karthäuser wohnten da gleichsam wie in einem Todtengewölbe lebendig begraben; allein Euer Aufenthalt gleicht dem Himmelreiche."

„Hättest du wohl Lust hier zu bleiben, lieber Albert?" fragte der Prior lächelnd.

„Das nun doch nicht," antwortete der Knabe. „Es wäre mir doch zu langweilig, die ganze Woche so einsam in der Zelle zuzubringen."

„Aber du, Burkhard," sprach der Prior, „möchtest wohl ein Karthäuser werden?"

„O nein!" sagte Burkhard; „ich werde einmal ein braver Rittersmann, wie mein Vater."

„Das will ich auch werden," rief Albert, „und für mein Vaterland Schwert und Lanze führen. Wir wollen in Allem in die Fußstapfen unsers Vaters eintreten."

„Das thut, liebe Söhne!" sprach der Prior. „Es ist auch gar nicht mein Ernst, daß ihr hier bleiben solltet. Eurer aufblühenden Jugend wäre so etwas nicht zuzumuthen. Indes weiß der Himmel, was noch Alles über euch verhängt ist. Auch ist es immer gut, daß einem Manne, der sich, sey es nun bei Hofe oder zu Felde, in der Welt versucht hat und ihrer satt geworden, die Zufluchtsstätte eines Klosters offen stehe, wo er nur für Gott und sich selbst leben kann. Ihr möget übrigens in der Welt werden was ihr wollt, so haltet euch nur an Gott und seyd

rechtschaffen. Ich habe am Hofe, im Felde und im Kloster gelebt, und überall erfahren, daß nichts besser sey, als sich ganz an Gott halten und seinen Willen thun."

Der Ritter stand jetzt auf, bot dem Prior die ritterliche Rechte, dankte für die freundliche Bewirthung und alle empfangene Ehren, und befahl den zwei Knaben, auch zu danken. Ein Diener des Ritters kam herbei, und fragte, ob man satteln solle. „Augenblicklich," sprach der Ritter, nach der Sonne blickend. „Es ist bereits spät und unser Weg ist sehr weit!"

Der Prior und die zwei andern Karthäuser begleiteten ihn bis ans Pferd. „Lebt wohl," sprach der Ritter, „ehrwürdige Väter, und Gott vergelte Euch, was wir hier genossen haben!" „Und," rief er noch, mit dem Fuße schon im Steigbügel, zum Prior gewandt, „vergeßt nicht, mir lieber morgen als übermorgen, den Lehrmeister für meine Knaben zu senden. So wird uns dieser Besuch bei Euch auch noch für künftige Zeiten Segen bringen."

Er schwang sich auf das Pferd; eben so flink und gewandt hatten die zwei Knaben sich auf ihre kleinen netten Pferde geschwungen. Der Vater sprengte voran, die Knaben ihm nach, und die zwei jungen, rüstigen Krieger begleiteten sie. So ging es bald im Galopp, bald im Trab, bis sie bei dem hellen, klaren Scheine des Vollmonds ziemlich spät in der Nacht in ihrer Burg ankamen.

## 8.

## Der Lehrer und Erzieher.

Eines Abends, da ein grauer Herbstnebel die Lannengipfel der benachbarten Berge umhüllte, saß Ritter Otto in seiner Stube an dem hellauflodernden Kaminfeuer bei einem Becher Wein, und erzählte seinen beiden Knaben von einem seiner Feldzüge. Da ließ sich ein fremder Geistlicher melden. Der Ritter stand eilig auf, und ging ihm entgegen. Der Geistliche war der versprochene Lehrer und Erzieher für die beiden Knaben. Er war ein Mann bereits wohl über die mittlern Jahre, von edler Gestalt, ernstfreundlichem Angesichte, und voll Anstand und Würde in seinem Betragen. Der Ritter führte ihn in die Stube, stellte seine zwei Knaben ihm vor, und bat ihn, ihr zweiter Vater zu seyn; dann forderte er die zwei Knaben auf, mit einem Handschlag anzugeloben, daß sie den geistlichen Herrn als ihren zweiten Vater ehren und ihm gehorsamen wollten. Beide versprachen es mit kräftigem Handschlag.

Die Knaben gewannen den edlen Mann auch in der That bald so lieb, als ihren Vater. Mit ihm kam ein neues Leben in das Schloß; denn nicht nur wußte er die Lehrstunden den Knaben sehr angenehm zu machen; auch alle seine Gespräche

bei Tische und auf Spaziergängen waren so unterhaltend als lehrreich. Er unterrichtete die Knaben noch gründlicher in der Religion, und lehrte ihnen dann auch Geschichte und Erdbeschreibung. Diesen Stunden wohnte der Ritter auch bei, hörte aufmerksam zu, und gestand, daß er Vieles lerne, was er bisher nicht so gut oder gar nicht gewußt habe.

Der Unterricht in der Lateinischen und der damit verwandten Italienischen Sprache ward mit Eifer betrieben, und die Knaben machten bald in beiden Sprachen große Fortschritte. Der Vater war sehr erfreut, wenn sie Lateinische Stellen her sagten oder mit einander Italienisch sprachen, obwohl er nichts davon verstand, und er bedauerte, diese Sprachen in seiner Jugend nicht gelernt zu haben. Uebrigens setzte der Vater, was der geistliche Herr vollkommen billigte, mit den Knaben täglich die ritterlichen Uebungen eifrig fort, und ritt mit ihnen öfter auf die Jagd. Beide Söhne wuchsen empor — schlank wie Pappeln, und stark und kraftvoll wie die Eichen. Sie wurden sehr edelmüthige, verständige und wohlgefitete Jünglinge.

Endlich kam die Zeit, da sie dem Herzoge von Schwaben als Edelknechte dienen sollten. So wurden die adeligen Jünglinge genannt, die damals von unten auf als Kriegsknechte dienen mußten, und erst nach vollendeten Dienstjahren zu Rittern geschlagen wurden. Albert und Burkhard machten sich

reisefertig. Ihr Freund und Lehrer Antonio, der ihre Erziehung, so weit es von ihm abhing, für vollendet ansah, und sich nach der wärmern Sonne Italiens zurücksehnte, machte auch Anstalten zur Abreise. Die letzten Tage, die er noch in der Burg verweilte, verwandte er dazu, seine zwei jungen Freunde mit väterlicher Zärtlichkeit zu allem Guten zu ermahnen, und sie vor den Gefahren, die nicht nur Jünglingen, sondern auch jungen Männern drohen, treulich zu warnen.

„Meine liebsten Söhne!“ sprach er unter anderm: „Ihr seyd nun bereits junge Männer und die Zeit ist nicht mehr fern, da Ihr Euch eine Ehegattin wählen werdet. Seyd alsdann vorsichtig in Eurer Wahl; denn das ganze Glück Eures künftigen Lebens hängt davon ab. Sehet mehr auf die Schönheit der Seele als des Leibes. Schon Mancher, der seine Augen von der Schönheit der Gestalt blenden ließ, betrog sich, und machte sich höchst unglücklich. Sehet vielmehr auf wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit, Güte und Unschuld des Herzens, jungfräuliche Eittsamkeit, Bescheidenheit, und alle jene Tugenden, die eine Frau mehr zieren als künstlich geflochtene Haare, Gold und Edelsteine und kostbare Kleider; seht auch wohl zu, ob sie Verstand und Einsicht genug habe, einer Haushaltung als Hausfrau wohl vorzustehen. Trauet aber Euch selbst nicht zu viel Einsicht und

Menschenkenntniß zu; denn nirgends kann ein Mensch so leicht irren, als bei einer solchen Wahl. Fragt verständige, rechtschaffene Männer um Rath, die jene Person, die Ihr wählen wollet, genau kennen. Wählet nicht, laßt Euch in kein Eheversprechen ein, ohne die vorhergehende Einwilligung Eures vernünftigen, liebevollen Vaters, der Euch eine Person, die Eurer werth ist, gewiß nicht versagen wird. Vor Allem überlegt eine so wichtige Angelegenheit vor Gott. Diesenigen, die bei ihrer Wahl Gott vergessen, und nur ihrer blinden Neigung folgen, stürzen sich, wie schon manche bittere Erfahrung lehrte, in großes Elend. Bittet daher Gott, Er wolle Euch erleuchten, damit Ihr in Eurer Wahl glücklich seyd! Er wolle Euch eine treue Gattin zuführen. Man sagt nicht ohne Grund: Ehen werden im Himmel geschlossen. Glaubt mir, nur auf solchen Ehen, die mit Gott eingegangen werden und an denen der Himmel Wohlgefallen hat, ruht auch der Segen des Himmels!"

An Einem Tage reisten alle drei ab — Antonio nach Italien und die zwei Söhne des Ritters an den herzoglichen Hof. Vater Otto, der die Beschwerden des Alters bereits zu fühlen begann, blieb einsam und traurig zurück in seiner, wie es ihm schien, nun ganz verödeten Burg.

---

## 9.

**Alberts Liebe zu seinem Bruder Burthard.**

Nach drei Jahren kamen Albert und Burthard, die ihre Lehrjahre als Edelknechte sehr rühmlich bestanden hatten, als junge Ritter zurück in die väterliche Burg. Ihr alter Vater war hoch erfreut, und ritt in der Freude seines Herzens, und nicht ohne väterlichen Stolz auf so vortreffliche, wohlgestaltete Söhne, mit ihnen in der ganzen Gegend umher, bald zu dieser, bald zu jener Burg, um die neugeschlagenen jungen Ritter seinen Freunden vorzustellen. Sehr oft aber besuchte er mit ihnen den ehrwürdigen Prior des Karthäuserklosters, den er unter allen seinen Freunden am meisten schätzte. Der fromme Greis hatte an den hoffnungsvollen jungen Männern herzliche Freude. Er wußte als ehemaliger Staatsmann und Kriegsheld ihnen viele gute Lehren und manchen weisen Rath zu ertheilen; zugleich ermahnte er sie aber immer sehr treuherzig, über den Weltgeschäften Gott nicht zu vergessen, und entließ sie niemals ohne seinen frommen Segen.

Ritter Otto beschloß nun, seine schönen großen Rittergüter seinem ältern Sohne Albert zu übergeben. Allein Albert sprach: „Wie könnte ich es über das Herz bringen, meinen geliebten Bruder

Burkhard so verkürzt zu sehen! Das Herz im Leibe könnte ich mit ihm theilen — und so will ich auch das väterliche Erbgut nicht für mich allein besitzen. Es besteht aus den zwei Burgen, Finsterwalde und Föhrenbach; die zu jeder Burg gehörigen Güter sind ungefähr von gleichem Umfange und Ertrag. Als älterer Sohn will ich, dem Herkommen gemäß, unser Stammgut Finsterwalde behalten; allein nur unter der Bedingung, daß Bruder Burkhard — Herr von und zu Föhrenbach werde. So bleiben wir Nachbarn und können Freud' und Leid, wie wir bisher immer gethan haben, brüderlich miteinander theilen."

Der alte Vater freute sich dieser seltenen brüderlichen Liebe; er theilte die Güter unter seine Söhne, und war in der Stille darauf bedacht, Jeden mit irgend einem sittsamen deutschen Fräulein zu vermählen.

Indeß war der Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, deutscher Kaiser geworden. Ganz unerwartet kam ein fremder Ritter, von dem Kaiser gesandt, auf der Burg Finsterwalde an, und brachte den kaiserlichen Befehl: Ritter Albert solle mit seiner Kriegsschaar den Kaiser auf dessen Kriegszug nach Italien begleiten; Burkhard aber solle, um das Land umher gegen Unruhe oder feindliche Ueberfälle zu sichern, die väterlichen Burgen wohl besetzt halten.



Albert rüstete sich und seine Krieger unverzüglich zum bevorstehenden Feldzuge, bat seinen Vater kniend um den väterlichen Segen, umarmte seinen Bruder, schwang sich auf sein Streitroß, und kam, von seinen Reifigen begleitet, mit dem kaiserlichen Heere glücklich in Italien an. Er wurde von dem Kaiser, der ihn längst kannte, wegen seines Edel-  
muthes und seiner Tapferkeit von Tag zu Tag immer mehr geachtet; seine Kenntniß der Italienschen Sprache, damals ein sehr geschätzter Vorzug, veranlaßte den Kaiser, ihn mit wichtigen Aufträgen an mehrere Grafen und Edelleute des herrlichen Italiens zu senden. Albert fühlte sich durch diese Aufträge sehr geehrt, freute sich in seiner Jugend etwas gelernt zu haben, und dankte in seinem Herzen seinem weisen Lehrer Antonio für den trefflichen Unterricht.

---

### Ritter Alberts erste Geschäftsreise.

Ritter Albert kam auf seiner Reise eines Tages auf das Schloß des Grafen von Arno. Er wurde, als ein Abgesandter des Kaisers, von dem Grafen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Albert brachte seine Aufträge, die freilich in ziemlich großen Forderungen von Kriegsbeiträgen bestanden, mit so guter Art vor, daß ihr Unangenehmes dadurch um vieles gemildert wurde. Der Graf, ein schlauer, weltfluger Mann, der nur auf seinen Vortheil bedacht war, faßte sogleich den Anschlag, den jungen Ritter zu überlisten, um die verhassten Forderungen abzuwenden, oder sie wenigstens sehr zu verringern. Er sprach: „Ich bin bereit für Kaiser Friedrich meinen letzten Blutstropfen zu vergießen; allein ich hoffe Euch zu überzeugen, daß es mir unmöglich ist, von den genannten Forderungen mehr als den zehnten Theil zu leisten. Bleibt heute mein Gast, sehr edler Ritter; morgen aber wollen wir von der Sache weiter reden. Ich muß, um so viel zu thun, als nur immer in meinen Kräften steht, mich vorerst mit meinen Beamten berathschlagen.“

Der Graf führte Albert in den Garten. „Es ist glühend heiß,“ sagte er; „dort in dem Lorbeer-

schatten ist es kühl und angenehm. Dort befinden sich meine Gemahlin und meine Tochter. Diesen muß ich meinen hochverehrten Gast doch auch vorstellen.“

Durch einen schattigen Gang von Bomerangendäumen, die mit silberhellen Blüten und zugleich mit goldenen Früchten prangten, kamen sie in ein Lorbeerwäldchen. Auf einer zierlichen Bank, von dunkeln Lorbeerbäumen beschattet, saßen Mutter und Tochter. Beide standen auf, dem Abgesandten des Kaisers ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die Mutter, eine ansehnliche Frau, in einem Gewande weiß wie Schnee, verneigte sich tief vor dem Ritter, und begrüßte ihn mit ungemeiner Freundlichkeit. Allein sie war noch listiger und verschlagener als ihr Gemahl; sie durchdrang den jungen Ritter sogleich mit ihren scharfen Blicken, und hielt es bei seiner treuherzigen Redlichkeit für ein Spiel, ihn zu ihrem Vortheil zu hintergehen. Die junge Gräfin, in einem Kleide von himmelblauer Seide und nur eine Perlenkette in dem dunkeln Haar, war ausnehmend schön; ihr blühendes Angesicht, von den reichlichen schwarzen Locken noch mehr erhoben, besäumte Lilien und Rosen. Allein auch sie hatte es in der elenden Kunst, sich zu verstellen, schon sehr weit gebracht. Sie schien, so leichtfertig und eitel sie auch war, die Sittsamkeit und Bescheidenheit in Person. Sie blickte beständig auf ihre Stiderei; sie erhob ihre

glänzenden schwarzen Augen nur dann zu dem Ritter, wenn er sie anredete, und ihre rothen Lippen lächelten bloß die Antwort auf seine Fragen.

Auf einen Wink der Mutter bediente sie den Ritter mit Erfrischungen. Sie pflückte die ausgereiftesten Pomeranzen, die sie glerlich zerschnitt und mit Zucker bestreute; sie goß rothen Wein, der wie Blut funkelte und silberhelle Perlen warf, in ein geschliffenes Glas, und überreichte es ihm auf einem silbernen Teller mit einnehmendem Lächeln.

Der Ritter bemerkte eine Laute, die neben dem Fräulein auf der Bank lag, und betrachtete sie mit aufmerksamen Blicken. Es schien, er habe noch nie eine Laute gesehen. „Nun, Kamilla,“ sprach die Mutter, „gib dem deutschen Helden einmal ein Italienisches Liebchen zum Besten.“

Das Fräulein ergriff die Laute, entlockte ihr erst, fast schüchtern, einige sanfte Töne, und sang dann mit einer Stimme, die bald so sanft und lieblich, bald so laut und mächtig erklang, daß sie alle Töne der Nachtigall weit übertraf. Der Ritter, der bisher bloß den eisernen Klang der Waffen und den kriegerischen Schall der Trompeten gehört hatte, ward von dem Gesange so entzückt, daß er beihauerte, ein Engel vom Himmel könne nicht schöner singen.

Er ließ sich gerne nöthigen, am folgenden Tage noch bei der Tafel zu bleiben – und nach der

Tafel gelang es dem Grafen, den Ritter vollkommen zu überzeugen, der zehnte Theil der geforderten Lieferungen sey Alles, was er in seinen Umständen leisten könne. Der Ritter versprach dieses dem Kaiser vorzustellen, und bat nur um Erlaubniß, die vortrefflichen Aeltern des holdseligen Fräuleins zu Zeiten besuchen zu dürfen. Diese Erlaubniß ward ihm mit Vergnügen ertheilt, und der Graf, die Gräfin und das Fräulein begleiteten ihn noch bis an das Pferd.

---

## 11.

### Fräulein Kamilla.

Ritter Albert ritt fort, und sein alter, treuer Diener und Kriegsgefährte Heinz hinter ihm her. Der Ritter war fast eine Meile weit geritten, ohne ein Wort zu reden, was sonst gegen seine Gewohnheit war. Er schien ganz in Träumereien verloren. Endlich wandte er sich auf dem Pferde um und sagte: „Nun Heinz, wie gefiel es dir auf diesem Schlosse?“

„Hum,“ sagte Heinz, „nicht gar übel. Der Wein war gut, und das Essen eben nicht schlecht.“

„Das meine ich nicht,“ rief Albert unwillig;

„sag' mir aber einmal ehrlich und redlich, wie gefielen dir der Graf, die Gräfin und das Fräulein?“

„Je nun,“ sagte Heinz, „ich bin ein dummer Kerl; aber ich denke, wenn wir nicht vom Kaiser geschickt wären, so wären die Leute nicht halb so freundlich gegen uns gewesen. Es ging ihnen, wie mir dünkt, nicht so recht von Herzen. Sie wollten uns anstatt der Goldstücke bloß mit schönen Worten abfertigen. Ich fürchte, Ihr habt diesen Italiener zu leicht schliefen lassen. Nehmt Euch in Acht; Ihr könntet bei dem Kaiser eine schlechte Ehre einlegen. Und was das Fräulein betrifft, so singt sie freilich trotz einer Amsel. Allein, so jungferlich sie auch thut, so ist sie, wie es mir vorkommt, doch bei weitem nicht so von Herzen fromm und fittsam, als so manches deutsche Fräulein, das ich gesehen habe. Es scheint, diese Wälschen haben uns nur zum Besten.“

„Heinz,“ rief jetzt der Ritter und warf ihm einen Blick zu, der von Zorn funkelte; „kein Wort mehr gegen diese verehrenswerthe Familie! Sonst sind wir geschiedene Leute! Hörst du, kein Wort mehr!“ Der Ritter wandte sich, und blieb nun wie stumm, bis sie ins Nachtquartier kamen.

Ehe eine Woche verflossen war, wurde das Kriegslager auf Befehl des Kaisers verlegt, und kam dadurch dem gräflichen Schlosse um einige Meilen näher. Albert ritt nun, so oft es Kriegs-

dienst und Wohlstand erlaubten, auf das Schloß. Bisher war er beständig mit ernstern Kriegsangelegenheiten beschäftigt, und achtete wenig darauf, wann sein Panzer mit Staub bedeckt, und wohl gar hie und da vom Regen ein wenig angerostet war; nur Schwert und Lanze mußten hell und glänzend seyn, wie ein Spiegel. Nunmehr aber brummte Heinz öfter, daß er ihm Helm und Harnisch nicht mehr hell genug poliren könne, und über der unnöthigen Arbeit so manchen sauren Schweißtropfen vergießen müsse. Die übrigen Ritter, die sich früherhin über Alberts rostigen Panzer lustig gemacht hatten, scherzten nunmehr öfter über seinen glänzenden Aufzug.

Der Kaiser gab nun plötzlich Befehl, nach Rom aufzubrechen. „Gottlob!“ sprach Heinz. Dem tapfern Albert aber, dem der Ruf ins Feld sonst immer willkommen gewesen, kam dieser Befehl sehr unangelegen. Er fand gerade noch einige Augenblicke, von der gräflichen Familie Abschied zu nehmen. Er ritt im Galoppe auf das Schloß. Der Graf war nicht zu Hause. Die Gräfin und ihre Tochter konnten, wie es schien, kaum Worte genug finden, ihr Bedauern auszudrücken, daß der biedere deutsche Ritter, ihr werthester Hausfreund, nun diese Gegend verlassen und von ihnen scheiden müsse.

„Theuerstes Fräulein!“ sprach Ritter Albert,

„laßt mich nicht ohne Hoffnung scheiden!“ Er zog einen goldenen Ring mit einem grünen, hellen Smaragd hervor und sprach: „Beste Kamilla! Verschmäht diesen Edelstein nicht, den die Farbe der Hoffnung schmückt!“

Das Fräulein zeigte Freude über den schönen Ring, und steckte ihn an den Finger. Der Ritter war darüber höchst entzückt; denn nach deutscher Sitte wurde es als eine Verlobung angesehen, wenn ein Fräulein von einem Ritter einen Ring zum Geschenke annahm. Albert hielt die junge Gräfin von nun an für seine Braut.

Fräulein Kamilla sagte: „Eure Abreise kam mir zu schnell. Ich würde Euch sonst ein Wehrgehäng, oder die prächtigste, gestickte Schärpe zum Andenken gegeben haben!“ Allein an diesen ihren süßen Reden war auch nicht ein wahres Wort.

Die Mutter sprach: „Gib ihm eine deiner Haarlocken; er kann sie dann in einen Ring fassen lassen.“ Sie dachte, den Ritter, der wohl nicht mehr zurück kommen werde, auf diese Art am wohlfeilsten abzufertigen.

Kamilla aber, die den Ritter wenig achtete, ward über diesen Befehl der Mutter sehr unwillig; vor Aerger traten ihr Thränen in die Augen. Indes gehorchte sie. Sie schnitt mit einem silbernen Scheerchen von einer Locke einige wenige Härchen ab und gab sie ihm.



Ritter Albert meinte in seiner Verblendung, der Abschied rühre sie bis zu Thränen, nahm das Geschenk mit einer tiefen Verbeugung, und rief: „Ich bin der Glückliche aller Sterblichen! Diese wenigen schwarzen Haare, schöner als die goldene Locke eines Engels, schätze ich höher als alles Gold Arabiens; und diese funkelnden Perlen an Euren Augenwimpern, holdes Fräulein, haben für mich einen höhern Werth, als alle Perlen und Diamanten in der Krone des Kaisers.“ Er empfahl sich eilig, schwang sich auf sein Roß und gallopirte mit hocheufreutem Herzen dem Lager zu.

„Der Thor!“ sagte die Mutter, indem sie ihm nachsah. „Mag er das armselige Paar Härchen immerhin höher schätzen als Gold, und deine Thränen, Kamilla, die sehr gut angebracht waren, kostbarer finden, als alle Perlen! Wir behalten dafür unser Gold und unsre Perlen und Edelsteine vor den Händen dieser räuberischen Deutschen unter Schloß und Riegel. Er sollte dein Gemahl werden? Nein, Herr Ritter, daraus wird nichts. Eine Italienische Gräfin will höher hinauf.“

---

### Ritter Alberts Bestürzung.

Ehe ein Jahr verging, kam Albert wieder in die Gegend. Der Kaiser hatte ihm einen wichtigen Kriegszug und die Führung einiger hundert Mann übertragen. Albert gestattete der Schaar, nachdem sie am späten Abend ein Lager geschlagen hatte, auf den folgenden Tag einen Rasttag, und ritt die ganze Nacht hindurch, um die gräfliche Familie auf einige Stunden zu besuchen. Er langte Morgens, da die Sonne schon ziemlich hoch stand, in dem Pinienwalde an, der das Schloß und den prächtigen Garten auf der Nordseite gegen rauhe Winde schützte. Er stieg eilig ab und befahl seinem getreuen Heinz, der heute gar übler Laune war, ihm in einiger Entfernung mit den Pferden langsam zu folgen, indem er selbst zu Fuß vorausgehen und seine Braut überraschen wolle.

Ganz unerwartet trat Albert in den großen Saal. Mutter und Tochter, die eben in den Garten gehen wollten, begegneten ihm. Das Fräulein hatte ein niedliches Hütchen auf, worauf feuerfarbene Federn wehten, und trug wie gewöhnlich ein blaues seidenes Kleid. Allein sie zeigte keine solche Freude, als der Ritter erwartete. Sie ließ einen Schrei des Schreckens aus, starrte ihn an,

als sehe sie ein Gespenst, und sank todtensbleich ihrer Mutter in die Arme. Albert redete sie freundlich an; allein ihr ganzes Gesicht verrieth nur stummes Entsetzen, und ihre entfärbten Lippen vermochten keinen Laut mehr hervorzubringen.

„Ach,“ sagte die Mutter, „das gute Kind ist sehr, sehr krank! Die unerwartete Freude über Euren Anblick kann für sie tödliche Folgen haben. Ihr hättet nicht so unangemeldet herein treten sollen. — Komm, meine Tochter, ich will dich zu Bette bringen. — Ihr aber, Herr Ritter, könnet sie heute nicht mehr sehen. Ihre zerrütteten Nerven könnten vollends zerreißen. Ich muß nun diesen Mittag und Abend schon bei ihr bleiben, und kann also das Vergnügen Eurer Gesellschaft heute nicht genießen. Und da mein Gemahl abwesend ist, so würde es Euch nur Langeweile machen, länger dahier zu verweilen.“

Sie führte ihre Tochter, die sich matt auf die Mutter stützte, in ein Nebenzimmer,riegelte die Thüre hinter sich zu, und ließ den betroffenen Ritter in dem Saale stehen. Er stand auch wirklich, vor Erstaunen beide Arme erhebend, und die Augen unverwandt auf die Thüre gerichtet; in seinem hell polirten Harnische so unbeweglich da, als wäre er eine Bildsäule aus Erz.

Jetzt kam sein treuer Heinz herein. Er mußte den Ritter am Arme rütteln, um ihn zu sich selbst zu bringen. „O Heinz,“ fing der Ritter mit einem tiefen

Seufzer an, „was habe ich sehen und hören müssen! Meine liebe Braut fand ich fast schon als Leiche. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, und ihre schönen Augen schienen bereits zu brechen. Die Gunst der Mutter habe ich, wie es scheint, auf immer verloren; sie hat mich sehr kurz und kalt abgefertigt. Und was das traurigste Vorzeichen, ja ein schauerliches Wunder ist — der grüne Edelstein in dem goldenen Ringe, den ich meiner holdseligen Braut schenkte, hat sich in Blut verkehrt. Er funkelte dunkelroth, wie ein großer Blutstropfen. Ach, mit der grünen Farbe ist alle Hoffnung verschwunden, und die Blutfarbe deutet auf Blutvergießen.“

„Lieber Herr,“ sprach Heinz, „Ihr seyd unrecht daran! Ich habe die Sache indeß besser ausgemacht. Pietro, der alte Reitknecht drunten, mit dem ich voriges Jahr manche Flasche geleert habe, ersattete mir kurzen aber getreuen Bericht. Euer holdseliges Fräulein, die falsche, giftige Ratter, ist die Braut eines Andern. Sie ist frisch und gesund; nur Euer unvermutheter Anblick hat sie so erschreckt. Das ist leicht zu begreifen, und wundert mich gar nicht! Sie erwartete den neuen Bräutigam, und wollte ihm eben entgegen gehen — da kamet Ihr daher! Euer Edelstein hat sich mit nichts verwandelt; wohl aber ihr ungetreues, wandelbares Herz. Sie hat Euren Ring mit dem grünen Smaragd längst bei Seite gelegt, und einen Ring mit einem rothen Rubin

an den Finger gesteckt, den sie von ihrem nunmehrigen Bräutigam erhalten hat. Für Euch ist's daher vorbei. Macht also, daß wir weiter kommen. Der Bräutigam wohnt bereits hier. Er ritt gestern mit dem Vater der Braut und mehreren Rittern nur in die Stadt, wo herrliche Ritterspiele gehalten werden sollen, und kann noch in dieser Stunde zurück kommen. Sobald es Friede ist, soll das Hochzeitfest gefeiert werden."

"Nein," rief Albert wüthend, „eher soll das große, weite Gewölbe des Himmels über mir einstürzen.“ „Warum nicht gar!“ sagte Heinz; „das fehlte noch! Auch wäre es wohl der Mühe werth! Vergest die Ungetreue und kommt! Wenn wir länger hier verweilen, so trifft uns der neugebaute Bräutigam, und ich fürchte Alles. Ihr seht mir darnach aus, als könntet Ihr in diesem Schlosse großes Unheil anrichten. Kommt, kommt, denn es ist das Beste, Ihr geht.“ Heinz beredete den Ritter mit vieler Mühe, aufzusitzen und weiter zu reiten.

Ritter Albert schlug sich, indem er voraus sprengte, mit der Faust mehrmal gegen die Stirne, und rief: „O, was für ein Thor bin ich gewesen! Wie schrecklich wurde ich betrogen! O du guter Antonio, du weiser, treuer Lehrer, wie hättest du so wahr gesprochen! Ja, die äußerliche Gestalt trägt; ein edles Herz ist aber schwer zu finden.“

---

## Ein Zweikampf.

Als Ritter Albert mit dem ehrlichen Heinz durch den Wald ritt, begegnete ihm ein Ritter, der von einem einzigen Knappen begleitet war. Der fremde Ritter trug einen feuerfarbenen Helmbusch und eine himmelblaue Schärpe. Diese Farben die Albert eben erst an der treulosen Kamilla erblickt hatte, brachten seinen Zorn aufs höchste. Der Gedanke, der fremde Ritter sey der ihm verhasste Bräutigam, fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

„Halt!“ rief ihm Albert von Weitem entgegen. „Keinen Schritt vorwärts! Antworte mir erst! — Ist Kamilla von Arno deine Braut?“

„So Gott will,“ rief der fremde Ritter; „was hast du dagegen?“

„Sie ist eine falsche, betrügerische Schlange!“ rief Albert. „Bekenne das oder Stirb!“

„Du sollst zuerst sterben, du ruchloser Verläumder!“ rief der unbekannte Ritter.

Hiermit waren die Loosungsworte zum Kampfe gegeben. Beide Ritter ließen augenblicklich die Büfere nieder, und legten die Lanzen ein. Mit einer Wuth, einem Ungestüm, womit sich ein Löwe auf seinen Raub stürzt, rannte Albert auf den fremden Ritter los, und versetzte mit seiner Lanze

ihm einen so furchtbaren Stoß, daß er rückwärts weit über das Pferd hinausflog, und unbeweglich auf dem Boden hingestreckt liegen blieb.

Kurt, der Knappe des gestürzten Ritters, sprang vom Pferde, seinem Herrn von der Erde aufzuhelfen. Allein der unglückliche Ritter ließ Haupt und Arme sinken, und ein Strom von Blut drang aus dem vergitterten Visier. Die Bemühung des treuen Knappen und dessen lauter Jammer gingen dem Ritter Albert zu Herzen. Die rasche That hatte seinen Zorn abgefühlt, und er fing an, Reue darüber zu fühlen. Obwohl er den überwundenen Ritter für seinen größten Feind in der Welt hielt, so war er doch zu gutherzig, einen besiegten Feind seinem Glende zu überlassen. Er stieg eilig ab, gab die Lanze seinem bestürzten Heinz, kniete neben dem blutenden Ritter nieder, öffnete ihm, damit er Luft schöpfen könne und nicht ersticken möge, den Helm, und schrie vor Schrecken und Entsetzen laut aus: „O weh mir, ich bin der Unseligste aller Menschen auf Erden! Es ist mein Bruder Burkhard! Ich habe meinen Bruder ermordet!“

Er wischte voll des innigsten Mitleides, mit seinem weißen Tuche dem schwer verwundeten Burkhard das Blut ab, das ihm aus Mund und Nase drang, und rief jammernd: „O Bruder, Bruder, lieber Bruder Burkhard! Ach öffne deine geschlossenen Augen! Schau mich an! Ach, nur noch einen

Blitz, der mir sage, daß du mir verzeihst! Denn, so wahr ich lebe, ich habe dich nicht gekannt! Ach, hörst du mich denn nicht mehr? Ich bin dein Bruder, dein Albert. Gib mir nur ein Zeichen, daß du mich verstehst, daß du mir verzeihst! Drücke mir die Hand! Ach Gott, er hört mich nicht mehr, er kann keinen Finger regen. Er ist todt — todt! O Gott was habe ich gethan! Die Erde wankt unter mir; sie zürnt, daß ich sie mit dem Blute meines Bruders gefärbt habe. — Und horch! — Ich höre in der Ferne donnern. Der Allmächtige naht sich mir im Gewitter, mich zu richten — wie den ersten Brudermörder Cain!"

„Lieber Herr," sagte Heinz; „es donnert nicht, sondern Eures Bruders Begleiter kommen im donnernenden Galopp, und werden seinen Tod rächen. O kommt und laßt uns fliehen; sonst seyd Ihr des Todes."

„Des Todes?" rief Albert; „gut, so ist's recht. Ich habe den Tod verdient. Hier neben meinem geliebten Bruder soll mein Blut fließen, und ein Grab soll unsre beiden Leichen bedecken!"

„Kommt, kommt," sagte Heinz, „und macht aus Einem Unglück nicht zwei! — Und dann bedenkt wohl: Nicht nur Euer Leben ist in Gefahr; Eure ganze Kriegeschaar ist ohne Führer und weiß nicht einmal, wohin und wozu sie ausgesandt ist. Ihr seyd ohne Euer Wissen und Euren Willen ein Bru-



vermörder geworden — werdet nun mit Wissen und durch Euer Verschulden nicht auch noch ein Verräther an dem Kaiser.“

Albert war zu bestürzt, um auf diese klugen Reden sogleich zu achten. Da faßte Heinz ihn kräftig beim Arme, führte ihn zu dem Pferde und nöthigte ihn aufzusitzen. Albert, der vor Schmerz beinahe alle Besinnung verloren hatte, ließ Alles mit sich anfangen. Als er auf seinem Pferde fest saß, schwang Heinz sich auf sein Roß, faßte des Ritters Pferd beim Zügel, und sprengte damit, so eilig er konnte, seitwärts in den Wald.

Heinz ritt bleich vor Schrecken und Betrübnis neben seinem Ritter. Er hatte das herzlichste Mitleid mit beiden Rittlern, und fühlte den heftigsten Zorn über Kamilla. „Ach,“ dachte er seufzend, „es ist ein großes Unglück! O daß doch die zwei Brüder einander sogleich erkannt hätten! Dann wäre es zu keinem Zweikampf gekommen. Sie hätten einander kein Haar gekrümmt. Die gottlose Kamilla hätte die Untreue, die sie an Ritter Albert begangen hat, schwer büßen müssen. Sie hätte die Suppe ausessen müssen, die sie eingebracht hat! — Aber es ist doch sonderbar! Mein Herr hat hundertmal mehr Verstand als ich. Seidemann, der Kaiser selbst lobte seine Einsicht, und doch ließ er sich von dieser nichtswürdigen Betrügerin überthölen. Ich merkte wohl, daß sie es

nicht redlich meine; allein mein Herr war wie blind. All mein Wahren half nichts. Er wurde nur zornig, wenn ich ihm mein altes Sprüchlein sagte: Trau — schau — wem? — Ich könnte die falsche Kamilla in Stücke zerreißen! Mein Gott wird ihre böshafte Verstellung, mit der sie zwei so edle Ritter in Unglück brachte, gewiß bestrafen. Ich denke, das noch zu erleben. Denn Gott liebt nur Aufrichtigkeit und Redlichkeit, und haßt und bestraft Falschheit und Betrug.“

---

## 14.

## Ritter Alberts Reue und tiefe Betrübniß.

Spät in der Nacht kamen Ritter Albert und sein getreuer Heinz bei ihrer Kriegsschaar an. Alberts Freunde gaben sich alle Mühe, seinen Kummer zu zerstreuen; allein es half wenig. Indess raffte Albert alle seine Kräfte zusammen, den Kriegszug, wozu ihn der Kaiser ausgesandt hatte, glücklich zu vollenden. Der Krieg, der ihm sehr viel zu denken und zu thun gab, machte ihn zwar seines Jammers hie und da auf einige Stunden vergessen. Allein Reue und Gewissensangst kehrten immer mit erneuter Gewalt zurück. Nachdem er

Seit dem Tag hindurch mit den Feinden herumgeschlagen hatte, brachte er die Nacht in seinem einsamen Zelte schlaflos und tiefbetrückt zu. Sobald er seinen Kriegszug vollbracht hatte, bat er um seinen Abschied. Der Kaiser, dem von dem Vorgefallenen nichts gemeldet, sondern bloß berichtet worden, daß der gemüthsfranke, junge Mann für jetzt unfähig sey zu dienen, entließ ihn auf unbestimmte Zeit mit Bezeigung der kaiserlichen Huld und Gnade für die geleisteten Dienste, und mit der Zusicherung, sobald Albert wieder gesund geworden, ihn wieder mit dem nämlichen Range anzustellen, den er bisher in dem Kriegsheere gehabt hatte. Bald darauf war Ritter Albert verschwunden, und niemand wußte, wo er hingekommen.

Albert hatte mit seinem getreuen Heinz eine Pilgersfahrt in das gelobte Land angetreten, um für seine Sünden zu büßen, und dort die verlorne Ruhe des Gewissens wieder zu finden. Nach Jahren kam er in sein geliebtes deutsches Vaterland wieder zurück, und trat aufs Neue in die Kriegsdienste des Kaisers, indem er seine übrigen Tage nicht müßig zubringen wollte; vielleicht auch weil er hoffte, sein trauriges Leben im Kriege auf eine rühmliche Art zu enden.

Da eben in Deutschland Kriegsunruhen ausgebrochen waren, so wurde ihm der Befehl über eine Schaar Reiter übertragen. Eines Abends ritt

Albert mit einigen Reitern durch einen wüsten, unwegsamen Wald. Da wurde er plötzlich von einer überlegenen Anzahl Feinde überfallen. Ein feindlicher Ritter rannte ihn vom Pferd; Alberts Reiter nahmen, vom Feinde verfolgt, die Flucht. Allein der treue Heinz, dem sogleich zu Anfang des Kampfes sein Pferd erstochen worden, und der bald darauf seinen Ritter stürzen und dessen Leute fliehen sah, verbarg sich in dem Gebüsch, um dem geliebten Herrn, sobald sich die Feinde entfernt hätten, zu Hülfe zu kommen. Er kam nun, als er kein Waffengeklirr mehr hörte und der Haufschlag der Pferde sich nach und nach in der Ferne verlor, aus dem Gebüsch hervor und eilte zu seinem verwundeten Herrn. Er fand ihn noch am Leben, aber sehr schwach. Er verband voll Mitleids die Wunden des Ritters, so gut er konnte, und versprach Leute aufzusuchen, um ihn mit ihrer Hülfe unter Dach zu bringen.

Als Heinz einige hundert Schritte weit gegangen war, bemerkte er ein fernes Feuer im Walde. Er ging darauf zu, und kam an einen brennenden Kohlenhaufen. Nicht weit davon war die Köhlerwohnung. Dort flehte er um Hülfe und Nachherberge für seinen verwundeten Ritter. Der Köhler spannte sogleich sein Roß in den Kohlenkarren, zündete, da es bereits Nacht war, eine Pechfackel an, und kam mit Heinz zur Wahlstätte. Dem ehr-

Köhen Köhler bebte das Herz, als er bei dem düsterröthen Scheine der Fackel das todtbleiche Angesicht und die blutbespritzte Rüstung des Ritters erblickte, der auf dem Boden ausgestreckt lag, und sein schweres Haupt mühsam mit der Hand stützte.

Heinz und der gutherzige Köhler hoben ihn mit großer Sorgfalt und Schonung auf den Karren, und brachten ihn in das kleine Stübchen der Köhlerwohnung. Eine rauchende Dellampe, der ein umgestürzter Topf anstatt des Leuchters diente, stand auf dem Tisch und erhellte sparsam die rußigen Wände. Die Köhlerin schürte die Lampe, damit sie heller leuchte. Die gute Frau hatte indessen auf der Ofenbank ein dürftiges Lager für den Ritter zurecht gemacht, und alte Leinwand hervorgesucht, ihn zu verbinden. Der Ritter aber lag da, wie ein Sterbender und konnte kaum das Wörtlein hervorbringen: „Dank! Dank!“

Der Köhler lief nach einem Wundarzte fort, die Köhlerin ging, einen Geistlichen zu rufen. „Denn,“ sagte sie leise und bekümmert zu Heinz, „der gute Herr wird wohl den Morgen nicht mehr überleben!“

## Eine schauerliche Erscheinung.

Heinz setzte sich auf die Bank hinter dem Tische, um bei dem Ritter zu wachen. Allein da er sich den Tag über sehr ermüdet hatte, so legte er beide Arme und den Kopf auf den Tisch, und schloß über eine Weile sanft und ruhig ein.

Im Schläfe kam es ihm vor, er höre seinen Herrn laut ausrufen: „Bruder Burchard, was willst du hier bei deinem Mörder! — Kommst du aus dem Grabe zurück mich dahin abzuholen! — Laß, ach, laß diese meine Hand los, mit der ich dein Blut vergossen habe.“

Allein der schlaftrunkene Heinz konnte nicht sogleich aus dem Schläfe kommen. Erst als der Ritter ihm mehrmal mit Namen gerufen hatte, raffte er sich auf, rieb sich die Augen, nahm die Lampe, trat damit an das Bett des Ritters und fragte, was er befehle.

„Ach Heinz!“ sprach der Ritter mit allen Zeichen des Schreckens und Entsetzens in seinem bleichen Gesichte, „hast du hier in der Stube Niemand gesehen?“

„Nein, Niemand!“ sagte Heinz, bestrebt und sich wundernd.

„Hast du auch nichts gehört?“ fragte der

Ritter mit leiser, bebender Stimme, als scheute er sich laut zu reden.

„Euch hörte ich jammern,“ sagte Heinz, „sonst aber nichts.“ „Gewiß, mein lieber Heinz, es war Jemand hier,“ sprach der Ritter; „sieh, die Stubenthüre steht noch offen.“

Jetzt wurde es dem guten Heinz auch bange. Er hatte die Thüre selbst zugemacht, und wußte gewiß, daß der Köhler und die Köhlerin, die ausgegangen waren, noch nicht zurück gekommen seyen, und daß sich sonst keine Seele in dem Hause befände, als der Ritter und er. Die Worte, die der Ritter vorhin von seinem Bruder Burkhard und dem Abholen in das Grab gesagt hatte, fielen dem erschrockenen Diener jetzt schwer auf das Herz. Indes suchte er den Ritter zu beruhigen. „Ei, wer sollte denn hier gewesen seyn!“ sagte er. „Ihr habt nur geträumt. Vielleicht hat nur der Wind die Thüre aufgerissen.“

„Höre Heinz,“ sprach der Ritter sehr ernsthaft; „ich habe gewacht, wie jetzt. Auch wehte draußen wohl kein Lüftchen, ja die nächtliche Stille hatte für mich etwas Schauerliches. Alles schwieg, wie in einem Grabgewölbe. Da hörte ich leise Fußtritte, die immer näher kamen, die Stubenthüre öffnete sich langsam und stille, und ich sah — ach die Haare stehen mir jetzt noch zu Berg! den abgeschiedenen Geist meines Bruders sichtbar zu mir herein treten.“

„Ach,“ sagte Helwig, „Ihr habt Euch dieses nur so eingebildet. Das Wundfieber stellt sich ein, und spiegelt Euch so fürchterliche Dinge vor.“

„Nein, nein,“ sprach der Ritter, „ich rede nicht im Fieber; mein ermordeter Bruder war wirklich hier. Ich habe ihn so deutlich gesehen, daß ich ihn abmalen könnte. Die Lampe dort beleuchtete seine ganze Gestalt. Er war vom Haupt bis zu den Füßen in ein langes, weißes Sterbekleid gehüllt, das er mit der linken Hand ein wenig von der Stirne zurückschob. Er blieb lange unbeweglich stehen. Sein Angesicht war sehr blaß, und seine lebhaften schwarzen Augen sahen mich starr und unverwandt an. Endlich kam er näher, faßte mit seiner kalten, rechten Hand die meinige, und nannte mich mit leiser Stimme zwei — dreimal: „Bruder Albert.“ Da er aber mein Entsetzen sah, sprach er, mit seiner mir so bekannten Stimme: „Für jetzt verlasse ich dich — morgen aber mit Anbruch des Tages siehst du mich wieder.“ Er ging — und was er gesagt hat, wird wohl wahr werden. Diese Nacht, denke ich, ist meine letzte. Morgen bevor die Sonne aufgeht, werde ich meinen geliebten Bruder Burkhard wieder sehen — in der andern Welt. So heftig diese nächtliche Erscheinung meines Bruders mich erschreckte, so ist doch eines dabei, das mir großen Trost bringt. Unter der Thüre wandte er sich noch einmal um, und blickte mich wehmüthig,



aber ganz unbeschreiblich freundlich und liebreich an. Himmlische Ruhe und Heiterkeit verklärten sein mildes Angesicht. Mit einem sanften Lächeln schied er von mir. Ich bin nun fest überzeugt, er sey ein seliger Geist, und habe mir verziehen. Nun sterbe ich getrost und mit Freuden. Möge mein blutiger Tod und der brennende Schmerz meiner Wunde hier meine alte Blutschuld auslösen. Wie ich es meinem Bruder machte, so ging es mir wieder."

Der tief betrübt Albert schaute mit frommen Blicken wehmüthig zum Himmel, wurde ruhiger, und sprach innigst bewegt: „Droben bei Dir, lieber Gott, wird meines Vergehens nicht mehr gedacht werden! Da mein Bruder mir vergeben hat, so wirst Du, guter, barmherziger Gott, wie ich fest glaube und hoffe, mir auch vergeben. Verderbliche, jugendliche Leidenschaften haben uns Brüder hier auf Erden entzweit und elend gemacht; aber Du, o Gott, der Du die lautere Güte und Erbarmung bist, wirst uns beide droben bei Dir wieder vereinigen in ewiger Liebe und Seligkeit!" Er faltete die Hände, und blickte noch lange mit empor gerichteten Augen stillschweigend zum Himmel.

Auch Heinz zog seine Mütze ab, und blieb stille betend unten an dem Bette des Ritters stehen.

**Ritter Burthards Schicksale.**

Ritter Albert überlebte gegen alle seine Erwartung den nächsten Morgen. Allein darin hatte er sich nicht geirrt, daß er seinen Bruder Burthard gesehen habe. Burthard, nicht bloß sein Geist, war wirklich und lebhaftig in der beschriebenen Gestalt da gewesen. Um aber zu begreifen, wie dieses zugeing, müssen wir in dieser Geschichte mehrere Jahre zurück gehen, und erst vernehmen, wie Burthard nach Italien gekommen, wie es sich gesüßt, daß beide Brüder sich in jenem Walde so unversehens und unbekannter Weise begegnet, und was sich mit Burthard, nachdem er im Walde für todt liegen geblieben, noch weiter begeben habe.

Kaiser Friedrich wurde mit den Italienern nicht so bald fertig, als er gedacht hatte. Er sah sich genöthigt, frische Kriegsvölker aus Deutschland nachrücken zu lassen. Nachdem sie in Italien angekommen waren, wies er ihnen eine Strecke Landes an, die sie besetzt halten sollten, bis der weitere Fortgang des Krieges bestimmen würde, wo ihre Gegenwart am nöthigsten seyn werde. Ritter Burthard befand sich unter den neuangegangenen Kriegern, und befehligte einen ansehnlichen Theil derselben. Wegen seiner Kenntniß der Italienschen Sprache

wurden ihm die Unterhandlungen mit dem Adel und den Städten über die Bedürfnisse des Heeres übertragen. ... Weil das Schloß Anno sehr geräumig, und ihm zu seinen Geschäften sehr bequem gelegen war, wählte er es zu seinem Aufenthalte, und schickte zwei Reiter dahin, für ihn Quartier zu machen.

Als Ritter Burkhart, vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen gekleidet, vor dem Schlosse ankam, und von seinem Streitrosse stieg, stand der Graf schon unter der Schlosspforte bereit, ihn mit aller ebenfälligen Höflichkeit zu empfangen. Die Gräfin und Fräulein Kamilla sahen, von dem Fenster aus, den Ritter absteigen, und hörten ihn sogleich darauf, unter des Laß und dem Gefärre der eisernen Rüstung schweben und stark aufsteigend, die Treppe herauf kommen.

„Was diese Folgen Deutschen für plumpe, schwerfällige Menschen sind,“ sagte die Gräfin zu ihrer Tochter. „Ich hasse sie — diese unfre übermüthigen Unterdrückten. Indes kommt es auf das Gutsbestehen dieser eisernen Maschine an, die jetzt die Treppe heraufklettert, ob wir dem verwünschten Rothbart, dem Kaiser Friedlich, einige tausend Dukaten mehr oder weniger bezahlen müssen. Kommt, meine Tochter, wir wollen dem ungebetenen Gast bis an die Säulenhalle entgegen gehen; du, meine Klinge Kamilla, wirst ihm artig zu begegnen, ihn jedoch in gehöriger Entfernung zu halten wissen.“

Ritter Burkhart trat in den Saal. Er wurde

von der gnädigen Gräfin mit sehr geduldfüßiger Zunge auf das freundlichste bewillkommt, und war über die Schönheit des Fräuleins nicht wenig erstaunt. Da er sich längere Zeit auf dem Schlosse aufhielt, so wetteiferten der Graf, die Gräfin und Fräulein Kamilla, ihn durch verstellte Freundlichkeit immer mehr für sich einzunehmen. Er war mit den Ehren, die man ihm erwies, höchst zufrieden, und auch die Aelteren des Fräuleins konnten die Billigkeit des Ritters in seinen Geldforderungen nicht genug loben. Der Ritter wurde mit jedem Tage artiger. Da jetzt Waffenstillstand gemacht worden, kleidete er sich sehr ästhetisch in schwarzen Sammet, trug einen feinen, weißen Spitzenragen, den er zweifach mit Gold aufgewogen hatte, und an seiner Brust schimmerte sein goldenes Ordenskreuz, das mit Edelsteinen besetzt war. Er hatte in seinen Gedanken die junge Gräfin sich zu seiner Braut auserkoren, und hoffte so glücklich zu werden, sie als seine angeheirathete Gemahlin nach Deutschland zu führen. Denn er wußte nicht das Geringsste davon, daß sein Bruder Albert schon früher auf diesem Schlosse gewesen, Fräulein Kamilla kennen gelernt, und sich mit ihr zu vermählen gedente. Auch der Graf und die Gräfin, so wie das Fräulein, ahneten nichts weniger, als daß Albert und Burkhard, da der eine sich Ritter von Finsterwalde und der andere sich Ritter von Föhrenbach nannte, Brüder

sahen. Kamilla und ihre Mutter hüteten sich auch sehr, dem Ritter Burkhard von Föhrenbach merken zu lassen, daß sie jenem Ritter von Finsterwalde etwige, wiewohl eitle und leere Hoffnungen gemacht hatten. Sie nannten Alberts Namen nicht einmal, und Kamilla verbarg jenen Ring mit dem grünen Edelstein aufs sorgfältigste in ihrem Schmuckkästchen. Uebrigens machte sie sich kein Bedenken daraus, auch von Burkhard den Ring mit dem kostbaren Rubin, den er ihr auf eine sehr gute Art angeboten mußte, anzunehmen und zu tragen. Sie sah den Ring als ein unbedeutendes Geschenk an, das sie zu ganz und gar nichts verbindlich mache.

„Wenn er sich einbildet,“ sagte sie, „deßhalb auf meine Hand Ansprüche machen zu dürfen, so ist dieses eine Thorheit, die er sich selbst zuschreiben muß.“

Allein Ritter Burkhard betrachtete von nun an Kamilla als seine Braut. Wenn die Herrschaft Abends in dem Garten speiste, und Ritter Burkhard der jungen Gräfin den Arm bot, sie dahin zu führen, murmelten die Bedienten des Grafen: „Das gebe einmal ein schönes Brautpaar!“ Die Knapen des Ritters aber sagten es sich einander laut, und tranken bereits auf das Wohl des edlen Bräutigams und der schönen Braut.

## Der menschenfreundliche Eremit.

An jenem unglücklichen Morgen, da Ritter Burthard sich auf dem Wege aus der Stadt nach dem Schlosse des Grafen befand, war er in lauter goldene Träume von seinem künftigen Glücke vertieft. Er hatte sich in der Stadt einen feuerfarbenen Helmbusch und eine himmelblaue Felsbinde gekauft, und hoffte seine geliebte Kamilla sehr angenehm zu überraschen, daß er ihre Lieblingsfarben auch zu seinen Felsfarben gewählt habe. Er war weit vor seinem Gefolge vorausgesprengt, um der vermeinten Brant diese Freude einige Augenblicke früher zu machen. Er dachte eben daran, wie sein alter Vater sich freuen werde, wenn er ihm die lebenswürdige Schwetgetochter vorführen würde. Als er nun in Gedanken allerlei Lustschlösser baute, in welcher festigen Eintracht er mit seinem Bruder Albett leben wolle, da es nicht an einer ähnlichen Gemahlin fehlen könne — da kam Bruder Albett, unerkannt und unerwartet, daher gesprengt, warf ihn vom Pferde und alle die schönen Lustschlösser über den Haufen.

Der gute Burthard blieb, nachdem sein Bruder sich entfernt hatte, noch eine gute Weile, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, ausgestreckt auf dem Boden liegen. Burthards tapfere Brü-

ger, der Graf mit seinem Gefolge, auch mehrere Ritter mit ihren Leuten, die etwas langsamer vom Turniere, wie man die ritterlichen Uebungen jener Zeit nannte, zurückkehrten, sahen Durthards Streikwund ohne Reiter sehen, umher irren, suchten im Harnisch ihn auf, fanden ihn, stiegen ab, und versammelten sich um den schwer verwundeten Ritter. Der getreue Kurt war indeffen unablässig beschäftigt, ihn ins Leben zurück zu bringen. Endlich regte er sich, und Kurt weinte vor Freuden. Die Ritter befohlen ihren Knapen, Aerzte zu rufen, und eine Tragbahre von Aesten zu verfertigen. „Wir selbst,“ sagten sie, „wollen unsern geliebten Streikgenossen Durthard auf das Schloß des Herrn Grafen tragen.“

Allein Graf Arno sprach: „So unendlich schmerzvoll dieser Unglücksfall meinem Herzen ist, ein so großer Ernst würde es mir seyn, den vorzüglichen Ritter, meinen geliebtesten Freund, auf meinem Schlosse zu verpflegen. Doch ist der gute Mann zu übel ausgerichtet, als daß er ohne die größte Gefahr bis dahin gebracht werden könnte. Alle hier gegenwärtigen Ritter, die alle sehr einsichtsvolle Männer sind, werden mir recht geben. Indes soll das Urtheil der Aerzte entscheiden, nach denen bereits geschickt ist.“

Da es bald darauf hieß, einer der Aerzte komme, sprach der Graf: „Ich muß ihm entgegen eilen, um ihm meinen theuren jungen Freund, mein

meistes Ich zu empfehlen.“ Er eilte dem Arzte, den er sehr wohl kannte, entgegen, drückte ihm ein Paar Goldstücke in die Hand und flüsterte ihm heimlich zu: „Sei gesegnet und mache mein Schloß nicht zu einem Spital.“

Indes der Graf dem Arzte entgegen ging, erschien ein alter Eremit, mit schneeweißem Haar und Bart, in schwarzem, faltenreichen Gewande und mit einem langen Knotenstocke in der Hand, und drängte sich durch die umstehenden Ritter und Knappen hindurch. Er betrachtete den verwundeten Ritter mit ganz ungemeiner, außerordentlicher Rührung, und rief, indem er die Hände faltete und reichliche Thränen über seine noch blühenden Wangen flossen: „Mein Gott, welch ein Unglück! Ich will den edlen Mann in meine Klause aufnehmen, die dort, kaum fünfhundert Schritte von der Straße, hinter Wald und Felsen versteckt liegt.“

Alle Ritter waren damit vollkommen zufrieden. Der Graf aber, der eben mit dem Arzte am Arme zurückkam und das Anerbieten des Einsiedlers hörte, sprach: „Ich habe diesen Eremiten bisher immer als einen sehr würdigen Priester gekannt; von nun an werde ich ihn aber nicht mehr anders nennen, als den wohlthätigen Samaritan.“

„Und ich,“ brummte Kurt, „dich nie mehr anders, als den unbarmherzigen Leviten.“

Der alte Einsiedler war wirklich ein sehr wür-



liger Priester, den ein Diener des Grafen herbei gerufen hatte, damit er dem Ritter, der dem Tode nahe schien, beistehen möge. Ritter Burthard wurde in die Zelle des Einsiedlers gebracht, und von dem Arzte und seinem Gehülfen verbunden. Der Einsiedler aber war für den jungen Ritter so zärtlich besorgt, als es nur immer ein Vater für seinen einzigen Sohn seyn könnte. Auch verstand er sich sehr gut darauf, Verwundete und Kranke zu versorgen, und brachte Tag und Nacht an dem Krankenbette des Ritters zu.

Der gute Einsiedler mußte große Geduld mit ihm haben. Denn der Ritter redete wegen seiner Kopfwunde beständig irre; er hielt den alten, ehrwürdigen Einsiedler für einen furchtbaren Zauberer, und jenen ihm unbekannten Ritter im Walde für den berühmten rasenden Ritter Roland, und behauptete steif und fest, beide hätten sich mit einander verschworen, ihm seine Braut zu rauben. Oft mußte der Einsiedler ihn mit Gewalt zurückhalten, damit er in der Fieberhitze nicht ausriß und Unheil anrichtete.

„Mein Gott!“ sprach der fromme Greis, „wie viel Unheil richten doch die Leidenschaften in der Welt an; die armen Menschen, die sich von ihnen überwältigen lassen, haben weder wachend, noch träumend eine ruhige Stunde.“

~~„Nur die Leidenschaft ist die Ursache aller Unruhen.“~~

18. Ein alter treuer Freund.

Eines Morgens kam Burthard endlich wieder zu sich selbst. Es war ihm, als erwachte er aus einem schweren Traume. Er blinzte in der hellen, freundlichen Zelle, durch deren rebenumkränzte Fenster die Sonne mild und lieblich hereinschien, verwundert umher, sah den Einsiedler, der neben dem Bette saß, lange sehr aufmerksam an, und fragte endlich mit voller Besinnung: „Wo bin ich? Wie komme ich hieher? Und wer seyd Ihr, ehrwürdiger Vater?“

Der Einsiedler sagte in deutscher Sprache: „Burthard, liebster Freund, kennst du mich nicht mehr? Freilich sind meine Haupthaare und mein Bart indeß weiß geworden wie Schnee; allein da wir mehrere Jahre zusammen unter Einem Dache gelebt haben, solltest du dich meiner doch noch erinnern. Sieh mich einmal recht an!“

Burthard betrachtete ihn längere Zeit nachsinnend und mit zweifelhaften Mienen; endlich erhelltete sich auf einmal sein ganzes Angesicht, und er rief mit unbeschreiblicher Freude: „O mein theurer Lehrer! mein väterlicher Freund Antonio!“

„Der bin ich!“ sprach der Einsiedler, und umarmte den Ritter unter Thränen. Burthard wollte ihn auch umarmen, fähre aber, indem er seinen Blick

verbundenen Arm emporheben wollte, stechende Schmerzen, die ihn daran erinnerten, daß er schwer verwundet sey. Er blickte aber zum Himmel auf und sagte: „O Gott, wie gut bist Du, daß Du, während ich ohne Bewußtsein oder doch nur wie in einem schweren Traume da lag, so liebevoll für mich sorgtest und mich nun in den Armen meines geliebten Lehrers erwachen ließest!“

„Ja, mein geliebter Sohn,“ sprach Antonio, „das hat Gott so gefügt. Er hat es mir erst vor einigen Wochen in den Sinn gegeben, diese Zelle zu beziehen; wie ich damals meinte, um da bloß Ihn und mir selbst zu leben; wie ich aber jetzt wohl erkenne, damit ich sogleich bei der Hand wäre, dir beizuspringen, und damit ich ein bequemes Plätzchen haben möge, wo ich dich aufnehmen könnte. Gott hat mir so zu sagen, einen eigenen Boten geschickt, und mich dorthin rufen lassen, wo du verwundet im Walde gelegen. O, welch einen Schmerz empfand ich, als ich in dir meinen geliebten Burkhard erkannte! Aber sey getrost, lieber Sohn! Du bist außer Gefahr und deine Wunden werden halb geheilt seyn. Bis du wieder ganz hergestellt bist, bleibst du bei mir in meiner kleinen Einsiedelei. Da wollen wir zusammen so selige Tage leben, als einst auf deiner väterlichen Burg.“

Der Ritter sank dem ehrwürdigen Greis an die Brust, und weinte dankbare Thränen.

Burkhard bemerkte jetzt, daß der gutherrliche Greis sein eigenes Bett ihm abgetreten, und sich auf dem Boden der Zelle ein sehr armseliges Lager von etwas Schilf und einem alten wollenen Mantel bereitet habe. Der dankbare Ritter ward noch mehr gerührt und sagte: „Was ist es doch Schönes und Edles um die wahre christliche Liebe! Sie ziert und adelt den Menschen mehr als ein Ordensstern an der Brust.“

## 19.

### Wichtige Nachrichten für Ritter Burkhard.

Nachdem Ritter Burkhard von den ersten Freude des Wiedersehens sich erholt, und seine Freuden-  
thränen getrocknet hatte, fragte er: „Was macht die Gräfin Kamilla von Arno, meine liebe Braut? Hat sie während ich so gefährlich krank darnieder lag, und nichts um mich geküßt wußte, mich nicht besucht? Und wer war jener verdämmerische Ritter, der sie eine falsche Schlange nannte, und mit so furchtbarem Gewalt mich vom Pferde rieß?“

Antonio fand es nicht rathsam, auf diese Fragen sogleich zu antworten. Er hatte zwar Burkhard und Alberts traurige Geschichte, indessen

genau erfahren, allein er fürchtete, Ritter Burthard möchte darüber zu bestürzt werden, und das Fieber, das ihn noch nicht ganz verlassen hatte, möchte neuerdings zurückkehren, über Hand nehmen, und ihm vielleicht gar den Tod bringen. Antonio sagte daher: „Laß dieß für jetzt gut seyn, liebster Burthard! Wenn du dich mehr erholt haben wirst, will ich dir Alles getreulich erzählen. Ich muß nunmehr nach deinen Wunden sehen und den Verband erneuern. Hernach aber mußt du, da der gütige Gott dir wieder Schlaf schenkt, eine Weile ruhen. Wir dürfen nicht so viel auf einmal reden, es würde dir schaden und deine Wunden verschlimmern.“

Als Ritter Burthard merklich besser und kräftiger geworden, und seine Fragen, nach die er bisher nur ausweichende Antworten erhalten hatte, immer wiederholte, erzählte Antonio ihm, nach einigen Vorbereitungen die Geschichte im Zusammenhange. Er brachte ihm zuerst bei, daß Ritter Albert die junge Gräfin Camilla von Arno schon früher gekannt, und sie bereits als seine Braut betrachtet habe. „„Rein Gott,““ rief Burthard, „ach, daß ich dieses doch früher gewußt hätte! Wenn sie noch zehnmal liebenswürdiger wäre, ich hätte meine Gedanken nie zu ihr erhoben. Der edle Bruder Albert hat mir aus brüderlicher Liebe die schöne Burg Hörenbach mit den dazu gehörigen ansehnlichen Gütern geschenkt, wie könnte ich nun Ansprüche

auf seine erwählte Braut machen? Antonio, hier meine Hand, ich entsage hiemit allen Gedanken auf das Fräulein!"

„Das ist ein großmüthiger Entschluß,“ sprach Antonio; „daran erkenne ich meinen guten, edelmüthigen Burthard.“

Antonio erzählte ihm nun mit zarter Schonung, eben jener fremde Ritter, der ihn, ohne ihn zu kennen, vom Pferde gestoßen, sey Bruder Albert gewesen. Albert sey aber, sobald er in dem Verwundeten, den er für todt gehalten, seinen Bruder Burthard erkannte, von unermeslichem Jammer ergriffen worden, und habe verzweifeln die Flucht genommen.

„Ach, der arme Albert!“ rief Burthard bekümmert. „Freilich, wenn er mich gekannt hätte, wäre er nicht so feindselig auf mich losgerannt. Er hätte mir sicher kein Leid gethan. Ich selbst bin Schuld daran. Ich hätte, obwohl ich ihn für einen ganz unbekannten Ritter hielt, ihn keinen Verläumder nennen, und anstatt seine Ausforderung anzunehmen, mich mit ihm verständigen sollen. Ach, der gute Albert! Wie er sich nun quälen und abkümmern wird. Bester Antonio, sorg doch dafür, daß er unverzüglich berichtet werde, ich lebe und er könne Fräulein Kamilla, wenn kein anderes Hinderniß obwalte, sogleich ehelichen.“

Antonio lobte die versöhnliche Gemüthsart des trefflichen Burthards, und kam nun, da Burthard

die ganze Geschichte wissen wollte, auf die Familie von Arno zu sprechen. „Es gibt in Italien,“ sprach er, „gewiß sehr viele vortreffliche, gottesfürchtige und rechtschaffene, adelige Familien. Ich selbst kenne mehrere, vor denen ich Ehrfurcht habe. Allein jene Familie Arno gehört leider nicht darunter.“

Antonio erzählte hierauf dem erstaunten Ritter, daß die junge Gräfin Kamilla weder zu ihm, noch zu Bruder Albert jemals eine aufrichtige Neigung gehabt habe, daß sie, besonders auf Anstiften der Mutter, den beiden Brüdern bloß geschmeichelt und sie mit klaren Hoffnungen getäuscht habe, damit diese Ritter die geforderten Kriegsbeträge auf eine unbedeutende Summe herabsetzen möchten; daß Kamilla schon früher mit einem jungen Italienischen Grafen, dessen Kriegsbeträge sie durch schäurige hingeworfene Worte und mitleidsvolle Fürbitten gleichfalls sehr zu verringern wußte, verlobt war, und daß diese Kamilla und dieser junge Graf sich über die ehrlichen, lebhafte Deutichen öfter mit einander lustig gemacht und ihrer gespottet haben. „Wäre es möglich,“ rief Balthard, „unter einem so hebbaren, freundlichen Angesicht ein so schwarzes, feindseliges Herz zu verbergen? Nein, Antonio, ihr habt euch nothwendig betrogen.“

„Ich habe mich nicht betrogen,“ sprach Antonio ruhig, „aber eure jugendliche Leidenschaften haben euch beide Betrogen. Ich habe euch öf-

ter und besonders bevor ich in Finsterwalde vor-  
 auch schick, noch beide treulich und väterlich ge-  
 warnt, euch von der Schönheit der Gestalt nicht  
 blenden zu lassen, sondern erst zu prüfen, ob auch  
 das Herz edel und gut sey. Ich habe es euch  
 mit den Worten der heiligen Schrift gesagt: Brü-  
 der! ist eine anmuthige Gestalt und eitel die Schön-  
 heit; ein Weib aber das den Herren fürchtet, soll man  
 preisen. Ihr nahmet aber meine Worte nicht zu Her-  
 zen! Jetzt habt ihr beide erfahren, daß ich wahr  
 geredet!

„Ach Antonio,“ sprach Barthard, „Ihr habt  
 uns zwar immer die reine Wahrheit gesagt. Ab-  
 theilt was Ramilla betrifft, da seht ihr, wie ich  
 fest überzeugt bin, in einem schrecklichen Irrthum!  
 Ramilla ist die edelste ihres Geschlechtes. Wenn  
 sie betrogen, so betrügt doch sie nicht.“  
 „Aber Sohn,“ sprach Antonio lächelnd, „Ihre  
 Verblendung ist sehr groß. Ich muß dir nun diese  
 Ramilla, so ungetren ich Uebels von meinen Mit-  
 menschen rede, schon noch etwas näher bezeichnen.  
 Als sie dein und deines Bruders Schlüssel ver-  
 nahm, lächelte sie sehr selbstgefällig, es schmeichelte  
 ihrer Eitelkeit, daß zwei so angesehene Männer, wie  
 ihr zwei Brüder, sich um sie geschlagen hatten.  
 Ja, eben diese gefährlose Ramilla hielt, fern von  
 allem Verdacht, vier Velder Unglück für ihr ge-  
 lühtes Glück. Ich kann euch Wort für Wort wie-



berholen, was sie sagte. Ich habe es von einem sehr glaubwürdigen Manne, der Alles mit seinen eigenen Ohren hörte und darüber sehr empört ward, ganz zuverlässig vernommen. „Es hat sich ja recht gut gefügt,“ sagte sie, „daß Einer dieser Herren Ritter tödtlich verwundet auf dem Kampfplatze liegen blieb, und der andere sich aus dem Staube machte. Ich hoffe, Burthard werde nicht mehr in dieses Leben, und Albert nicht mehr in dieses Land zurückkehren. So bin ich aller Zwei auf Einmal los. Es hätte mir in der That keinen geringen Verdruß verursachen können, wenn Beide sich hiez im Schlosse einander getroffen, und über ihre beiderseitigen Absichten ein vernünftiges Wort mit einander gesprochen hätten. — O der Thoren!“ rief sie, „die sich etablieren konnten, ich würde das herrliche Italien, wo Zitronen und Romerangen wachsen, verlassen, und in ein Land ziehen, das allerdings sehr reich seyn soll — an Eichen und Tannenzapfen. Nein, nein, meine Herren, so thörlich bin ich nicht, in Deutschlands düstern Wäldern, unter Bären und Bären-ähnlichen Menschen zu verwildern und mein Leben zu vertrauern.“ So lästerte sie euch, euer geliebtes Vaterland und die braven, biedern Deutschen.“

Burthard wurde glühend roth vor Zorn und Beschämung; sein beleidigter Stolz erregte, sich so verachtet und betrogen zu sehen. „O die Thoren!“

schreckliche," rief er, „ich mag ihren verhassten Namen gar nicht mehr nennen! Welch ein Thor war ich! — Ach liebster Antonio! es ist mir unbegreiflich, wie wir beide Brüder, Albert sowohl als ich, so gar sinnlos und unvernünftig seyn konnten, einem solchen eiteln, lieblosen, bössartigen Geschöpfe unser Zutrauen und unsre Zuneigung zu schenken. Welchem Abgrunde von Elend bin ich entronnen! Welch ein Unglück wäre es gewesen, mich für immer an ein so widerwärtiges, verächtliches Weib gefesselt zu sehen! Ich sehe nun meinen unglücklichen Sturz vom Pferde für ein großes Glück an. Besser ist's, ich ziehe mit meinem geschmetterten Arme in mein Vaterland zurück, als daß ich an diesem Arme ein solches Ungeheuer, das sich in einen Engel des Lichtes verstellte, in die Burg meiner Väter eingeführt hätte. — Ach Antonio, ich kann es gar nicht aussprechen, wie beschämt ich mich fühle! Man wird mich und meinen Bruder für zwei alberne Laffen halten!"

„Nicht doch!" sprach Antonio. „Das zu behaupten, wird sich Niemand unterstehen. Ihr habt sowohl in friedlichen Unterhandlungen, als in blutigen Schlachten großen Verstand gezeigt. Ihr dürft es kühn mit den Besten, mit den Eifrigsten, sowohl im Heere der Deutschen, als der Italiener aufnehmen. Allein ihr habt nun Beide aus eigener Erfahrung gelernt, wie sehr die

Leidenschaft den Verstand verblende. Sogar in eure sonst so vortreffliche Geschäftsführung hat eure unselige Leidenschaft, ohne daß ihr selbst es bemerkt habt, einige Unordnungen und Abweichungen gebracht. Ihr habt bei Erhebung der Kriegsbeiträge von jenem Grafen und seinem künftigen Schwiegersohne zu wenig verlangt, und müßtet also von Andern zu viel fordern; so habt ihr, obwohl unvorsätzlich und unwissend, sehr Unrecht gethan. Ihr seht da: Jeder, auch der verständigste Mann, der seine Neigungen nicht prüft, seine Leidenschaften nicht bewacht und nicht beherrscht, steht immer in Gefahr seinen Kopf, das heißt, seinen Verstand zu verlieren. Ja ein Slave dieser oder jeder andern Leidenschaft — Ehrsucht, Habsucht oder wie sie immer heiße — kann in seiner Verblendung auch so weit kommen, daß er im eigentlichen Sinne seinen Kopf — durch das Schwert verliere.“

Ritter Albert gab seinem alten Lehrer vollkommen Recht; und sagte: „Wenn gleich arm an Ruhm, so werde ich doch reich an Erfahrung in mein Vaterland zurückkehren. Sobald meine Wunde geheilt ist, will ich mich dahin auf den Weg machen; ich hoffe dort doch noch immer einiges Gute zu stiften.“

„Gewiß mein lieber Burthard!“ sagte Antonio. „Führe daher diesen Entschluß aus. Da du wegen deines gelähmten Armes nicht mehr zum Kriege taugst, so suche deine Untthanen zu Hause durch

die Segnungen des Friedens zu beglücken, und werde die Stütze deines alten Vaters.“

---

## 20.

## Heimkehr in das Vaterland.

Ritter Burkhard blieb auf Antonio's Bitte den Herbst und Winter noch bei diesem seinem verehrungswürdigen Lehrer und Freund. Antonio ließ indeß sehr angelegentlich überall nach Albert forschen. Er hätte gar so gern die Freude gehabt, die zwei Brüder, seine Schüler und Freunde, in seiner Zelle beisammen zu sehen. Allein Albert hatte bereits die Kriegsdienste verlassen, und alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens.

Der Kaiser aber, dem die traurige Geschichte der zwei Brüder erst späterhin zu Ohren gekommen, ließ die falsche, betrügerische Kamilla zur Strafe in ein Kloster einsperren, und Kamillas Melttern mußten die listig abgewendeten Kriegsforderungen ohne den geringsten Nachlaß voll und rund nachbezahlen. Ueberdies mußten sie wegen falscher Angaben ihres Vermögens eine bedeutende Geldstrafe erlegen.

„So ist's recht!“ sagte Kurt; „die Bosheit muß bestraft werden. Falschheit kommt in ihrer Rechnung immer zu kurz.“

Im nächsten Frühlinge nahm Burthard unter vielen Thränen Abschied von Antonio, dankte ihm für die große Liebe, die er ihm erwiesen, bat ihn um den Segen, empfahl sich in dessen Gebet, und machte sich, von dem treuen Kurt begleitet, auf den Weg nach Deutschland. Nachdem er die hohen Alpengebirge schon längst zurückgelegt hatte, und endlich die alten Schloßthürme von Finsterwalde in weiter Ferne erblickte, freute er sich zwar, allein seine Freude war von wehmüthigen Empfindungen und traurigen Ahnungen getrübt. „Du lieber Gott!“ dachte er, „voll frohlicher Hoffnungen bin ich einst aus dieser Burg ausgezogen, und sehe nun — ach, noch in der Blüthe meines Lebens! — alle diese Hoffnungen vereitelt. Anstatt mit Siegeslorbeeren bekränzt, kehre ich, ohne einem einzigen Gefecht beigewohnt zu haben, sozusagen als Krüppel zurück. Meine vermeinte Braut, jene falsche Italienerin, für die ich tausendmal das Leben gegeben hätte, hat mich, indem sie Honig auf den Lippen und Gift im Herzen trug, schrecklich getäuscht! Mein innig geliebter Bruder, von der listigen Betrügerin eben so betrogen, wie ich, irrte in der weiten Welt umher, und es scheint wenig Hoffnung mehr vorhanden, daß ich ihn je wieder sehe. Und mein guter Vater, der bereits alt und kränklich war, als ich ihn verließ — was wird er sagen, wenn er diese unglückliche Geschichte ver-

nimmt, mich so ruhmlos und verkrüppelt zurück-  
kehren sieht, und ich ihm von meinem behauenen-  
werthen Bruder keine sichere Kunde bringen kann.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken langte  
Burkhard bei dem Thore seiner väterlichen Burg  
an. Allein er wurde nicht eingelassen. Er ver-  
nahm, sein alter Vater sey gestorben und liege in  
der Klosterskirche der Karthäuser begraben; nach  
dessen Tod aber habe ein benachbarter Ritter sich  
der beiden Burgen Finsterwalde und Föhrenbach  
mit bewaffneter Hand bemächtigt.

Burkhard war über den Tod seines geliebten  
Vaters so tief gerührt, daß ihm der Verlust bei-  
der Burgen für jetzt wenig zu Herzen ging. Er  
wandte sich ohne ein Wort zu sagen, mit seinem  
Koffe um, und ritt der Karthause zu, um dort  
am Grabe seines geliebten Vaters und seiner seli-  
gen Mutter seinen Schmerz auszuweinen.

Mit Andacht und tiefer Rührung trat Ritter  
Burkhard in die Kirche, und an die zwei Gräber.  
Beide waren nebeneinander. Auch seinem Vater  
hatte man, wie seiner Mutter, in der Mauer ei-  
nen Grabstein errichtet. Das Bildniß des gelieb-  
ten Vaters war, auf ähnliche Art, wie das der  
Mutter, in Stein ausgehauen. Burkhard erkannte  
sogleich die geliebten Züge des väterlichen Ange-  
sichts. Der selige Ritter war in voller Rüstung ab-  
gebildet, das Schwert an der Seite und Helm und

Wappenschild neben ihm auf der Erde, mit erhabenen Händen vor dem Gekreuzigten kniend. Burkhard brach in Thränen aus. Er dachte, wie sein Bruder Albert und er, als zwei kleine Knaben, vor vielen Jahren hier gestanden, wie viel sich indeß verändert; wie die Besitzungen und aller Reichtum seiner Aeltern in andere Hände überliefert, und wie viele frohliche Hoffnungen zernichtet worden. „D ja wohl hatte mein guter Vater Recht,“ sprach er: „Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ Es brachte dem herzlich betrübten Sohne großen Trost, daß seine Aeltern, die in dieser Welt auch ihren Theil Leiden gehabt, so viel Gutes gethan hatten. „Selig,“ sprach er, „sind die Todten, die in dem Herrn sterben; sie ruhen nun von ihren Mühseligkeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

## Der achtundneunzigjährige Prior.

Nachdem Burthard lange in der Kirche gebetet hatte, ging er zur Klosterpforte, und erkundigte sich nach dem alten Prior. Er lebte noch; und Burthard ließ sich bei ihm melden. Der ehrwürdige Greis kam ihm — in einem Alter von beinahe hundert Jahren! — freudig entgegen. Sein Leib war von der Last der Jahre niedergedrückt und gebeugt; sein Geist aber hatte nicht abgenommen und war noch in voller Kraft. Der liebevolle alte Mann bot dem jungen Ritter freundlich die Hand und sagte: „Gott grüß Euch, lieber Burthard, und seyd mir als der Enkel unsers Klosterstifters Hugo, als der Sohn meines Freundes Otto, und als ein edler, frommer Ritter dreimal willkommen! Kommt in meine Zelle, setzt Euch zu mir, und erzählt mir, wie es Euch und Eurem Bruder ergangen, seit Ihr als hoffnungsvolle junge Ritter mit Eurem seligen Vater das letzte Mal hier in dieser Zelle gewesen!“

Burthard konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Ach, weinet nicht, lieber Burthard,“ sprach der menschenfreundliche Prior, als er die Thränen in Burthards Augen erblickte. „Euer Vater ruht selig in Gott, und ein seliger Tod ist das Beste, was wir sterbliche Menschen wünschen können!“



Burkhard trocknete seine Thränen, setzte sich neben den Prior und erzählte seine Geschichte. Der Prior sagte am Ende der Geschichte: „Ihr habt es fröhe erfahren, lieber Sohn, wie eitel und vergänglich Alles in dieser Welt sey; möchtet Ihr auch aus Erfahrung lernen, wie gar nichts bestehe, als Gott lieben und seinen Willen thun! — Bleibt einige Tage, oder so lange Ihr wollt, bei uns. Unterhaltungen, die Euren Kummer zerstreuen könnten, kann ich Euch zwar nicht anbieten. Allein wenn Ihr unsern Andachtsübungen beimoget, und wenn wir uns öfter sprechen, so hoffe ich, Ihr werdet einen Trost finden, der fester und mehr auf die Dauer ist, als aller Trost dieser Welt.“

Burkhard nahm dieses Anerbieten sehr gerne an. Aus einigen Tagen wurden einige Wochen. Er fand an der abgeschiedenen Lebensart der Karthäuser mit jedem Tage mehr Wohlgefallen. „Es war ein thörichter Gedanke von diesen frommen Männern,“ sagte er, „eine Mauer umher zu ziehen, um von der eiteln, trügerischen Welt gar nichts mehr zu sehen.“ Er bat den Prior, ihn in das Kloster aufzunehmen.

Der Prior sprach: „Es ist sehr begreiflich, daß einem Manne, der in der Welt so bittere Erfahrungen gemacht hat, die Welt zuwider werde. Allein diese Empfindung kann leicht zu weit führen. Wir müssen nur Thorheit und Eifer hassen, aber

nle die Menschen. Es gibt auch in der Welt viel gute Menschen, und wir müssen alle Menschen lieben nicht nur die Guten, sondern auch die Bösen. Gott läßt ja seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und gab seinen Sohn dahin, die Welt selig zu machen. — Euer gegenwärtige Widerwillen gegen die Welt, der ihr noch nützlich werden könnet, gibt Euch noch keinen hinreichenden Beruf in das Kloster zu gehen. Wenn aber Euer Entschluß, Karthäuser zu werden, über ein Jahr noch fest steht, so wird es mich freuen, Euch meinen Ordensbruder zu nennen. Denn auch als Ordensmann könnet Ihr Euren Mitmenschen zum Segen gereichen."

Nachdem das Probefahr verfloßen war, sprach Burkhard: „Vor einem Jahre wollte ich Karthäuser werden, weil ich die Welt haßte, in der ich überall Gewalt, List, Falschheit, Betrug, Unrecht, Laster, Thorheit, Jammer und Elend gefunden habe; jetzt aber wünsche ich Einer aus Euch zu werden, weil ich Gott liebe und einsehe, daß der Mensch nichts Besseres thun könne, als jenen Frieden zu suchen, den diese Welt nicht geben kann und der allein in Gott zu finden ist."

Burkhard ward also Karthäuser. Da in der Folge das Kloster wegen der unruhigen, kriegerischen Zeiten vielen Gefahren ausgesetzt war, und da Burkhard sich früherhin eine so vorzügliche Gewandtheit in Weltgeschäften erworben hatte, daß

er mit Mittern sehr gut umzugehen wußte, die alle ihn als einen ehemaligen Ritter und Krieger sehr hoch achteten; so ernannte der Prior ihn zum Schaffner des Klosters. So pflegen die Carthäuser Denjenigen aus ihren Mitbrüdern zu nennen, der vermöge seines Amtes die weltlichen Geschäfte sowohl innerhalb, als außerhalb des Klosters zu besorgen hat. Burkhard versah dieses Amt so gut und wohl, daß er dem Kloster durch Rath und That wirklich sehr bedeutende Dienste leistete. Bei allen Weltgeschäften ward er aber in seiner Andacht nicht kalt und gerstreut, sondern blieb immer ein frommer, eifriger Ordensmann. Der Prior sagte oft von ihm: „Ihm ist es gegeben, die Dienigkeit der Maria, die zu den Füßen Jesu saß, und die Geschäftigkeit der Martha, die für die zeitlichen Geschäfte sorgte mit einander zu vereinigen.“

## 22.

## Ritter Albert außer Gefahr.

Nachdem wir nun Burkhard's Geschichte vernommen haben, müssen wir wieder zu jener Köhlerhütte zurückkehren, in der wir den verwundeten Albert verließen.

Der Köhler war ein Unterthan der Karthäuser, und lieferte seine Kohlen für gute Bezahlung in die Eisenhütten, die dem Kloster gehörten. Die Köhlerin war daher in jener Nacht, da Albert unter ihr Dach gebracht worden, der Karthause zugelaufen, hatte an der Klosterpforte geklopfet, und einen Geislichen verlangt, der einem tödtlich verwundeten Ritter beistehen solle. Der Prior gab dem Vater Schaffner den Auftrag dahin zu eilen. Zugleich befahl er, die Köhlerin solle warten, bis man Alles, was sich im Kloster vorfände und dem verwundeten Ritter dienlich seyn könnte, zusammen gesucht habe.

Burkhard ging da es eben Vollmond war, stunden Schrittes der wohlbekannten Köhlerhütte zu. Allein wie ward ihm zu Muth, als er in das niedrige Stübchen trat, und in dem verwundeten Ritter seinen lange vermißten Bruder Albert erkannte! Er ward vor Freudenschrecken, Jammer und Mitleid leichenbläß, und blieb in seinem langen weißen Karthäusergewand und die Stirne zur Hälfte mit der weißen Kapuze bedeckt, einige Zeit unbeweglich und sprachlos stehen — und es war dem guten Albert, der seinen Bruder Burkhard für todt und sich für dessen Mörder hielt, zu vergehen, daß er Burkhard's abgeschiedenen Geist zu erblicken glaubte. Da aber Burkhard den Schrecken und das Entsetzen seines verwundeten Bruders sah,

und da seine freundlichen Worte ihm nur noch mehr zu ängstigen schienen, so mußte er für diesen Augenblick nichts Besseres zu thun, als sich eilig zu entfernen.

Hartward ging vor der Köhlerhütte betend und überlegend, im Mondescheine auf und ab. Jetzt hörte er den Köhler mit dem Wundarzt kommen. Er kannte den Wundarzt, den einzigen in der Gegend, als einen verständigen und rechtschaffenen Mann. Er eilte ihm entgegen, sagte ihm, wer der verwundete Ritter sey und von welcher furchtbaren Einbildung er geplagt werde — und bat ihn, auf das Beste für den unglücklichen Albert zu sorgen.

„Wohl, wohl!“ sagte der Wundarzt; „das werde ich thun. Ihr aber, ehrwürdiger Vater, kehrt zurück in Euer Kloster. Bei Untersuchung der Wunde und dem Verbande habe ich Euch nicht nöthig, und der Patient, da er an so fürchterlichen Einbildungen leidet, darf Euch vor der Hand nicht mehr sehen. Ueberlaßt ihn also lediglich mir; zumal ich aus dem Bericht des Köhlers abnehme, die Wunde sey eben nicht sehr gefährlich. Da übrigens der gestrenge Herr Ritter in der Köhlerhütte nur ein sehr armseliges Lager gefunden haben dürfte, so macht in Eurem Kloster Anstalten, daß er dort besser gepflegt werde. Ich will es ihm beibringen, daß Ihr, sein Bruder, noch am Leben seyd, und wenn er Euch dann sehen will, so werde ich Euch sogleich weitere Botschaft schicken. Aber jetzt laßt mich! Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Burkhard ging, mit gefalteten Händen immer betend, in das Kloster zurück. Der Wundarzt aber eilte in die Hütte. Er fand den Ritter wegen des Blutverlustes zwar sehr schwach; die Wunde aber nicht tödtlich. Na dem Verbande, den der ehrliche Heinz gemacht hatte, wußte er indeß Vieles zu tadeln. Er verband nun den Ritter der Kunst gemäß, und blieb die Nacht bei ihm. Gegen Morgen schlummerte der Kranke ein und schlief bis gegen Mittag. Als er aufwachte, fand der Arzt kein Bedenken, ihm beizubringen, Bruder Burkhard lebe noch, sey gegenwärtig wohlerrwürdiger Pater Schaffner in dem nahen Karthäuserkloster, habe den gestrengen Herrn Ritter schon in der vergangenen Nacht besuchen wollen, sich aber — da der Ritter ihn für einen Geist angesehen — sogleich wieder entfernt, und brenne nun vor Verlangen seinen geliebten Bruder Albert zu sprechen.

Ritter Albert wußte nicht, daß er dem ihm wohlbekannten Kloster so nahe sey. Von unzähligen Feinden verfolgt, war er nur immer darauf bedacht gewesen, ihnen auf abgelegenen Wegen zwischen Wald und Felsen zu entgehen. Die Nachricht des Wundarztes war ihm daher so überraschend als erfreulich. Keine Arznei, auch nicht die allerköstlichste, die irgend ein Arzt in der Welt ihm würde verordnet haben, hätte eine herzkärkendere und wohlthätigere Wirkung hervorbringen kön-

nen. Albert fühlte ein ganz neues Leben in sich. Es war ihm, als fließe ihm neues frischeres Blut durch die Adern. Er richtete sich in dem Bette auf. Seine Augen glänzten vor Freude, und Alles umher erschien ihm in einem freundlicheren Lichte.

„O Gottlob!“ rief er, und reichliche Thränen flossen über seine Wangen. „Er lebt! Ich bin kein Mörder! O Bruder, Bruder, geliebtester Bruder Burthard, ach, daß diese leidige Wunde mich nicht hinderte, augenblicklich zu dir zu eilen, und dir die zugesagte Beileidigung auf den Knien abzubitten!“

Der Arzt war in seinem größten Vergnügen. Er rieb sich die Hände und rief: „Köhler, Köhler, ein, Heinz, eilt, rennt, lauft und holt seinen Herrn Bruder, den hochwürdigen Vater Schaffner Burthard.“

Der Köhler machte sich eilends reisefertig, und sagte, indem er seinen Sonntagstroß anzog: „Ich allein bin Manns genug, das aufgetragene Geschäft zu besorgen. Um alle Welt lasse ich mir die Freude nicht nehmen, dem ehrwürdigen Vater Schaffner diese Freudenbotschaft zu bringen. Er hat mir schon so viel Gutes gethan, daß ich es ihm in meinem Leben nicht vergelten kann; wie freue ich mich, ihm wenigstens etwas Gutes sagen zu können.“

### Freudiges Wiedersehen der zwei Brüder.

Burkhard kam und trat in die Stube; Albert streckte ihm beide Arme entgegen, und Burkhard eilte mit offenen Armen auf ihn zu. Beide umarmten sich weinend, herzlich und innig. Es war ein herzerschütternder Anblick. Alle, die zugegen waren, Arzt, Köhler und Köhlerin weinten vor Rührung und theilnehmender Freude — sogar Heinz, der seit seiner früheren Jugend keine Thräne mehr vergossen hatte, konnte die Zähren nicht mehr zurückhalten.

Indeß war eine Sänfte mit zwei Maulthieren vor der Köhlerhütte angekommen, um den noch sehr leidenden Ritter Albert sanft über die steilen, steinigten Bergsteigen zu bringen, die zum Kloster führten. Albert wurde in die Sänfte gehoben, und der Wundarzt setzte sich ohne weiters zu ihm, indem er erklärte, als Arzt sey er hier am nöthigsten, und der hochwürdige Vater Schaffner müsse es sich für diesmal gefallen lassen, zu Fuße nachzufolgen.

In dem Kloster war bereits in dem besten Gastzimmer ein Bett für den verwundeten Ritter bereitet, in das er mit Hülfe des Arztes gebracht wurde. Burkhard setzte sich, als sich alle Andere entfernt hatten, an das Bett, und die beiden Bräu-



der hatten sich so Vieles zu sagen und zu erzählen, daß sie noch lange nicht fertig waren, als die mitternächtliche Glocke Burthard in den Chor rief.

Nach einigen Tagen war Albert so weit hergestellt, daß der Wundarzt erklärte, diesen Morgen müsse der Herr Rekonvaleszent einen Spaziergang in den Garten machen.

„Liebet einen Gang in die Kirche!“ sagte Albert. „Ja, mein theurer Bruder Burthard,“ fuhr er fort, „danke Gott am Altare, daß wir gegen alle Erwartung einander wieder gefunden haben. Ich werde von Herzen in deinen Dank mit einstimmen.“

Sie gingen zur Kirche. Burthard trat in festlichem Priestergewande an den Altar, dem Allerböchsten ein Dankopfer darzubringen. Für Ritter Albert hatte man in die Mitte des Chors einen Betstuhl hingestellt, und dem werthen Gaste zu Ehren mit rothem Tuche bedeckt. Der acht und neunzigjährige Prior und alle ehrwürdige Väter des Klosters waren in den Chorstühlen zugegen. Mit welchen Empfindungen aber Albert auf dem Betstuhle kniete, auf dem einst sein Bruder und er als Knaben neben ihrem seligen Vater gekniet hatten, und mit welcher Rührung er seinen Bruder, den er so lange für todt gehalten, nun an dem Altare erblickte, läßt sich mehr fühlen, als sagen. Sein ganzes Herz war voll Dank und Anbetung.

Aus der Kirche gingen beide Brüder in die Zelle des Priors, um ihm für Alberts gütige Bewirthung zu danken. Albert aber sprach: „Ehrwürdiger Vater Prior! Da ich und mein Bruder als kleine Knaben das erste Mal hier gewesen sind, habt Ihr gesagt: kein Mensch wisse, was ihm bevorstehe, und es sey gut, daß ein Weltmann, wenn er der Welt satt geworden, in einem Kloster eine sichere Zufluchtsstätte finden könne, um da nur Gott und sich selbst zu leben. Dieses habt Ihr im Geiste der Weissagung gesprochen. Mein Bruder hat diese Zufluchtsstätte gefunden; verstoßt mich, da ich bisher nur als Gast hier war, nicht aus dieser Gottgeweihten Stätte.“

Der ehrwürdige Prior lächelte sanft und sagte: „Es sey so — wenn auch Ihr zuvor Euch einem Probejahre unterziehen wollet. Ich denke indeß, Ihr werdet es gut bestehen. Es ist mir nunmehr klar, daß Euer Großvater und Eure Großmutter, indem sie dieses Kloster stifteten, ihren Enkeln, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Zuflucht gegen die Uebeln der Welt bereitet haben.“

### **Noch zwei bemerkenswerthe Begebenheiten.**

Der ehrliche Heinz hatte, während sein Herr krank darnieder lag, das Krankenzimmer nicht verlassen; nur ging er täglich in die heilige Messe, und betete mit großer Andacht für seinen Herrn.

Als er hörte, sein Herr wolle Rathhäuser werden, ward er sehr bestürzt. Indes besann er sich und sagte: „Nun wohl, er thut recht! Ich sehe ihn lieber unter diesen frommen, redlichen Männern, als dort in jenem falschen, wälschen Schlosse. Aber was soll ich anfangen. Ich bin ein alter Kerl, tauge nicht mehr zum Krieg, und kein Ritter wird mich mehr in seine Dienste nehmen.“

Er ging in den Klostergarten, um nach dem langen Zimmerstehen frische Luft zu schöpfen, und seinen trüben Sinn ein wenig zu erheitern. Der Herbst hatte die Blätter der Bäume bereits gelb gefärbt; die Sonne schien aber mild und freundlich. Der Gärtner, der eben ein Gartenbeet umgrub, warf die Schaufel weg, sprang auf ihn zu, und grüßte ihn auf das freundlichste als seinen ehemaligen Kameraden und tapfern Kriegsgenossen. Heinz sah ihn lange starr an, und rief endlich: „Je braver Kurt, wie kommst du denn hieher, und wie kommst du zu diesem grünen Anzuge und der grünen Gärtnerschürze?“

„Gott sey dafür Lob und Dank!“ sagte Kurt. „Auf die Fürbitte meines Ritters wurde ich dem alten Gärtner als Gehülfe beigegeben. Nach dessen Tod wurde ich, da ich dieses Handwerk gut begriff, als Kloster Gärtner angestellt.“

Heinz freute sich, sagte aber mit einem Seufzer: „Ach, wenn nur auch für mich in diesem Kloster ein solches Plätzchen zu finden wäre!“

Sie sprachen noch mit einander — da kamen Albert und Burkhard in den Garten, näherten sich ihnen; und Burkhard sagte: „Guter Heinz, wenn es Euch recht ist, so seyd Ihr hiemit, auf die Fürbitte meines Bruders Albert, Klosterpförtner; es fügte sich recht gut, daß der alte Pförtner schon seit einiger Zeit gewünscht hat, seinen Dienst niederzulegen, und sich in die Ruhe zu begeben.“

Heinz und Kurt waren voll Freude. Die ehrlichen Krieger lobten um die Wette ihre zwei Herren, die ihnen so gute Dienstknechte verschafft hatten, und dankten Beide einmüthig Gott für seine väterliche Vorsorge.

Nachdem in Deutschland der Friede wieder hergestellt war, und man sich damit beschäftigte, die alte gute Ordnung wieder einzuführen, wurden die zwei Burgen Finsterwalde und Föhrenbach jenem Ritter, der sich mit Gewalt und wider Recht ihrer bemächtigt hatte, wieder abgenommen; zur Strafe wurde er seiner eigenen Burg für verlustig

erklärt, aus der Zahl der Ritter ausgeschlossen, und verurtheilt, als gemeiner Reitersknecht zu dienen. Da die beiden Burgen Alberts und Burghards herzogliche Lehen waren, und die zwei Brüder als Ordensgeistliche keine Ansprüche mehr darauf machten, so fielen diese Lehen an den Herzog von Schwaben zurück. Einige Kaiserhöfe aber, die keine Lehen, sondern Eigenthum der zwei Brüder waren, blieben ihnen. Beide Brüder machten damit dem Kloster, an das diese Güter angränzten, ein Geschenk, jedoch unter der Bedingung, daß von den Erträgnissen außer dem, was das Kloster zu seinem eigenen nothwendigen Unterhalte bedürfe, fleißige Arbeiter in ihren Geschäften unterstützt, und zur Arbeit untüchtige Leute davon ernährt werden möchten.

Albert, der sein Probejahr rühmlich zurückgelegt hatte, ward in das Kloster aufgenommen, und lebte mit seinem Bruder, so wie mit den übrigen Ordensbrüdern, in seliger Eintracht; beide Brüder fanden endlich neben ihren Aeltern und Großältern ein Grab — und wie sie und alle ihre Wittbrüder und Freunde hofften — im Himmel bei Gott auch Eine Seligkeit.



# **I n h a l t.**

---

	<b>Seite</b>
<b>Timotheus und Philemon</b> . . . . .	<b>5</b>
<b>Das Karthäuserkloster</b> . . . . .	<b>135</b>

---

Im Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Kurze Erzählungen für die Jugend** von dem Verfasser der Oesterreicher, **Christoph v. Schmid**. Neue Sammlung. Duodezformat. Preis 18 kr. oder 6. sgr.

Dieses lehrreiche Lesebüchlein, das durch seine gewählten Geschichten aus dem Pflanzen- und Thierreich der Jugend Veranlassung gibt, in der ganzen Natur die Weisheit, Güte und Allmacht des Schöpfers zu bewundern, hat bereits in mehreren Schulen als Leseübungsbüchlein Eingang gefunden und ist zu diesem Zwecke nach dem Urtheil bewährter Lehrer insbesondere sehr zu empfehlen. An diese neue Sammlung kurzer Erzählungen schließt sich an die neueste Sammlung unter dem Titel:

**Kurze Erzählungen für die Jugend** von dem Verfasser der Oesterreicher, **Christoph v. Schmid**. Neueste Sammlung. Herausg. von **Albert Werfer**. Duodezformat. Preis 12 kr. od. 4 sgr.

Auch diese lehrreichen 84 kurze Erzählungen und 25 gute Lehren in schönen Fabeln, eignen sich ganz vorzugsweise zu Leseübungen in den Schulen, wie beim häuslichen Unterricht. Wenn man sich direkte an die Verlags-handlung wendet, findet bei Bestellungen von 12 und mehr Exemplaren, sowohl der neuen wie der neuesten Sammlung, ein äußerst billiger Preis statt, so daß diese zweckmäßigen Lesebüchlein auch in den Landschulen leicht eingeführt werden können.

---

## **Katholisches Gebethbuch für die Jugend.**

Von

**Christoph von Schmid,**

Theol. Doctor, Domkapitular und bischöfl. geistlicher Rath.

Mit Approbation des bischöfl. Ordinariats.

Zwölf Bogen in Duodez-Format auf schönstem weißen Raschinenpapier mit einem prächtigen Stahlstich.

Preis 27 kr. oder 9 sgr.

---

# **Quintin Messis.**

Ein Gedicht in zwölf Gesängen

von

**A. Werfer.**

In Oktavformat, mit farbigem Umschlag. Preis 15 kr., oder  
5 sgr.

Dem allverehrten Verfasser der Oesterer Domherrn  
Christoph von Schmid gewidmet.

---

## **Nachklänge**

aus den Erzählungen

des

**Verfassers der Oesterer**

**Christoph von Schmid.**

(Gedichte.)

Eine Festgabe zu dessen 80sten Geburtstag.

Mit Christoph von Schmid's Porträt.

Oktavformat in farbigem Umschlag broschirt.

Preis 30 kr. od. 10 sgr.

---

Die

## **Sommerabende auf Sinai**

oder:

**Der Vater als Lehrer im Kreise seiner Kinder.**

Eine

Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen  
und Erzählungen.

Der lieben Jugend als Schulpreis und Festgabe

gewidmet von

**Pfarrer A. Dörle.**

Oktavformat, mit einem schön. Titellkupf. Pr. 36 kr. od. 12 sgr.

---



# **Erzählungen**

für  
**kleine Knaben und Mädchen,**

von  
**J. G. Wirth,**

Oberleiter der Kleinkinderbewahranstalten in Augsburg.

Duodezformat mit einem schönen Stahlstich als Titelbild  
und lithographirten Umschlag.

Preis 12 kr. oder 4 sgr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen  
Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

**Augsburgisches**

**K o c h b u c h**

ausgearbeitet

von

**Sophie Juliana Weiler.**

**Fünf und zwanzigste Originalausgabe**

in Oktavformat Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Dies ist das Kochbuch aller Kochbücher; — beinahe alle andern sind erst nach diesem und aus diesem entstanden; denn bei seinem ersten Erscheinen existirten kaum noch 3 bis 4 gedruckte Kochbücher. Daß sich das Augsburger Weiler'sche Kochbuch aber bei der Unfehlbarkeit seiner Kochvorschriften, insbesondere auch durch Sparsamkeit allezeit und bis heute noch, als das Vorzüglichste bewährte, bestätigen hinlänglich

**Fünf und zwanzig Auflagen!!!**

Es sollte daher in allen Haushaltungen angeschafft werden.

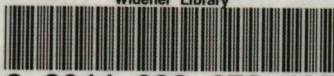








Videner Library



3 2044 098 672 405

